UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01364480 2

RPR

BIBLIOTECA CENTRALA
A
UNIVERSITAŢII
DIN
BUCUREŞTI

No. Curent 3395 Format.....

No. Inventar..... Anul .....

Secţia..... Raftul .....

XXII
40

3395

Wegend. Aromunen I.

Meisenbach Riffarth & Co. Leipzig grav

AUF DEM WEGE NACH AVDHELA

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Inv. 3395.

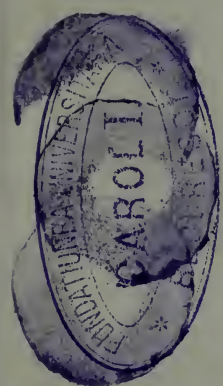
DIE AROMUNEN

ETHNOGRAPHISCH-PHILOLOGISCH-HISTORISCHE UNTERSUCHUNGEN

ÜBER DAS VOLK DER SOGENANNTEN MAKEDO-ROMANEN ODER ZINZAREN

VON

GUSTAV WEIGAND



ERSTER BAND

5368.

LEIPZIG
JOHANN AMBROSIUS BARTH (ARTHUR MEINER)
1895

39 (=59:495)(04)
459.0 (495)(04)
9 (=59:495 (04)

1961
L

Übersetzungsrecht vorbehalten.

DR
27
A8W4
Bd.1

Druck von August Pries in Leipzig.

LAND UND LEUTE.

BERICHT DES VERFASSERS

ÜBER SEINE REISEN IN DER SÜDWESTLICHEN BALKANHALBINSEL

NEBST

DREI WISSENSCHAFTLICHEN BEILAGEN,

EINEM TITELBILD, ACHT TAFELN, ACHT HOLZSCHNITTEN

UND EINER ETHNOGRAPHISCHEN KARTE.

LEIPZIG
JOHANN AMBROSIUS BARTH (ARTHUR MEINER)
1895

MEINER LIEBEN FRAU.

Vorrede.

Wie ich schon in dem zweiten, vor einem Jahre erschienenen Bande gesagt habe, bezieht sich der Name „Aromunen“ auf das walachisch redende Volk der südwestlichen Balkanhalbinsel, das mit Makedo-Walachen, Südrumänen, Pindus-Walachen, transdanubische Walachen, Kutsowlachen, Zinzaren etc. bezeichnet wird. Alle diese Namen sind unzutreffend in Beziehung auf Verbreitung und Herkunft, oder Spottnamen, wie die beiden letzten. Da man sich doch schließlich einmal über einen Namen einigen muß, habe ich denjenigen vorgeschlagen, den das Volk in allen seinen Gebieten sich selbst zulegt, nämlich „Aromunen“, welches die deutsche Wiedergabe für „Arămânĭ“ ist. Nicht entfernt ist es mir in den Sinn gekommen, diesen Namen zu erfinden, oder gar in Anlehnung an Miklosich's Form „Rumunen“ zu bilden, wie mir dies Gustav Meyer in seiner Kritik in den indogermanischen Forschungen unterlegt hat. Für die Daco-Rumänen hat man ja eine allgemein gebräuchliche Form: Rumänen, da war Miklosich's „Rumunen“ überflüssig, aber für die „Aromunen“ besteht keine einheitliche Form, daher ist eine solche nötig. Was war also natürlicher, als ihnen ihre eigene Bezeichnung zu belassen, allerdings unter der deutschen Form; die Rumänen mögen Arămânĭ oder Armânĭ schreiben, für sie geht das an, für Deutsche aber nicht, weil ihnen die Laute ă und î unbekannt sind. Daß man nicht die von Hugo Schuchardt und anderen bevorzugte Form Südrumänen wählen kann, habe ich Seite 296 dargelegt; damit kann man die südlich der Donau wohnenden Daco-Rumänen bezeichnen, die sogar abzüglich der Rumänen der Dobrudscha zahlreicher

sind, als die Aromunen. Wenn jemand einen passenderen Namen vorgeschlagen hätte, würde ich ihn gern angenommen haben, da das nicht geschehen ist, bleibe ich bei dem nicht von mir erfundenen, sondern allgemein bei dem Volke verbreiteten.

Der vorliegende erste Band meines Werkes über das Volk der Aromunen enthält Berichte über meine Reisen, die ich in der Zeit vom 30. April 1889 bis zum 24. Mai 1890 in Makedonien, Albanien, Epirus und Griechenland ausgeführt habe. Der sich daran schließende Aufenthalt in Serbien, Ungarn und Istrien bot zu wenig Neues, als daß eine Beschreibung sich gelohnt hätte. Ich beabsichtige nichts weiter als in einfacher, objectiver Weise meine Reiseerlebnisse, sowie Land und besonders die Leute, in erster Linie die Aromunen, dann aber auch die mit denselben in Berührung lebenden Völker zu schildern. Alles gelehrte Beiwerk habe ich absichtlich ferngehalten, wo ich meine philologische Neigung angesichts mancher falscher, geläufiger Erklärungen nicht unterdrücken konnte, habe ich meine Erklärungen in die Anmerkungen verbannt und das spezifisch ethnographische und geographische Material habe ich in drei Beilagen untergebracht. Durch das am Schlusse angebrachte Namen- und Sachregister soll das Auffinden der zerstreut in der Beschreibung vorkommenden Orte und Notizen über die verschiedensten Dinge erleichtert werden und zugleich sollen einige Erklärungen für öfters gebrauchte, im Deutschen unbekannte Ausdrücke gegeben werden.

Die beigegebenen Tafeln und Holzschnitte beruhen auf eigenen Aufnahmen mit Ausnahme von Tafel VIII, zu der mir Herr Papahagi eine Photographie zur Verfügung gestellt hat. Genanntem Herrn bin ich auch sonst für manche wertvolle Mitteilung zu Dank verpflichtet.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß mein Werk oder gar die beigefügte Karte frei von Irrtümern sein werde, ich bin mir vielmehr bewußt, daß manches Mißverständnis mit unterlaufen sein kann, manches Falsche sich eingeschlichen

hat, aber das kann ich versichern, daß alles was ich publiziere bestem Wissen und Gewissen entspricht, daß es ohne Voreingenommenheit nach irgend einer Seite hin geschrieben ist. Es ist ja selbstverständlich, daß die Aromunen mehr berücksichtigt werden, als die anderen Völker, aber einen anderen Vorzug als diesen, sollen sie nicht genießen. Auf die sozialen, kulturellen und politischen Verhältnisse habe ich besonders mein Augenmerk gerichtet; wie die Leute leben, was sie denken, und welches ihre Kämpfe und Bestrebungen sind, habe ich dargestellt, sowie ich es gefunden habe. Der Kampf sowohl mit geistigen, als mit wirklichen Waffen, der Kampf um die politische und kulturelle und konfessionelle Überlegenheit, der Kampf um Leben und Gut wird in jenen Gebieten erbitterter und rücksichtsloser geführt, als in irgend einem anderen Lande Europas, und nur den so mangelhaft entwickelten Verkehrs- und Zeitungsverhältnissen und der so strengen Aufsicht der türkischen Behörden ist es zu verdanken, daß ganz sporadisch einmal der Vorhang gelüftet wird, hinter dem Europa entsetzt einen Blick auf jenen Kampfplatz wirft. Jetzt, wo ich wieder in kultiviertem Lande lebe, denke ich nur mit Grausen an jenes unglückliche Land zurück, die Worte fehlen mir um meiner Entrüstung über die schmachvollen Zustände Ausdruck zu geben, wie sie zur Schande Europas heute noch in Albanien und im Innern Makedoniens herrschen, Länder, wo Willkür und Fanatismus über das natürlichste Recht triumphieren, wo Knechtung und Roheit alle freien Regungen unterdrücken, wo Einkerkerung und Verbannung Unschuldiger und frecher Mord an der Tagesordnung sind, wo niemand seines Lebens sicher ist, Zustände für die man allerdings nicht die Türken als solche, sondern das ganze verlotterte und korrumpierte Regierungssystem und den unduldsamen Fanatismus der Muhamedaner, sowohl der Türken, wie der noch schlimmeren Albanesen, verantwortlich machen muß.

Um nicht der Übertreibung geziehen zu werden, habe ich nur solche Vorkommnisse angeführt, die ich selbst erlebt habe, oder von durchaus zuverlässigen Leuten mitgeteilt erhielt, aber

was ich gelegentlich von bulgarischen und albanesischen Bauern, von arom. Keradži und Hirten zu hören bekam, habe ich unterdrückt, ja ich habe mich bemüht alles Günstige, was sich für das herrschende Volk anführen läßt, in den Vordergrund zu stellen, aber doch will ich meinem überwallenden Gefühl der Entrüstung über die muhamedanischen Grausamkeiten wenigstens in der Vorrede Luft machen, meinem innigsten Mitgefühl für die unterdrückte christliche Bevölkerung Ausdruck verleihen. Es wird doch hoffentlich einmal der Zeitpunkt kommen, wo man der schmachvollen Türkenherrschaft ein Ende machen wird. So brave und edle Menschen es unter diesem Volke giebt, die große Masse ist fanatisch christenfeindlich, nur wo sie aus Rücksichten auf Europa gezwungen sind, zeigen sie sich duldsam, freiwillig haben sie noch nie Zugeständnisse für die Besserung der Lage der Unterdrückten gemacht. Wer, wie der Türke nur Sinn für das behagliche, faule Wohlbefinden, für den Kjefe hat, der denkt nur daran sich von der Arbeit der Unterdrückten mästen zu lassen, der bringt jedem Kulturfortschritt eine feindliche Gesinnung entgegen, in der berechtigten Angst, daß er dem herrschenden, mittelalterlichen Systeme ein Ende machen wird.

Es bleibt mir noch übrig den gelehrten Corporationen, der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, sowie der kgl. Akademie in Berlin und der kgl. preußischen Regierung meinen Dank abzustatten für die reichliche Gewährung von Unterstützungen, die mir die Reisen ermöglichten.

Der dritte Band, das etymologische Wörterbuch der aromunischen Sprache, wird erst in zwei bis drei Jahren erscheinen können, da vorher der Codex Dimoniu, von dem erst ein kleiner Teil veröffentlicht ist, vollständig publiziert sein muß.

Meiner lieben Frau, die sich der Mühe unterzogen hat, meine Stenogramme in Kurrentschrift zu übertragen und die beim Lesen der Korrekturen einen großen Eifer bethätigt hat, sei das Werk als schwacher Ausdruck meines Dankes gewidmet.

Leipzig, im Juni 1895.

G. W.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort . . . . . VII—X

I. Kapitel. Frühjahr 1889 . . . . . 1—37

1. Reise nach Monastir 1
2. Monastir 3
3. Rosna-Tšiftlik 10
4. Ausflug nach Neveska 16
5. Halil Rifat Paschas Verdienste 20
6. Ausflug nach Vlacho-Meglen u. Rückkehr nach Monastir 22
7. Kruševo 31
8. Umgebung von Monastir 35

II. Kapitel. Reise durch Mittelalbanien. Sommer 1889. 38—122

1. Reise nach Ochrida über Malovišta 38
2. Über das Verhältnis der Muhamedaner zu den Christen in Ochrida 42
3. Ausflüge nach Struga und St. Naum 45
4. Aufenthalt in Ochrida 51
5. Reise nach Lănga 55
6. Lănga 59
7. Reise nach Elbassan 64
8. Elbassan und die Höhle von Bidzulá 71
9. Berat 78
10. Musakjé und seine Bewohner 82
11. Durch Tomoritsa und Opara 88
12. Muskopolje und Schípiska 96
13. Kortša (Koritsa) 106
14. Rückkehr nach Monastir und Aufenthalt daselbst . . 112
15. Ausflug nach Gopeš 114
16. Rosna. Bulgarische Hochzeit 118

III. Kapitel. Südwest-Makedonien, Epirus und West-Thessalien. Herbst 1889 . . . . . 123—176

1. Pissoderi 123
2. Kastoria und Chrupišta 125
3. Lapsišta 128
4. Grebena 130
5. Avdhela 132
6. Perivoli 135
7. Vovusa 139
8. Laïsta 140
9. Dobrinovo und Lešnitsa 143
10. Flamburari 145
11. Über Grebeniti nach Métsovo 147
12. Metsovo und Reise nach Janina 149
13. Janina 154
14. Siraku, Kalarites und das Kloster Kjepine 157
15. Das Überschreiten der Pindus-Kette. Kóturi. Vendista 164
16. Kalabaka und die Meteoronklöster 169
17. Trikala und Reise nach Athen 172

Seite

IV. Kapitel. Winter 1889/90 . . . . . 177—195
1. Aromunen und Albanesen in Athen 177
2. Ausflug zu den Aromunen der Manjana in Akarnanien 183
3. Suroveli 187
4. Ochtu. Katsarós, Kutšobina und Rückkehr 192
V. Kapitel. Frühjahr 1890 . . . . . 196—224
1. Von Athen über Theben und Chalkis nach Volo . . 196
2. Volo und Umgebung 201
3. Velestino und Larissa 203
4. Toivaš und Tempethal 205
5. Tsaritsena und Elassona 207
6. Servia 210
7. Xerolivadhon und Verria 215
8. Salonichi 221
VI. Kapitel. Ost-Makedonien. Spätfrühjahr 1890 . 225—256
1. Serres und Džumaja 225
2. Ramna, Poroja und Doiran 232
3. Gjövgjöli 238
4. Vlacho-Meglen, Ljumnitsa 241
5. Kupa und Chuma 244
6. Tsernareka und Rückreise nach Salonik 246
7. Rückkehr. Uesküb 252
Erste Beilage . . . . . 257—270
1. Typus 257
2. Gesten 260
3. Tracht 260
4. Anlage der Dörfer 266
5. Bau und Einrichtung der Häuser 268
Zweite Beilage 271
1. Vorbemerkungen 271
2. Namen und Stämme unter den Aromunen 273
3. Frühere Angaben über die Verbreitung und Zahl der Aromunen 278
4. Statistik 281
I. Gruppe, Zentrum. 281
II. Gruppe, Makedonien 286
III. Gruppe, Albanien 288
IV. Gruppe, Epirus 291
V. Gruppe, Altgriechenland 292
VI. Gruppe, Thessalien 293
Uebersicht 294
5. Frühere Zahl, Rückgang der Bevölkerung und seine Ursachen 296
6. Die Bewegung der aromunischen Bevölkerung . . . 301
7. Nationale Strömung und Schulen 304
Dritte Beilage (Zur ethnographischen Karte) 313
1. Bemerkungen zur topographischen und physikalischen Geographie 313
2. Bemerkungen zur Ethnographie und Sprachgrenzen . 317

I. Kapitel.

Frühjahr 1889.

1. Reise nach Monastir. (30. April—3. Mai.)

Gratsko, meine letzte Bahnstation auf der Linie Belgrad—Salonichi, war nach einer 40stündigen Fahrt von Leipzig aus erreicht. Da es erst 4 Uhr nachmittags war, wollte ich noch an demselben Tage meinem Reiseziele Monastir näher kommen. In keinem der beiden Chane war ein bequemer Wagen zu erhalten, und so mußte ich mich schweren Herzens entschließen, eine Telega zu nehmen, einen kaum federnden, kastenartigen Wagen, in dem man nur liegen oder mit ausgestreckten Beinen sitzen kann. Um 5 Uhr setzte sich das Gefährt, gezogen von zwei erbärmlich aussehenden Pferden, in Bewegung. Anfangs fuhren wir in mäßigem Trabe über Feldwege hin, als wir aber die Landstraße erreicht hatten, begann das Unangenehme meiner Lage sich fühlbar zu machen. Eingeengt zwischen meinen acht Gepäckstücken wurde ich bald nach links, bald nach rechts geschleudert, und näherten wir uns, was öfters vorkam, einer jener tiefen Rinnen, die das Wasser quer durch die Straße gerissen hatte, dann stützte ich verzweiflungsvoll den Körper auf die Arme, um die Wucht des Stoßes einigermaßen abzuhalten. Den Rosselenker schien nichts zu stören. Beständig hieb er auf die Pferde ein, und machte nur dann eine Pause, wenn er sich eine frische Cigarette wickelte; der Peitsche gab er unterdessen einen originellen Platz, indem er den Stiel einfach in den Nacken schob. Gegen 10 Uhr kamen wir im Chane Rakle an. Die wenigen Zimmer waren besetzt, und ich hätte auf dem Flure zwischen den

Fuhrleuten mein Lager aufschlagen müssen, wenn nicht ein türkischer Offizier, der von meiner Ankunft hörte, die Liebenswürdigkeit gehabt hätte, mir sein Zimmer abzutreten. Um 3 Uhr früh setzte ich in Gesellschaft von zwei aromunischen Kaufleuten aus Neveska den Weg fort. Ich hatte die beiden Herren, die aus Rumänien kamen, schon an der Grenzstation kennen gelernt und schloss mich ihnen gerne an. Da der Weg stark bergan führte, gingen wir zu Fuß weiter. Es war sternhell, die Luft angenehm und mild, und Hunderte von Nachtigallen ließen sich in den Büschen hören.

Im Gegensatz zu anderen südeuropäischen Ländern läßt man hier den Vögeln vollen Schutz angedeihen, und das Wegfangen der Singvögel um sie zu genießen, kommt nie vor. In den Städten überrascht den Fremden auch die große Zahl von Ringeltauben, die unbehelligt umherfliegen und an den Häusern nisten. Das Beispiel der Türken wirkte hierin veredelnd auf die Christen.

Doch nun zurück zur Reise. Nach mehrfacher Unterbrechung, verursacht durch das Brechen eines Rades, das zu wiederholten Malen notdürftig durch Stricke zusammengeflickt wurde, kamen wir gegen 11 Uhr nach dem Städtchen Prilep. Den dreistündigen Aufenthalt benutzte ich, um der rumänischen Schule einen Besuch zu machen, die für die dortige aromunische Kolonie unter der zum größten Teil bulgarischen Bevölkerung eingerichtet ist. Die weitere Fahrt durch die etwas eintönige Ebene ging rasch von statten. Gegen 6 Uhr abends gelangten wir nach Monastir, wo mich meine Begleiter verließen. Ich war froh, endlich den Folterkasten verlassen zu können, doch eine Anzahl blauer Flecke erinnerte mich noch tagelang an die Fahrt. Mit Freuden wurde ich in dem gastlichen Hause meines Freundes Perikles Robe aufgenommen, den ich in Leipzig kennen gelernt und schon auf einer Reise im Jahre 1887 besucht hatte. Seinem Rate und seiner Vertrautheit mit den dortigen Verhältnissen verdanke ich vieles, das mir ohne ihn entgangen wäre.

2. Monastir. (3.—17. Mai.)

Monastir war der geeignetste Ort, von dem aus ich meine Touren in die aromunischen Dörfer West-Makedoniens unternehmen konnte. Hierhin kehrte ich immer wieder zurück bis zum Herbste, als ich mich nach Epirus und Griechenland begab, von wo ich nach dem Norden zurückkam nur um Ost-Makedonien zu besuchen. Was ich über Monastir während meines wiederholten Aufenthaltes daselbst erfahren habe, will ich gleich im Zusammenhange darstellen.

Monastir, oder türkisch Manastir, von den bulgarischen Bauern Bítolj (Bitólia) genannt, ist die Hauptstadt des Vilajets, als solche Sitz der türkischen Behörden und ein Haupt-Waffenplatz. Auch befinden sich daselbst Konsulate von Griechenland, Rußland, Großbrittannien, Österreich-Ungarn, welch letzteres auch die deutschen Interessen vertritt; Serbien hat zuweilen ein Konsulat gehabt und neuerdings ist auch ein rumänisches Konsulat errichtet worden. Die Bevölkerung nimmt beständig zu, namentlich durch Zuzug von Muhamedanern aus Bosnien, Serbien und Bulgarien, die Mohadžir (Flüchtlinge) genannt werden. Die Zahl der Bewohner beträgt über 50000, die den verschiedensten Nationalitäten angehören. Genaue Zahlangaben über das Verhältnis der einzelnen zu machen, ist nicht möglich.

Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die Bulgaren, 20000 an der Zahl. Ich will hier gleich anführen, daß ich die Bewohner von Makedonien Bulgaren und nicht Serben nenne, weil sie sich selbst so nennen und weil auch ihre Sprache ein bulgarischer Dialekt ist; allerdings bemerke ich dazu, daß sich diese West-Bulgaren, die Makedonier, von den Ost-Bulgaren in der Sprache unterscheiden, und zwar wesentlich nur durch den Akzent, daß aber in der Formenlehre (Anhängung des Artikels, Pronomen „jaz“, Comparation, Bildung des Futurs, Aufgeben des Infinitivs etc.) die Sprache der Makedonier sich durchaus auf Seite des Bulgarischen stellt, und nicht auf Seite des Serbischen, daß ferner in manchen Punkten das

Makedonische seine eigenen Wege geht, während das Serbische und das Ost-Bulgarische übereinstimmen. Die Frage nach der Nationalität der Makedonier darf überhaupt nicht so gestellt werden, daß man fragt: Sind die Makedonier Serben oder Bulgaren? sondern: Welches Volk hat mehr Anrecht, sie für sich in Anspruch zu nehmen? Diese Frage muß durch den Slavisten im Verein mit dem Ethnographen und Geschichtsforscher entschieden werden, am wenigsten aber kann sie in einer so oberflächlichen Weise, wie das von Gopčević in seinem „Makedonien und Altserbien“ geschehen ist, beantwortet werden.

Was die Slavafeier betrifft, auf die Gopčević mit Unrecht großes Gewicht legt, so kommt diese auch in Ost-Bulgarien, sogar in Bessarabien vor, andererseits wird sie in Makedonien strichweise gar nicht oder nur vereinzelt gefeiert, wie z. B. in Monastir, wo nur einzelne Familien die „Sfetets“ oder „Služba“ d. i. „die Feier des Familienpatrons“ begehen. Auch die Walachen Meglens kennen eine ähnliche Feier, an der sich aber das ganze Dorf beteiligt. Für mich persönlich besteht auch nicht der geringste Zweifel, daß die Makedonier den Bulgaren zugerechnet werden müssen.

Nächst den Bulgaren kommen für Monastir die Muhamedaner in Betracht, in einer Gesamtzahl von 18000, (ohne die Garnison) die sich aus Türken, Mohadžiren und Albanesen zusammensetzt.

Die Aromunen, die hauptsächlich aus den zerstörten Städten Muskopolje, Nikolitsa und Linotope stammen, in neuerer Zeit ziehen auch viele von Kruševo über, sind etwa 8000 Köpfe stark, nach der Schätzung des österreichischen Konsuls Herrn Pogatscher, der sich eingehend mit der Statistik beschäftigt hat. Meine aus aromunischer Quelle stammende Angabe von 13000 Seelen (Olympo-Walachen p. 5) ist entschieden zu hoch. Von einer Gräzisierung dieser Aromunen, wie Gopčević angiebt, kann nicht die Rede sein; man spricht überall in den Familien aromunisch, nicht griechisch, selbst in Athen, wo ich mit einer Anzahl Studenten von Monastir

zusammenkam, bedienten sich diese, die doch gewiß von griechischen Ideen durchdrungen sind, unter einander der aromunischen Sprache. Wenn, was in Monastir ziemlich häufig vorkommt, Mischehen zwischen Bulgaren und Aromunen eingegangen werden, so wird wohl immer das Bulgarische, als die in Monastir gebräuchlichere Sprache den Sieg davontragen, einerlei ob der Vater oder die Mutter bulgarisch ist. Erst in allerjüngster Zeit beginnt die griechische Sprache infolge der Schulen und Kindergärten in aromunische und albanesische Familien einzudringen. Das griechische Element ist nur durch einige wenige Familien vertreten, wohl aber ist die griechische Partei, die in erster Linie durch die Aromunen, dann durch Bulgaren und eine kleinere Zahl von Albanesen gebildet wird, recht stark, stärker selbst als die bulgarische, während die rumänische Propaganda noch keinen nennenswerten Anhang in Monastir zu gewinnen vermocht hat.

Die Zahl der spanischen Juden beträgt an 4000. Sie sind meist arme Handwerker, Tagelöhner und Lastträger; nur wenige Familien sind wohlhabend. Ich machte die Bekanntschaft eines spanischen Juden, der von der türkischen Regierung nach Deutschland geschickt worden war, um dort Landwirtschaft zu studieren und sich seit längerem in Monastir aufhielt, um eine landwirtschaftliche Versuchsstation einzurichten, wozu er aber die nötigen Mittel nicht erhalten konnte. Dieser sagte mir betreffs der dortigen Juden, daß ein großer Unterschied zwischen ihnen und denen von Salonichi bestehe. Letztere seien intelligent, regsam, ausgezeichnete Handelsleute, während in Monastir die Juden träge, unwissend und in Schmutz und Armut versunken seien. Mir schien nach eigener Beobachtung das Urteil zu hart zu sein, wenigstens sind die jüdischen Handwerker durchweg fleißige Leute, die mit einem sehr bescheidenen Gewinn zufrieden sind.

Nicht unbedeutend ist auch die Zahl der Zigeuner, wegen des beständigen Zu- und Abzugs läßt sich keine Ziffer angeben. Sie sind vor allem Musikanten, Kesselflicker, Hufschmiede und Pferdehändler oder Vermittler beim Verkaufe.

Mit großem Geschicke versteht der Zigeuner einem alten Tiere den Anschein eines jungen zu geben, oder ein halblahmes so zu behandeln, daß es im Galoppe über das holperige Pflaster jagt. Zu spät entdeckt der Käufer, daß er es nur mit Stockschlägen in Bewegung setzen kann.

Die größte Armut herrscht unter den Zigeunern. Rührend ist es mit anzusehen, wenn die Soldaten mit den Überresten ihrer Mahlzeiten aus der Kaserne kommen, wie Hunde und Zigeunerfrauen sich schmeichelnd herandrängen, um sich in die Speisen zu teilen. Was Gopčević Seite 119 des o. a. Werkes über die Soldaten mitteilt, daß sie zur Betäubung ihres Hungers allabendlich ihr „Padiša tšok jaša“ jammerten, ist eine grobe Unwahrheit. Die Soldaten sind, das sieht man ihnen an, gut genährt; bleibt man ihnen auch die Löhnung oft lange schuldig, an Speise haben sie sicherlich keinen Mangel zu leiden, auch nicht auf den kleineren Stationen.

Es ist klar, daß in einer Stadt mit so verschiedenen Nationalitäten auch eine große Vielsprachigkeit herrscht; das Türkische und Bulgarische ist fast gleich verbreitet, die Aromunen, wenigstens die Männer, können außer ihrer Muttersprache bulgarisch und griechisch, die meisten auch türkisch und albanesisch; viele verstehen selbst das Spanische, das, wie sie wohl fühlen, viele Wörter mit ihrer Sprache gleich oder ähnlich hat. Daß in Gesellschaften zugleich mehrere Sprachen gesprochen werden, ist ganz gewöhnlich. Saß ich z. B. bei meinem Freunde zu Tisch, so sprach ich mit ihm deutsch, mit seiner Mutter griechisch, mit seinen Schwestern aromunisch, mit seinem Bruder, der die englische Schule in Konstantinopel besucht hatte, englisch. Die Befehle an die Dienerschaft wurden nur bulgarisch gegeben; kam Besuch, hielt man sich mehr an das Griechische, das als die Sprache der Gebildeten gilt, und man spricht es in Monastir gut, besser, oder ich will lieber sagen, mehr der Schriftsprache gemäß, als in den meisten Städten Griechenlands. Dafür sorgt vor allem die Schule.

Das griechische Gymnasium ist gut besucht und hat tüch-

tige Lehrer, ebenso die Mädchenschule, deren Gebäude ein Geschenk der Gebrüder Pinika, einer in Ägypten ansässigen Familie, ist. Eine andere aromunische Familie in Bukarest namens Mušiko hat 20000 Dukaten für die Knabenschule in Monastir und 8000 Dukaten für eine Mädchenschule in Platsa gestiftet. Die besten Kreise von Monastir, Aromunen und Bulgaren, schicken ihre Kinder in diese Schulen. Die Bulgaren haben in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht und auch große Erfolge errungen, sodaß sie mit der Zeit die griechische Schule überflügeln werden. Das rumänische Gymnasium ist fast ausschließlich von auswärtigen Schülern besucht, von Monastir selbst sind nur wenige darin, die Mädchenschule dagegen nimmt zu. Auch die Türken haben ihr Gymnasium, die Juden aber haben nur Volksschulen, die sich in einem bedauernswerten Zustande befinden. Die Kinder der besseren jüdischen Familien besuchen die griechischen Schulen, und auch die rumänische Mädchenschule hat deren eine Anzahl aufzuweisen.

Außer der nationalen Propaganda, die durch die Schulen betrieben wird, giebt es auch eine religiöse. Da ist die amerikanische Mission, die ein schönes Haus hat, wo einige bulgarische und albanesische Mädchen im protestantischen Glauben zur Arbeitsamkeit und Häuslichkeit erzogen werden; ferner die Lazaristen, die einen besonderen Einfluß auf die rumänische Schule auszuüben scheinen, was ein wesentliches Hemmnis für die Entwickelung derselben in Monastir bildet, da dem griechisch-orthodoxen Christen nichts mehr verhaßt ist, als der römische Katholik.

In der Stadt herrscht ein lebhafter Handel und Verkehr, befördert durch die überaus günstige Lage am Rande der großen, fruchtbaren pelagonischen Ebene, als Knotenpunkt mehrerer wichtiger Straßen. Eine Poststraße führt über Kortša nach Janina in Epirus, eine zweite über Kailar nach Thessalien, eine dritte nach Salonik, eine vierte nach Gratsko stellt die Verbindung mit der europäischen Post her, eine fünfte, die allerdings noch nicht vollendet ist, geht über Ochrida in

das Herz von Albanien und weiter an die Küstenplätze des adriatischen Meeres. Die kürzlich eröffnete Eisenbahn von Salonichi aus wird noch mehr dazu beitragen, die Bedeutung der Stadt als Handelszentrum für Westmakedonien und Ostalbanien zu erhöhen. Besonders hervorragend sind die Getreide-, Vieh- und Pferdemärkte. Der Preis der Schafe im Frühjahr beträgt 8 M., sinkt bis auf 4 M. im Herbste; für den Esel verlangt man 20—80 M., kleine, einheimische Pferde kosten 100—160 M., starke, große einheimische 150—200 M., ungarische 500—800 M.

Die Handwerker wohnen vielfach nach ihrem Gewerbe in gewissen Straßen zusammen und arbeiten in offenen Holzbuden, wo sie auch zugleich ihre Waaren aushängen. In der guten Jahreszeit kann man in der Nacht ihre Bewohner, soweit sie nicht bei ihren Familien in einem andern Stadtteil wohnen, in Decken eingehüllt reihenweise auf dem Straßenpflaster liegen sehen; dort wird ihre Ruhe weniger gestört, als im Innern der Buden.

Ein besonders buntes Bild gewähren die Wochenmärkte (Pazar), wohin die bulgarischen Bauern und Bäuerinnen in den verschiedensten Trachten auf kleinen, schwerbeladenen Eseln ihre Produkte bringen. Zwiebeln, Paprika und Knoblauch finden die meisten Liebhaber. Wie viele müssen sich mit einem Stück Maisbrot und etwas geröstetem Paprika begnügen, und doch wie dick und rotwangig sehen die Weiber von Bukova bei dieser Kost aus!

Billig kann man in Monastir leben, wenn man nicht gar zu empfindlich in Bezug auf Zubereitung der Speisen ist. An Knoblauch und Olivenöl muß sich allerdings gewöhnen, wer längere Zeit im Lande verweilen will. Schaffleisch und Ziegenfleisch ist immer zu haben, selten aber Rind- und Kalbfleisch; im Frühjahr bringt das Lammfleisch und im Winter Schweinefleisch etwas Abwechselung. Gemüse giebt es verschiedene, die mir unbekannt waren, und an Früchten, wie Feigen, Trauben, Zucker- und Wassermelonen ist kein Mangel, aber das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Klassen

ist das Maisbrot. Kartoffeln haben sich noch nicht einzubürgern vermocht.

Das Klima der Stadt ist nicht besonders gut, im Frühjahr und Herbst herrscht Malaria, im Sommer gastrisches Fieber. Das schlechte Wasser, die auf der Südwestseite liegenden Sümpfe, überhaupt die oft überschwemmte Niederung des Tsernaflusses und die unvorsichtige Lebensweise der niederen Klassen sind die Ursachen der großen Sterblichkeit. Die städtische Verwaltung sucht durch Kanalisation und teilweise Einführung von Wasserleitung die Verhältnisse zu bessern. Man hat selbst die bedeutenden Kosten nicht gescheut und das Flüßchen Dragor, das seine Quelle auf dem nahen, bis Ende Juli mit Schnee bedeckten Peristeri (2599 m) hat und die Stadt durchfließt, mit einem guten Quai einzufassen.

Das Aussehen der Straßen ist das der türkischen Städte im allgemeinen; der Boden ist mit Schmutz und Unrat bedeckt, bei Regenwetter namentlich gerät man in Verlegenheit, wie man weiter kommen soll, bei schönem Wetter muß man sich in Acht nehmen nicht einem räudigen Hunde auf den Schwanz zu treten, oder von den Lastträgern überrannt zu werden, oder von der breiten Ladung der Lasttiere nicht einen derben Stoß zu bekommen. Dabei wimmelt es im Marktviertel von Menschen: Bauern, müßige Soldaten, vermummte Türkinnen, schmutzige Zigeuner, Weiber mit Kindern bepackt, Bettler mit ekelhaften Krankheiten, zerlumpte Juden, aromunische Keradži in ihrer weißen Tracht, die mit lautem Geschrei ihre Pferde antreiben, der Kaufmann in fränkischer Tracht, alles stößt und schiebt sich an einander vorbei, ohne Hast zu verraten.

Ich versuchte einmal eine Aufnahme in einer belebten Straße zu machen; es gab aber gleich solch' einen Auflauf, daß ein Polizist mich bat, davon abzustehen.

Manche Bekanntschaften machte ich während meines Aufenthaltes in der Stadt. An erster Stelle muß ich dankbar Herrn Pogatscher, den österreichischen Konsul, erwähnen, der mir beim Verkehr mit den Behörden seinen thätigen Beistand

lieh und in liebenswürdigster, freundschaftlichster Weise mir manche angenehme Stunde verschafft hat.

Ferner waren mir die Herren Apostel Margarit und sein Sohn Taki, die Professoren sowie einige Schüler der oberen Klassen am rumänischen Gymnasium behilflich bei meinen sprachlichen und ethnographischen Studien betreffs der Aromunen; ebenso verdiente sich Herr Jerasimos Kyriaš meinen Dank in Bezug auf das Albanesische.

---

3. Rosna-Tšiftlik. (17.—23. Mai.)

Um nicht bei meinen Ausflügen von den Keradži abhängig zu sein, kaufte ich ein Pferd, ein starkes, wohlgebautes Tier, leider aber, wie sich erst später herausstellte, für Gebirgstouren wenig geeignet, da es zu hochbeinig war; in der Ebene aber bewährte es sich als ein vortrefflicher Läufer. Mit Freund Perikles brach ich am 17. Mai nach Rosna auf. Eine leidlich gute Straße führt durch die gut angebaute Ebene der Tserna nach Süden. In Negotšan flüchteten wir vor einem ausbrechenden Gewitter in den Chan, der einem Aromunen gehört, wie das in diesem Teile Makedoniens fast durchweg der Fall ist. Der Besitzer mit einem oder zwei Burschen besorgt die Geschäfte, während er die Familie in der Heimat, im Gebirgsdorfe, läßt, wohin er in meist großen Zwischenräumen zum Besuche kommt. Oft hat der Chandži auch einen Laden, in dem er alle möglichen Artikel an die Bauern verkauft. Sein Verdienst ist nur mäßig, seine und seiner Familie Bedürfnisse sind aber äußerst bescheiden, woher es kommt, daß sich alle mit der Zeit eine kleine Summe ersparen, mit der sie sich, wenn sie die Fünfziger erreicht haben, in ihr Heimatdorf zurückziehen. Im allgemeinen sind die Chane nicht besonders sauber, doch ist mir aufgefallen, daß diejenigen der Aromunen bei weitem reinlicher sind, als die der Bulgaren und Albanesen.

Als das Gewitter vorüber war, zogen wir weiter. Bei Sakúlevo ritten wir durch das hochgestiegene Wasser des gleichnamigen Flusses und hinter Vărbeni passierten wir eine lebensgefährliche Brücke. Der Steinbogen ist zusammengestürzt bis auf einen Streifen, der nur 30 cm Breite in der Mitte hat. Für gewöhnlich reitet man durch das Wasser, aber diesmal war es unmöglich, weil der Bach zu hoch angeschwollen war. Kurz vor Rosna verließen wir die Straße und bogen in einen Feldweg ein, der sich zwischen üppigen Maisfeldern nach dem Dorfe hinzieht.

Wütendes Hundegebell empfing uns, worauf die Bauern zusammenströmten um ihren Gutsherrn zu begrüßen. Ich benutze die Gelegenheit, um an dieser Stelle die Tšiftlikwirtschaft, die auf dem türkischen Boden so sehr verbreitet ist, zu beschreiben, so wie ich sie in Rosna kennen lernte. Wenn auch im Einzelnen Abweichungen von den dort geltenden Bestimmungen vorkommen mögen, so ist im Grunde doch das Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauern überall dasselbe.

Schon von weitem läßt sich ein Tšiftlik von einem anderen Dorfe unterscheiden. Inmitten einer Anzahl niedriger Lehmhütten erhebt sich ein massives, turmartiges Gebäude, das weiß angestrichen und mit Ziegeln bedeckt ist; dies ist die Wohnung des Gutsherrn während seines Aufenthaltes daselbst. Nur selten ist seine Familie anwesend; das Leben auf dem Tšiftlik ist für die meist reichen Besitzer zu wenig anziehend, mitunter sogar gefahrvoll. Das sieht man auch daran, daß das untere Stockwerk des Herrnhauses meist keine Fenster hat, und das obere mit Schießscharten versehen ist. Außerdem liegt das Haus in einem mit hohen Mauern umgebenen Hofe. In Rosna ist neben dem Hauptthore noch eine Art Wachtturm angebracht.

Auf jedem Gute befinden sich mehrere Wächter, fast immer Albanesen, die wegen ihrer Treue, Zuverlässigkeit und Tapferkeit bevorzugt sind. Abwechselnd durchstreifen sie Tag und Nacht die Gemarkung, einmal, um Felddiebstahl zu verhindern, dann aber auch, was noch wichtiger ist, jede durch

Räuber drohende Gefahr zeitig zu melden. Dieses Gesindel ist nämlich so frech, daß es oft in die Dörfer eindringt und den Gutsherrn herausholt, um dann ein hohes Lösegeld zu erpressen. In Rosna sind zu verschiedenen Malen ihre Angriffe zurückgeschlagen worden.

Als wir eines Abends fröhlich beisammen saßen, erschallte plötzlich vor dem Dorfe ein Schuß, worauf Perikles und sein Vetter Tasso erschrocken aufsprangen und sofort die Lampe auslöschten. „Räuber“ war das einzige, was sie in ihrem Schrecken mir zuriefen. Dann wurde nach den Gewehren gegriffen, und das Stroh aus den Schießscharten gezogen. Wir stellten uns jeder an eine derselben auf den verschiedenen Seiten des Hauses auf und warteten gespannt. Wir hörten einige Schüsse in der Ferne. Nach einer halben Stunde kamen die Albanesen und meldeten, daß die Räuber in ein benachbartes Dorf eingedrungen aber wieder zurückgeworfen worden wären. Mir schien das Ganze nur blinder Lärm gewesen zu sein, aber immerhin sah ich doch, in welcher Angst die Leute vor den Räubern dort leben.

Die armen Bauern haben wenig oder nichts zu fürchten, da sie nichts zu verlieren haben; besonders diejenigen eines Tšiftliks erwerben nur mit Mühe ihren Lebensunterhalt.

Der Boden, sowie sämtliche Häuser gehören dem Gutsherrn, der durch seine Knechte, soviel Land und welches er will, bebauen läßt. Von dem Übrigen erhalten die Bauern je nach der Anzahl ihrer Ochsen (2—5 Paar) Stücke zugewiesen. Sie bekommen die Saat geliefert. Von der Ernte erhält die Regierung den Zehnten, von den verbleibenden 9 Zehnteln wird die Saat abgezogen, von dem Reste erhalten Bauer und Gutsherr jeder die Hälfte. In manchem Tšiftlik wird die Saat nicht abgezogen. Außerdem sind die Bauern verpflichtet dem Gutsherrn ihr Zugvieh zur Verfügung zu stellen, wenn er größere Sendungen zu machen hat.

Ist der Gutsherr anwesend, müssen die Bauern der Reihe nach Geschenke, in Lebensmitteln bestehend, wie Hühner, Eier, Milch, Brot u. s. w. zu seinem Unterhalte senden. Die Wächter

müssen beständig von ihnen unterhalten werden; auch diese bekommen Land zugewiesen, das von den Bauern unentgeltlich bearbeitet werden muß. Als Gegenleistung von Seiten des Gutsherrn für die Geschenke haben sie Weide und Holz frei. Den Ertrag der Weinberge teilen Gutsherr und Bauer, die vorkommende Arbeit aber haben die Bauern allein zu besorgen. Der dortige Wein ist etwas herb, man versteht auch nicht, ihn zu behandeln und muß sich wundern, daß der Ertrag der Stöcke trotz der mangelhaften Pflege so reichlich ist.

Das Gut ist so groß, daß die 50 Familien des Tšiftliks bei weitem nicht zur Bearbeitung ausreichend sind, sondern daß auch noch große Gebiete an die Bauern von benachbarten Dörfern verpachtet sind, die als Zins etwa ein Viertel des Ertrages im Herbste abzuliefern haben. Dennoch bleibt ein gutes Drittel jährlich brach liegen. „Mit deutschen Bauern und besseren Geräten könnte der Ertrag auf das Fünffache gesteigert werden", versicherte mir mein Freund. Trotzdem betrug die Summe, um die der Unternehmer dem Staate den Zehnten abgekauft hatte, im verflossenen Jahre 26000 Piaster, etwa 5000 M., folglich wurde der Gesamtertrag auf 50000 M. geschätzt. Der wirkliche Ertrag ist aber bedeutend höher, denn die Pächter des Zehnten, Spahi, wollen etwas dabei verdienen. Ein Christ kommt nur selten dazu, dieses Geschäft machen zu können, denn die Beys betrachten es als ihr Privilegium, das ihnen mehr einbringt als der Ertrag ihrer Güter.

Die meisten Tšiftlik gehören den Muhamedanern, doch auch viele Christen und einige spanische Juden sind Besitzer derselben. Die Bauern sind fast ausschließlich christliche Bulgaren, in Albanien christliche und muhamedanische Albanesen und in Epirus Griechen; die Aromunen dagegen wohnen frei auf ihren Bergen. Nur in der Landschaft Musakjé giebt es zum Stamme der Faršerioten gehörige Aromunen, die auf dem Tšiftlik arbeiten. Außerdem findet man auch viele Zigeuner, die entweder als Knechte auf dem Gute thätig sind oder als

Bauern sich niedergelassen haben; namentlich gilt dies für Mittelalbanien.

Das Klima in Rosna ist sehr gut, mild und gesund. Fieber, wie es in Monastir herrscht, kommt dort nicht vor. Fast beständig weht ein mäßiger Wind über die Ebene, sodaß die sommerliche Hitze leicht ertragen werden kann. Auch an Regen ist kein Mangel.

Die Bauern sind faul, schmutzig und verlogen. Sie wachsen fast ohne Bildung heran, nur sehr wenige können lesen; für den Unterricht geschieht soviel wie nichts. Da sie es doch zu nichts bringen können, geht ihnen jedes Interesse ab, sich Kenntnisse zu erwerben. Ihr Fleiß würde vor allem dem Gutsherrn Gewinn bringen, deshalb arbeiten sie nicht mehr, als unbedingt notwendig für ihren Unterhalt ist.

Am 20. Mai war das Fest des Evangelisten Johannes, bei welcher Gelegenheit die geschmückten Bauernmädchen auf dem Platz im Dorfe zusammen kommen, wo sie große Lehmballen kneten, aus denen die Pogatscha, die Schüssel geformt wird, in der das Brot gebacken wird. Sie ist von runder Gestalt, etwa einen halben Meter im Durchmesser, mit einem Rand von 6 cm Höhe. Wenn sie glühend gemacht ist, kommt der Teig hinein, darüber ein kupferner Deckel. Dann wird das Ganze auf glühende Asche gestellt und mit Asche zugedeckt, bis das Brot gebacken ist. Als ich mit meinem photographischen Apparate herankam, um die versammelte Gruppe aufzunehmen, flüchteten die meisten Mädchen, noch ehe ich den Apparat fertig aufgestellt hatte. Nur wenige gelang es fast mit Gewalt zurückzuhalten. Am Abend erfuhr ich von den Feldhütern den Grund ihrer Flucht: sie hatten geglaubt, ich hätte einen „fränkischen“ Zauberapparat, mit dem man die Menschen „in natura“ sehen könne.

Am folgenden Tage war Schafschur, zu der wir bei einem Bauern eingeladen waren. Verwandte und Bekannte finden sich hierzu ein und helfen die Schafe scheeren. Dabei wird ein Lamm geschlachtet und nach gethaner Arbeit findet eine Schmauserei statt, wobei auch tüchtig Branntwein getrunken

wird. Die vielen höflichen Redensarten, die beim Trinken der schlichteste Mann anwendet, erregten so meine Verwunderung, daß ich sie nicht unerwähnt lassen möchte. Als wir uns dem Hause näherten, kam uns der Besitzer mit dem Willkommengruße entgegen, hinter ihm seine Frau. Beim Eintreten in das Zimmer fand eine zweite Begrüßung statt und, als wir uns auf dem Teppiche niedergelassen hatten, die dritte, immer mit denselben Worten. Dann reichte der Bauer dem Gutsherrn die Schnapsflasche, indem er sagte: Zu deinen Diensten, Tšorbadži. (So wird der Vornehme angeredet.)

Gutsherr: Möge es dir gut gehen und der liebe Gott dir Glück schenken.

Bauer: Amin (Alle Anwesenden, selbst die Muhamedaner stimmen darin ein, manche schlagen auch das Kreuz.)

Gutsherr: Viel Segen für die Felder.

Bauer: Amin.

Gutsherr: Die Leute deines Hauses sollen leben, auch die Tiere.

Bauer: Amin.

Gutsherr: Die Schafe mögen gesund bleiben und sich vermehren, für eins sollen Tausend werden bei dem, der hat; wer nicht hat, soll hundert bekommen.

Bauer: Amin.

Gutsherr: Gott segne die Blagotia (Erträgnisse der Schafe wie: Milch, Butter, Käse) sie werde mit Gesundheit und Glück gegessen.

Bauer: Amin.

Gutsherr: Auf deine Gesundheit.

Bauer: Ich danke.

Wenn der Gutsherr getrunken hat, reicht er die zinnerne Flasche, Pagur genannt, dem Bauer, der ebenso viele, womöglich noch mehr Wünsche auf dem Herzen hat, zumal einem Unverheirateten gegenüber, dem man eine gute und reiche Frau wünscht und viele gesunde Kinder. So geht der Pagur nur sehr langsam herum. Dann werden kalte Speisen herumgereicht und man ist nicht blöde beim Zugreifen.

Unter türkischen und albanesischen Studien, Ausflügen in die Umgebung zur Orientierung verging mir die Zeit auf dem Tšiftlik sehr rasch.

---

4. Ausflug nach Neveska. (23.—29. Mai.)

Am 23. Mai 8 Uhr früh verließ ich in Begleitung von Freund Perikles und einem Albanesen Rosna. Wir durchschritten die Ebene in südwestlicher Richtung und bogen dann südlich in ein Thälchen ein, das uns an dem kleinen durch Räuberei berüchtigten Dorfe Leskovets vorüber nach Negovan, einem hübschen von Albanesen aus Epirus (Argyrokastro) bewohnten Orte mit 150 Häusern, führte. Die Entfernung von Rosna beträgt 2 Stunden. Es befinden sich daselbst auch etwa 20 aromunische Familien. Der Ort besteht erst seit 30 Jahren. Die meisten Männer dieses Dorfes arbeiten in Rumänien als Zimmerleute. Jährlich einmal geht ein Bote hin und holt Geld für den Unterhalt der zurückgebliebenen Familien.

Von dem Pfarrer wurden wir freundlich aufgenommen und mit Eierkuchen und Dickmilch bewirtet. Schon war ich im Begriffe aufzubrechen, als ein Saptjé kam und meinen Paß verlangte. Ich war in keiner geringen Verlegenheit, denn ich hatte mir bis dahin noch keinen türkischen Paß verschafft, der allein im Innern des Landes zu gebrauchen ist. Seiner Instruktion gemäß wollte er mich nach Florina führen, trotzdem der Pfarrer und mein Freund für mich gut sprachen. Ich erklärte ihm schließlich, da ich ungeduldig wurde, ich würde ihm nicht gutwillig folgen, er solle nur nach Florina gehen und von dort in Monastir telegraphisch sich bei der Polizei über mich erkundigen. Wenn er dann keine befriedigende Auskunft erhalte, solle er nach Neveska kommen und mich dort holen. Darauf ging ich weg. Perikles und der Albanese blieben zurück; dafür ließ ich mich von zwei Fachri-Saptjé begleiten. Auf einem schmalen Fußpfad ging es auf-

wärts und wir traten in den Wald ein. Bald mußte ich mich tief bücken, um nicht durch die Äste vom Pferde gestreift zu werden, bald mußten die Baumzweige auseinandergebogen werden, um überhaupt nur durchzukommen. Aber das Schlimmste kam noch, nachdem wir den Wald verlassen und auf einem vom Regen durchweichten Pfade an einem Bergesabhange hinzogen. Über die gefährlichste Stelle waren wir glücklich hinweg, als der Boden unter den Hinterfüßen des Pferdes wich. Zum Abspringen war für mich kein Platz, ich beugte mich soweit als möglich nach vorn, und den Anstrengungen des Pferdes und der beiden am Zügel ziehenden Saptjé gelang es, mich aus der gefährlichen Lage zu befreien. Ich verwünschte meine Begleiter, die, um eine Stunde Wegs abzuschneiden, mich diesen schrecklichen Pfad geführt hatten. Der weitere Weg war besser. Ich unterhielt mich mit meinen Begleitern in griechischer Sprache, und zeigte ihnen dann durch ein Fernrohr, das für sie ein unbekanntes Instrument war, einen auf dem gegenüberliegenden Berge weidenden Schäfer, worauf sie in erstaunte Rufe in aromunischer Sprache ausbrachen. So merkte ich erst, daß sie Aromunen waren. Sie erzählten mir, daß die Aromunen in Negovan aus Belkamen stammen. Nach zwei Stunden Marsch von Negovan aus, kamen wir in Neveska an. In dem Hause des mir von meiner ersten Reise her bekannten Lehrers Jonesku Kerana wurde ich herzlich bewillkommnet. Freunde und Bekannte stellten sich bald ein, um mich zu begrüßen.

Die Lage des Ortes ist ganz reizend. Wie fast alle aromunischen Dörfer liegt es auf steilem Bergesabhang, in dem oberen Teile eines Thales, das nach Norden zu sich senkt. Rings ist der Ort umgeben von Wald und saftigen Wiesen, die von reichlich fließenden Quellen bewässert werden, deren Temperatur zwischen 7 und 9° R. schwankt. Eine Quelle aber, šoput d'ingjos genannt, zeigt nur $5^3/_4{}^0$ R. Die Kälte des Wassers erklärt sich aus dem Umstand, daß der Vitšuberg, auf dessen Abhang das Dorf liegt, bis in den Sommer hinein an einzelnen Stellen mit Schnee bedeckt ist.

Wenn man von dem Dorfe aus etwas nach Süden geht, fällt der Berg schroff in ein Thal, in dem die Dörfer Selenitš und Streberne liegen. Nach Osten begrenzt ein langgestreckter Kamm das Hochthal. Von dort aus genießt man einen wundervollen Blick auf die mit Dörfern übersäte, fruchtbare Ebene von Kailár, worin sich auch einige Seen zeigen.

Neveska zählt etwa 500 Häuser, sämtlich aus Bruchsteinen aufgeführt und mit dicken Schieferplatten bedeckt, fast ausschließlich zweistöckig. Man sieht sofort, daß in dem Orte Wohlstand herrschen muß. Dieser Eindruck wird noch vermehrt, wenn man in die Häuser eintritt. Von der freien Treppe aus gelangt man in einen geräumigen Flur, von dem aus 4 Thüren in die 4 Eckzimmer führen; eine bequeme Treppe geht von der Hinterseite des Flures in das obere Stockwerk, das in gleicher Weise eingeteilt ist. Der Flur ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie, in dem auch der Besuch empfangen wird, falls nicht eine besondere „gute Stube“ dafür da ist, wie man sie nach europäischer Art eingerichtet bei einer größeren Anzahl reicher Familien, an denen hier kein Mangel ist, findet.

Im allgemeinen sind die Zimmer nach unsern Begriffen etwas dürftig ausgestattet. Fast alle sind mit Teppichen belegt, auf deren Schönheit ein ganz besonderes Gewicht gelegt wird, während an den Wänden gepolsterte Sitze hinlaufen. Die Wände sind farbig angestrichen, die Decken geweißt und die Dielen blank gescheuert. In den Zimmern findet man häufig die Ecken mit rotem Stoffe ausgeschlagen, über dem eine Häkelei ausgebreitet ist. Eine Reinlichkeit herrscht, wie man sie besser nicht wünschen kann. Auch von Ungeziefer habe ich in den aromunischen Dörfern nie etwas gemerkt, wozu allerdings bemerkt werden muß, daß die meisten so hoch gelegen sind, daß das Ungeziefer dort nicht bestehen kann.

Die Bewohner sind meist Kaufleute in Ägypten und Rumänien, die die heißen Sommermonate hier bei ihren Familien in dem kühlen und gesunden Klima verbringen. Ihre Hauptunterhaltung besteht darin, daß sie an einem hübschen Plätzchen

auf der Wiese oder an einer Quelle den größten Teil des Tages über Karten spielen. In dem einsamen Gebirgsdorfe kann man ganz modisch gekleidete Herrchen sehen, die zu den Handwerkern und Hirten in Landestracht einen grellen Kontrast bilden. Ackerbau wird gar nicht getrieben, wohl aber Viehzucht. Fast jedes Haus hält eine Kuh und einige Bewohner haben zahlreiche Herden von Schafen.

Die Lebensmittel werden an den Werktagen von den Bulgaren aus der Ebene heraufgebracht. Daß an nichts Mangel war, sah ich an üppigen Gastereien, zu denen ich mittags und abends eingeladen wurde. Zur Begrüßung der Gäste erscheint die Frau des Hauses, sie hilft auch beim Auftragen der Speisen, aber die jungen Mädchen bleiben verborgen, sowie sie das zwölfte Jahr erreicht haben. Um diese Zeit werden sie auch meistens schon verlobt.

Man gab sich die größte Mühe um mir meinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Am Tage vor meiner Abreise veranstaltete man noch ein Fest im Walde. In der Nähe einer Quelle hatte man zwei Hämmel am Spieß gebraten, eine Hütte im Walde errichtet und dort wurde von den 16 Personen nicht nur das ganze Fleisch, sondern auch noch eine Menge Bukuvala (ein Gebäck aus Brot, Butter und frischem Käse) verzehrt und eine Unmenge Wein getrunken. Zum Schluß tanzte man auf der Wiese. So mäßig und nüchtern der Walache sonst ist, so ausgelassen und harmlos fröhlich ist er, wenn ihm die Gelegenheit dazu geboten wird. Aber immer schien es mir, als wenn es ihm viel mehr auf das Essen als auf das Trinken ankäme.

Dienstag den 28. Mai nahm ich Abschied. Um mein Wiederkommen zu sichern, mußte ich mich folgendem Brauche unterziehen. Man stellte ein mit Wasser gefülltes Holzgefäß vor mich, in das man ein zusammengebogenes Geldstück legte. Mit einem Fußtritte mußte ich es wegschleudern, und dann das Geldstück aufheben, um es immer bei mir zu führen. Ich that den guten Leuten den Willen.

Ich ließ mich von zwei Soldaten bis Negovan begleiten,

aber wir schlugen nicht den auf der Herreise benutzten Pfad, sondern die Straße, die zum Teil erst vollendet ist, ein. In Negovan machte ich kurzen Halt beim Pfarrer, wurde dann bis Leskovats von einem der Fachri-Saptjé begleitet, und ritt von da allein im schnellen Trabe durch die Felder zu meinem Freunde in Rosna, der mich, beunruhigt durch mein langes Ausbleiben, mit Ungeduld erwartete. Am folgenden Tage ritt ich in aller Eile nach Monastir, um mir einen türkischen Paß für die Reise in den Karadžova zu verschaffen.

---

5. Halil Rifat Paschas Verdienste.

(Monastir 30. Mai—1. Juni.)

Das Beiramfest gab mir Gelegenheit den damaligen Vali Halil Rifat Pascha zu besuchen. Er empfing mich sehr freundlich und versprach mir in jeder Beziehung mich unterstützen zu lassen, leider aber wurde er wenige Tage darauf von seinem Posten abberufen. Er war ein Mann, der drei Jahre lang zur größten Zufriedenheit der christlichen Bevölkerung sein Amt verwaltet hatte. Unter ihm war das Gebiet von Monastir das einzige in der ganzen Türkei, wo man mit einiger Sicherheit reisen konnte. Er ließ beständig Jagd auf die Räuber machen, die Gefangenen töten und ihre Köpfe zur Warnung aufstecken. Dadurch schaffte er Ruhe und Ordnung und gab durch die Einrichtung der Fachri-Saptjé, das heißt bewaffneter Leute, die abwechselnd aus den Bewohnern des Dorfes zum Schutze desselben bestimmt wurden, auch der christlichen Bevölkerung Gelegenheit, sich nicht nur mit Waffen in der Hand der Räuber zu erwehren, sondern auch etwaigen Angriffen der Muhamedaner entgegenzutreten. Unter Rifat Pascha wurde jeder Übelthäter ohne Rücksicht auf Religionsangehörigkeit bestraft. Es kam vor, daß wohlhabende Türken als Strafe zur Arbeit an den Landstraßen verurteilt wurden, während die armen mit Geldstrafen belegt wurden. So erwarb er sich

zwar die Liebe und Verehrung der Christen, aber den Haß der Türken, und dem einflußreichen Adel gelang es ihn zu entfernen und einen Mann an seine Stelle zu bringen, unter dem sie die Bedrückungen und Verfolgungen der Christen ungestraft ausüben durften. Die Fachri-Saptjé wurden sofort wieder abgeschafft, das Waffentragen verboten, und kurz darauf zeigten sich wieder Räuber, die, wie man wissen wollte, mit manchen Beys unter einer Decke stecken sollten. Rifat Pascha aber, ganz entmutigt, ließ in Smyrna, wohin er geschickt wurde, den Dingen ihren Lauf gehen, wie man es in der Türkei zu sehen gewohnt ist, doch ist er jetzt zum Minister des Innern ernannt worden. Er mag damals wohl erkannt haben, daß das Ankämpfen gegen die nun einmal herrschende Ansicht, daß die Christen die Sklaven der muhamedanischen Herrn sind, vergeblich ist. Wenn auch diese Ansicht in Küstenstädten, überhaupt in Gegenden, die mit dem Verkehr in Berührung kommen, nicht hervortritt, so gilt sie doch im Innern, und nach ihr handelt der Muhamedaner.

Am 1. Juni, nachdem ich mir einen türkischen Paß und einen Empfehlungsbrief verschafft hatte, kehrte ich nach Rosna zurück. Erst am 3. Juni bekam ich von Florina einen Suvari zu meiner Begleitung geschickt, da der Kaimakam behauptete keinen Auftrag zu haben, denn unterdessen war Rifat Pascha abberufen worden. Nur dem energischen Einschreiten des Herrn Konsul Pogatscher in Monastir verdanke ich es, daß der Kaimakam meinem Wunsche nachgab.

Der Zweck dieses Ausfluges war, mich zu vergewissern, was an den Erzählungen, die ich über die Walachen des Karadžova-Gebirges gehört hatte, Wahres wäre. Man sprach mir davon, daß sie Muhamedaner seien und eine dem Dacorumänischen ähnliche Sprache redeten.*)

*) Näheres über Volk und Sprache findet man in meinem Vlacho-Meglen, Leipzig 1892.

6. Ausflug nach Vlacho-Meglen und Rückkehr nach Monastir. (4—25. Juni.)

Am 4. Juni morgens 6 Uhr bei klarem Wetter traten wir unsere Reise an. Ich hatte nur eine Doppelledertasche, die auf beiden Seiten des Sattels herunterhing und eine Decke mitgenommen, da ich bald wieder zurück zu sein gedachte. Im raschen Trabe ging es nach dem am Fuße der Berge gelegenen Banitsa, von wo wir auf der guten Straße, die sich in vielen Windungen aufwärts zieht, die Paßhöhe bei Gornitšovo gewannen. Wir machten nach dem zweistündigen Ritte einen kurzen Aufenthalt, um Kaffee zu trinken. Als wir die Kula (Wachthaus, in dem die zur Bewachung der Straßen dienenden Soldaten Station haben) hinter uns hatten, schlugen wir einen Seitenweg ein, um schneller als auf der Straße ins Thal zu gelangen. Wir hatten von dort einen Blick auf den kleinen See von Petresko. Dann stiegen wir zu Fuß nach der Straße hinunter. Nach kurzer Zeit erreichten wir eine zweite Kula. Von dort wird der Weg so schlecht, daß man sich wundern muß, wie überhaupt noch Wagen auf demselben fahren können. Der bloße Fels liegt zu Tage, der außerdem mit einer Lage von Geröll überschüttet ist, da der Hohlweg bei Regengüssen sich in einen reißenden Bach verwandelt. Wir verließen bald wieder die Straße und waren um 10 Uhr am Nordwestrande des Sees von Ostrovo.

Über die sandige Fläche, die dem Nordufer vorgelagert ist, ging es im Galoppe hin vorüber an der etwa 100 m vom Ufer entfernten malerisch daliegenden Insel, die, wie ich höre, infolge des niedrigen Wasserstandes des Sees jetzt zur Halbinsel geworden ist und nach einer halben Stunde gelangten wir nach Ostrovo, wo wir Mittagsrast machten. Fische und Eierkuchen schmeckten uns vortrefflich. Als ich den Chandži über die Bevölkerung fragte, gab er mir zur Antwort: imís ksévrome roméïka (wir können griechisch); er wollte so das Geständnis, daß sie Bulgaren seien, umgehen, und doch auch

nicht direkt sagen, daß sie Griechen wären. Das Dorf hat 100 bulgarische und 50 muhamedanische Häuser.

Um 1 Uhr setzten wir den Weg auf dem Pfade über den Berg fort und gelangten jenseits auf die Straße, die Ostrovo eines Höhenzuges wegen nördlich umgeht. Ehe wir es gewahr wurden, hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, das ganz plötzlich losbrach, und zwar mit solcher Gewalt goß der Regen hernieder, daß ich schon durchnäßt war, ehe ich Zeit gefunden hatte, meine Decke loszuschnallen und mir überzuwerfen. Wir ritten gerade in einem Thale, in das von den seitlichen Abhängen das Wasser in Kaskaden herunterstürzte. Die Straße war in kurzem fußhoch überschwemmt, und da kein Haus in der Nähe war, sahen wir uns genötigt, den Weg fortzusetzen. Sehr unangenehm wurde mir der Umstand, daß ich Lederhosen trug, die in hohen Stiefeln steckten. Natürlich dauerte es nicht lange, daß die Stiefel mit Wasser gefüllt und die Lederhosen durchnäßt waren. Als auch das Unwetter längst vorüber war, wurde ich immer noch in der unangenehmsten Weise daran erinnert. Um $3\frac{1}{4}$ Uhr kamen wir nach Vladova. Wir eilten, möglichst bald nach Vodena zu kommen, da mich in der nassen Kleidung fröstelte, selbst die Schönheit des vom Kremu durchflossenen Thales, das durch seine üppige Vegetation auf die paradiesische Gegend von Vodena vorbereitet, berührte mich damals wenig. Um $4\frac{1}{4}$ Uhr ritten wir durch die engen und schmutzigen Gassen in Vodena ein.

Nach einigem Suchen fand ich das Haus eines wohlhabenden Aromunen namens Jorji Dimitri Tšoko, dessen Adresse ich bei meinem Aufenthalte in Neveska erfahren hatte. Ich wurde gastfreundlich von ihm aufgenommen. Meine erste Sorge war mich umzukleiden. Mit Hilfe der Garderobe meines Wirtes war ich bald in einen bulgarischen Bauern verwandelt. Wir gingen dann aus, besuchten einige der auf der berühmten Terrasse von Vodena gelegenen Café's, von denen man einen herrlichen Blick auf die darunter sich ausbreitende, üppig bewachsene Ebene genießt. Wir tranken verschiedene Raki,

denen ich wohl zu danken habe, daß die befürchtete Erkältung nicht zum Ausbruche kam.

Die ganze Stadt ist von den Wasserläufen des Kremu durchzogen, die sich von der Terrasse brausend in kleineren und größeren Wasserfällen in die Tiefe stürzen. Das Klima von Vodena ist ungesund. Man sieht auch der gelben Gesichtsfarbe der Bewohner an, daß sie viel an Fieber zu leiden haben. Den Haupterwerb bildet die Seidenzucht. Es sollen jährlich an 200000 Oka Kokons gewonnen werden. In den engen Straßen hat man Not den mit Maulbeerzweigen über und über beladenen Lasttieren auszuweichen.

Die griechische Partei hat in Vodena, das Sitz eines Bischofs ist, unter den Bulgaren großen Anhang, aber nicht aus Liebe zu den Griechen, sondern aus Furcht vor den Türken und vor dem Bischof. In letzter Zeit erst hat die nationalbulgarische Partei Boden gewonnen. Die Türken bilden etwa den dritten Teil der Bewohner, deren Zahl auf 14000 Seelen angegeben wird.

Am andern Morgen besuchte ich den Kaimakam, um ihm meinen Empfehlungsbrief zu überreichen und um einen neuen Brief und einen Suvari zur Begleitung nach der Landschaft Meglen zu erbitten. Beides gewährte er nur ungern. Man vermutete in mir, wie ich bei meiner Rückkunft hörte, einen österreichischen Offizier, der gekommen sei, um zu sehen, „wo man Kanonen aufpflanzen könne“. Daß ich der Aromunen wegen in den berüchtigten Karadžova gehen wollte, konnte man nicht begreifen. Erst um 12 Uhr, nach mehrmaligem Drängen, erschien der Suvari.

Zwischen Gärten und Maulbeerpflanzungen hin zogen wir in nördlicher Richtung, überschritten mehrere Male einen Bach und wandten uns dann in nordöstlicher Richtung über einen Berg an dem Dorfe Lukovatš vorüber nach Dragomantsi, das wir um 2 Uhr 15 Min. erreichten. Hier beginnt die Ebene, das sogenannte Bulgaro-Meglen. Die Längsachse derselben geht von Dragomantsi in nordöstlicher Richtung bis Fuštani und ist etwa 25 km lang, die Breite der Ebene schwankt zwischen

5 und 10 km. Sie ist eingeschlossen von steil abfallenden, hohen Gebirgszügen, von denen eine Menge Bäche und Bächlein herunterkommen, die die Ebene überreich bewässern, wie Slatina, Gulemareka, Bjelitsa, die vereinigt unter dem Namen Meglenitsa in südlicher Richtung abfließen. Die geschützte Lage, der gute Boden und die Wasserfülle bewirken eine so üppige Vegetation, eine so große Fruchtbarkeit, daß man selbst dreimal im Jahre ernten kann. Nur selten fällt Schnee. Die Bewohner sind zum größten Teil Pomaken, d. h. muhamedanische Bulgaren, die auch als fleißige Ackerbauer bekannt sind.

Durch diese Ebene ritten wir im schnellen Trabe, überschritten beim Dorfe Kosturian den einzigen in die Ebene vorspringenden niedrigen Höhenzug auf dem ehemals eine Burg gestanden hat, passierten die angeschwollene Bjelitsa und erreichten um 6 Uhr den Hauptort Súbotsko mit 200 meist muhamedanischen Häusern. Ich fand Unterkunft bei dem aromunischen Silberarbeiter Theodor Mišol; mein Pferd stellte ich im Chane ein.

Wohl in jedem größeren Orte kann man sicher sein einen oder mehrere Aromunen als Silberarbeiter, Chandži oder Krämer zu finden. So auch hier. Es waren fünf Personen aus Kruševo und Megarovo, die gemeinschaftlich ein Zimmer zum Schlafen gemietet hatten, wo auch ich gerade noch ein Plätzchen fand, groß genug, um mich ausstrecken zu können, das ich immer noch dem Aufenthalte in dem schmutzigen Chane vorzog.

Der Müdür hielt mich so lange auf, daß ich erst um 9 Uhr des folgenden Morgens aufbrechen konnte, geführt von einem Soldaten. Wir überschritten mehrere Bäche, hielten uns mehr nach dem Nordrande der Ebene hin, wo wir die kleinen Dörfer Sevrian, Izvor und Kastanki passierten, und erreichten um 12 Uhr Fuštani. Als ich meinen Begleiter, einen Pomaken, verabschiedete, geschah das Unerhörte, daß er den Bakschisch, den ich ihm wie üblich anbot, zurückwies. Auf meinen langen Reisen in der Türkei war dies der erste Fall und blieb auch der einzige.

Ich machte dem Müdür einen Besuch, um Soldaten zu

verlangen. Kaum hatte er meinen Paß aufgeschlagen, als er mir ohne Weiteres zu reden die Zunge herausstreckte. Ich war überrascht, aber merkte doch, was er wollte. In meinem Passe war der Titel „Doktor“ durch „Hekim“ Arzt übersetzt, was ihn veranlaßte, mich auch als solchen anzusehen und meinen Rat zu verlangen. Ich konnte nicht ausweichen, ohne den Verdacht zu erwecken, daß ich einen falschen Paß hätte; auch sah ich ja, daß ihm bei seiner faulen Lebensweise weiter nichts fehlte als mehr Bewegung. Ich riet ihm jeden Morgen kalte Abreibungen zu machen, jeden Abend eine auf der Höhe liegende Quelle zu besuchen und weniger zu rauchen. Das waren die Mittel, die ich den wohlbeleibten Türken empfahl, wenn sie mich, was noch öfter geschah, um ärztlichen Rat angingen, Mittel, die ich glaubte verantworten zu können.

Am Nachmittage zog ich mit zwei Soldaten weiter meinem ersehnten Reiseziele, dem Vlacho-Meglen, zu. Man muß mehrere Hundert Fuß hoch steigen, um eine zweite Ebene zu erreichen. Auch sie ist von den Bergen des Karadžova umschlossen mit zwei Ausgängen, einem nach Nordosten, dem andern nach Südwesten. Sie ist aber viel kleiner, etwa zwei Stunden lang, und weniger fruchtbar als das Bulgaro-Meglen. Immerhin wird hier noch Seidenzucht getrieben, und der dortige Paprika wird weithin verkauft.

Der Hauptort ist Nonte mit 450 Häusern, $1^1/_2$ Stunden von Fuštani entfernt. Von den Türken wird das Dorf Notie genannt, ich bezweifle aber sehr, ob es das von Kedrenos ed. Bonn. II, 462 erwähnte *Ἐνώτια* ist, wie Herr Jireček vermutet, einmal der Wortform Nonte wegen, das einem bulg. NѢTE entspricht und wovon die türkische Form nur eine Verstümmelung ist, dann auch weil seine Lage am Fuße eines steilen, hohen Berges nicht zur Lage einer Burg geeignet war, vielmehr wird diese auf dem vorhin erwähnten Höhenzuge bei Kusturian oder auf dem Fuštani nach Norden vorgelagerten Berge zu suchen sein. Die Bewohner sind muhamedanische Walachen, die sich mit Ackerbau und mit der Töpferei beschäftigen. Mit ihrem billigen Thongut ziehen sie weit umher.

Das Dorf war früher christlich, worauf die Nischen in den Mauern, für Heiligenbilder bestimmt hindeuten; ebenso ist die Einrichtung der älteren Häuser ganz christlich. Die Ruinen eines Klosters oder einer Kirche sollen noch vorhanden sein. Selbst das Kirchweihfest wird noch gefeiert, und christliche Vornamen sind ganz gewöhnlich. „Wie die Bewohner von Näte türkisch wurden“ wird im blg. Sbornik III c. p. 198 folgendermaßen erzählt: „Es giebt auch jetzt noch alte Leute im Dorfe die den Hergang von ihren Vätern, die Augenzeugen waren, gehört haben, es kann also nicht mehr als 100 bis 120 Jahre her sein. Am Ostersonntag hielt der Bischof in der Kirche den Gottesdienst. Ich weiß nicht, wie es kam, daß die in der Kirche befindlichen Leute von türkischen Soldaten umringt waren. Der Bischof ließ den Oberst benachrichtigen und bitten, daß er sie doch den Gottesdienst beendigen lasse. Als die Kirche aus war, ist auch der Bischof hinausgegangen, aber anstatt zu den Bauern zu sagen „Christos anesti“ wie es doch Gebrauch ist an diesem Tage, sagte er ihnen: „Siliam aliakim“. Die Bauern waren zuerst erschrocken und dann, ermutigt von dem Bischof, antworteten sie zusammen mit den Soldaten: aliakim siliam. „Wohl Brüder“, sagte der Bischof, „was wird besser sein: daß ihr Türken werdet und eure Weiber und Kinder habt und alle eure Habe oder daß ihr Gjauren bleibt und daß man euch erwürgt. Wenn ihr mich fragt, ich gebe euch den Rat, daß ihr ersteres thut und ich selbst bin mit euch“. Die Bauern folgten ihrem Bischof, machten ihn zum Pascha und ohne weitere Umstände wurden sie Türken, aber diejenigen, die das durchaus nicht wollten, haben sich in die andern christlichen Dörfer geflüchtet“.

Obgleich die Bewohner erst Ende des vorigen Jahrhunderts, um den Quälereien der Türken zu entgehen, zum Islam übergetreten sind, so übertreffen sie doch heute die Türken bei weitem an Grausamkeit, wie mir von den christlichen Bauern der Umgebung geklagt wurde. Es ist merkwürdig, wie schnell sie sich in dieser Beziehung auch äußerlich, was würdige

Haltung, Sitten und Kleidung betrifft, in Türken umgewandelt haben. Nur die Sprache haben sie gut bewahrt.

Wir wurden bei unserer Ankunft in einem dunkelen Stalle untergebracht, den wir mit den Pferden teilen mussten. Schon hatte ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, dort die Nacht zu verbringen, als der Wirt Musta Bey, ein stattlicher Greis, an den der Brief des Kaimakams von Vodena gerichtet war, erschien und mich einlud in sein Haus zu kommen, wo man ein Zimmer in Bereitschaft gesetzt hatte und gut für mich sorgte.

Hier hörte ich zum erstenmal den Dialekt, den ich kurz mit „Meglen“ bezeichnen will. Die Leute nennen ihre Sprache „Vlaški“ (walachisch), ebenso wie die Walachen Istriens, während die übrigen Walachen des Balkans „aromunešte“ reden. Da ich in dem muhamedanischen Hause nicht längere Zeit ohne zu stören bleiben konnte, ritt ich am nächsten Morgen nach dem ein Stündchen entfernten Bórislaf, das am östlichen Ende der Ebene liegt. Fünf Poljaks (Dorfhüter) begleiteten mich der Sicherheit wegen.

Das Dörfchen zählt nur 45 Häuser und ist ein Tšiftlik von Nonte. Ich stieg bei dem Vorsteher Dutšu ab. Dieser erzählte mir ihre Leiden, wie sie ausgesaugt würden von ihren Herren in Nonte, von der Regierung, von den Poljaks und durchziehenden Soldaten und in ohnmächtiger Wut müssen sie die Hand im Sacke ballen. Die größte Armut herrscht in den Dörfern. Die Häuser sind nur einstöckig, zwei und drei Familien wohnen in einem fast dunkeln Zimmer. Ihre Nahrung ist Maisbrot, Knoblauch, Zwiebel, Käse und Milch. Fleisch giebt es nur bei ganz besonderen Anlässen.

Am Nachmittage besuchte ich das nahe Lugunzi (Lunzi) und am andern Tage das hochgelegene Ošin, beide sind Tšiftlik. Von Ošin aus ging ich in das reizend im Walde gelegene Kloster, wo drei Mönche und sechs Nonnen friedlich miteinander hausen. Sonstiges von Interesse fand ich dort nicht.

Abends kehrte ich wieder nach Borislaf zurück und verbrachte die zweite Nacht in einem engen Verschlage, einge-

hüllt in meine Decke und überdies noch mit einem Schaffliess zugedeckt, damit der scharfe, eindringende Wind mir nichts anhaben könnte. Die Poljaks schliefen bei 8° R. im Freien, ohne Schaden zu nehmen.

Am 9. Juni, es war Pfingstsonntag, trat ich die Rückreise an. Ich hatte mich überzeugt, daß ich noch einmal und zwar auf längere Zeit in die Gegend kommen müsse, um den interessanten Dialekt genauer kennen zu lernen, da ich zu einem längeren Aufenthalte damals nicht vorbereitet war.

Auf meine Frage nach Liedern und Märchen wies man mich an den „walachischen“ Lehrer an der „griechischen“ Schule in dem „bulgarischen“ Dorfe Tušin. Ich ritt nach Nonte zurück, aß mit Musta Bey zu Mittag und gelangte in einer knappen Stunde nach Tušin. Dieses ist, beiläufig bemerkt, der einzige bulgarische Ort in Vlacho-Meglen. Der Lehrer war bald gefunden, und er brachte mir in der That ein größeres Gedicht, das er von seiner Großmutter gehört haben wollte. Es stellte in phantastischer Weise dar, wie die Römer nach Dacien und in die Türkei gekommen waren. Die Sprache war ein Gemisch aus Dako-Rumänisch und dem dortigen Dialekte. Er gestand dann auch bald zu, daß er selbst der Verfasser des Gedichtes sei. Er war längere Zeit in einem rumänischen Kloster auf dem Athos gewesen und dort mit rumänischer Sprache und Geschichte bekannt geworden.

Ich ritt nach kurzem Aufenthalte nach Fuštani, wo ich den Müdür auf einem Spaziergange traf; er teilte mir freudig den günstigen Einfluß der gemachten Abreibungen mit. Ich schickte von dort die fünf Poljaks zurück und setzte meinen Weg bis Súbotsko fort, wo ich mich nach viertägiger Fleischenthaltung an einem Hammelbraten laben konnte. Die Aromunen nahmen mich wieder bei sich auf, ließen sich aber tüchtig ihre Gastfreundschaft bezahlen.

Am andern Morgen eilte ich weiter. Ich war nur von einem Fußsoldaten begleitet, der, um trockenen Fußes durch den Fluß zu kommen, einen Bauer vom Felde herbeirief und sich von ihm hinübertragen ließ. Gegen Mittag kamen wir

nach Vodena, wo ich hörte, daß an demselben Morgen ein Mann von Räubern erschlagen worden war.

Den folgenden Tag benutzte ich zu einem Ausflug an die Wasserfälle und das in der Ebene liegende Kloster, reichlich belohnt durch den Anblick der herrlichen Natur.

Mittwoch den 12. Juni ritt ich auf demselben Wege, auf dem ich gekommen, nach Rosna zurück. In der Nähe von Maremchane hörte ich die Schüsse eines Gefechtes zwischen Soldaten und Räubern, wobei drei der letzteren erschossen wurden. Dieselbe Bande hatte am Abende vorher bei Rosna zwei aromunische Keradži beraubt und getötet.

Am 17. Juni verließ ich Rosna in Gesellschaft von Tasso Robe, dem Vetter meines Freundes und einem Albanesen, der uns bis Negotšan das Geleite gab. Nach kurzer Rast setzten wir unseren Weg fort. Als wir vor das Dorf gekommen waren, fiel es Tasso ein, daß er seine lange Reiterpistole im Chane zurückgelassen hatte. Da ich besser beritten war, eilte ich schnell zurück um sie zu holen, während Tasso langsam weiter ritt. Im gestreckten Galopp jagte ich ihm dann nach, bemerkte aber nicht, als ich auf dem Rückwege mich nach ihm umschaute, daß die Brücke kurz vor dem Dorf zusammengefallen war, oder sah es vielmehr erst dann, als es schon zu spät war, das Pferd anzuhalten. In mächtigem Sprunge setzte es über die Kluft weg; bei dem heftigen Anpralle aber drückte sich die Mündung der Pistole, die ich ihrer Länge wegen nicht in die Satteltasche, sondern in den Hosengurt gesteckt hatte, fest in die Seite ein, sodaß es mir vor Schmerz dunkel vor den Augen wurde. Einige Schritte versuchte ich weiter zu reiten, bis Tasso herangekommen war, dann mußte ich absteigen. Ich legte mich eine zeitlang auf die Wiese und versuchte dann wieder aufzusteigen, aber der Schmerz bei dem Reiten wurde so heftig, daß ich fast ohnmächtig wurde. Ich blieb an der Straße liegen, in einem Zelte der Wegarbeiter, während Tasso auf meinem Pferd so schnell als möglich nach dem etwa 15 klm entfernten Monastir ritt, um einen Wagen zu holen. 4 Stunden lang lag ich in dem Zelte,

machte kalte Aufschläge und gab mich den allertrübsten Betrachtungen hin, denn, wenn ich nicht mehr hätte reiten können, hätte ich auch meine Reise aufgeben müssen. Endlich kam der ersehnte Wagen, der mich ohne allzu große Schmerzen nach Monastir brachte, wo schon große Aufregung und Besorgnis bei meinen Freunden herrschte, da sich das Gerücht von einem Überfall verbreitet hatte.

Der Arzt gab mir die tröstliche Versicherung, daß der Schmerz bald vorüber sein würde. Ich musste einige Tage im Bette liegen, aber schon am 26. Juni konnte ich eine Tour unternehmen, wenn auch zunächst nur im Wagen, und am 3. Juli bestieg ich wieder zum ersten Male das Pferd; aber noch Monate lang war ich nicht im Stande zu springen oder zu laufen.

Am 21. Juni nahm ich einen Diener an. Er war ein Aromune aus Vlacho-Klisura, namens Naki Vutšu, ein gelernter Schuhmacher, der etwas lesen und schreiben konnte und außer seiner Muttersprache des Türkischen, Bulgarischen und Griechischen mächtig war. Trotzdem er unmittelbar vorher aus dem Gefängnis entlassen war, in dem er 11 Monate wegen eines politischen Vergehens gesessen hatte, nahm ich ihn ohne Bedenken in meinen Dienst und ich habe nie Ursache gehabt, es zu bereuen.

Er war ein kleiner, untersetzt gebauter Mann, mit klugen, gutmütigen Augen und erwies sich als anstellig, fleißig und ehrlich. Er ließ seine Frau und Kind in Klisura und begleitete mich auf meinen Fahrten.

---

7. Kruševo. (26. Juni—3. Juli.)

Morgens um 6 Uhr fuhr ich in einem Landauer von Monastir ab, Naki ritt neben her. Der Weg folgt zunächst

der Straße nach Prilep, dann biegt er links ab und hält sich immer am Fuße der Bergkette, die von Norden nach Süden ziehend steil in die Ebene abfällt. Wir kamen auf den Feldwegen rasch vorwärts, trotzdem oft Gräben und sumpfige Stellen zu passieren waren. Nach fünfstündiger Fahrt erreichten wir einen Chan an der neu angelegten Straße, die von Prilep nach Kruševo führt, wo wir längeren Aufenthalt nahmen, um uns zu erfrischen. Leider war außer Eiern und und Raki nichts zu haben. Um 3 Uhr zogen wir weiter auf der kunstvoll angelegten Landstraße, die in vielen Windungen allmählich auf die Höhe führt. Da es im Wagen sehr langsam ging, schickte ich Naki voraus, um mich anzumelden. Schon vor dem Dorfe kamen mir die Lehrer und Lehrerinnen entgegen und begrüßten mich. An einer Biegung der Straße war eine größere Anzahl von Schülern aufgestellt, die ganz gegen die einheimische Sitte als Zeichen des Grußes den Feß abnahmen. Der Direktor der Schule, Herr Sterju Joanesku, nahm mich in sein Haus auf. Während meines achttägigen Aufenthalts verpflegten und versorgten er und seine Frau mich in so liebenswürdiger Weise, daß ich ihnen nicht genug dankbar sein kann. Auch die übrigen Herren, Vangeliu Petresku und Tašku Iliesku, die sich durch ihre Veröffentlichungen in aromunischer Sprache einen Namen erworben haben, und Herr Philippi, waren mir bei dem Sammeln und Erklären des sprachlichen Materials behilflich. Leider wurde ich fast während meines ganzen Aufenthalts durch Fieberanfälle sehr im Arbeiten behindert.

Kruševo liegt in einem Hochthalkessel, der von amphitheatralisch übereinander liegenden Häusern ausgefüllt ist. Auf der südlichen Seite ist der umgebende Höhenzug von einem herrlichen Buchenwalde bestanden, während der Blick nach den übrigen Seiten auf kahle Felsen trifft, nur nach Westen zu ist der Thalkessel geöffnet und gestattet den Blick auf die Ebene von Prilep und auf die unterhalb der Stadt liegende ehemalige Burg, von der noch schwache Spuren vorhanden sind.

Die Häuser sind solide gebaut, mit vielen großen Fenstern, im Innern reinlich und hübsch eingerichtet. Man trifft hier sogar Betten in manchen Häusern, was im Innern der Türkei, selbst in den größeren Städten eine Seltenheit ist, da man gewöhnt ist, halb oder ganz angekleidet in eine Decke eingehüllt auf dem Teppiche zu schlafen. Auch die Spiegel, Gardinen und Möbel weisen auf eine gewisse Wohlhabenheit hin. In dem Kaffeehause fehlt es selbst nicht an einem Billard und sogar Bier ist zu haben. Auch ist Rind-, Kalb- und Hammelfleisch leichter zu beschaffen als in dem großen Monastir.

Im vorigen Jahrhundert war Kruševo ein kleiner Tšiftlik, der von Aromunen von Muskopolje und Gramosti für 400000 Piaster angekauft wurde. Nach und nach siedelten sich in dem verhältnismäßig gesunden und sicher gelegenen Orte Aromunen aus Platsa, Metsovo, Linotopi und Nikolitsa an, die Ende des vorigen Jahrhunderts durch die beständigen Bedrückungen und Plünderungen aus ihrer Heimat getrieben wurden. Später haben sich auch Bulgaren angesiedelt, deren Zahl beständig zunimmt, sowohl durch Zuzug aus der Ebene, als auch durch den bei weitem größeren Kindersegen. Die Bevölkerung setzt sich zusammen aus 7000 Aromunen, 4000 Bulgaren und 800 Albanesen, im Ganzen an 12000 Seelen. Der Ort unterhält zwei Boten, den einen für Rumänien, den andern für Konstantinopel, um den Verkehr der Kaufleute mit den zurückgebliebenen Familien zu vermitteln, da man der Post keine Geldsendung anvertraut.

Das Interessanteste, was Kruševo aufzuweisen hat, ist die Holzschnitzerei in der Hauptkirche. Die Kanzel und die Wand, die das Schiff von dem Altare abschließt, das sogenannte „Templon“ sind in wunderbar feiner, geschmackvoller Weise von einem einzigen Manne, wie man sagt, in einem Zeitraum von 20 Jahren ausgearbeitet worden. In den Holzschnitzereien ebensosehr, wie in den Silber-Filigranarbeiten zeigt sich die Kunstfertigkeit, die Erfindungsgabe und die Ausdauer der aromunischen Handarbeiter, die ohne Muster, ohne Schule wahre Meisterstücke zu Wege bringen. Silberarbeiter von

Kruševo fand ich an den verschiedensten Orten der Türkei und Griechenlands*).

Auf der Höhe vor dem Dorfe liegt eine neue Kirche, die von national gesinnten Aromunen gebaut wurde; als aber nach der Eröffnung derselben in der Muttersprache und nicht in Griechisch gesungen wurde, hat sie der Bischof schließen lassen, und so steht sie heute noch unbenutzt. Der Kampf zwischen griechisch und national Gesinnten wird hier besonders lebhaft geführt, doch hat die griechische Partei bei weitem das Übergewicht.

Am 28. Juni gegen 10 Uhr abends fand ein fürchterliches Gewitter statt. Der Himmel war ein Flammenmeer, mächtig dröhnte der Donner in dem Thalkessel und laut prasselnd stürzte der Hagel hernieder. Als ich an das Fenster trat, bot sich mir ein prächtiger Anblick dar; alle Fenster waren erleuchtet und machten den Eindruck einer beabsichtigten Illumination. Noch an keinem Abend hatte ich einen derartigen Anblick gehabt, denn man geht hier meistens nach Sonnenuntergang schlafen, ohne erst Licht angezündet zu haben. Am andern Morgen zeigte man mir eine Menge Schloßen, wobei das Merkwürdige war, daß immer zwei aneinander gefroren waren; eine in der Größe einer Pflaume, die andere in Erbsengröße. Ich überzeugte mich, daß das nicht Zufall war, sondern daß die größere Hälfte der niedergegangenen Stücke in dieser Weise beschaffen war, und daß eher die einzeln liegenden sich getrennt hatten. Der Schaden in Kruševo war beträchtlich, da die meisten Fenster nach der Südseite zertrümmert waren, aber noch schlimmer war, daß in der Ebene auf eine weite Strecke die Ernte der armen bulgarischen Bauern vernichtet war.

Am 3. Juli zog ich wieder nach Monastir, aber nicht in einem bequemen „London“ (Landauer) sondern in einer schon oben geschilderten Telega. Als wir die Chaussée von Prilep

*) Vergleiche dazu die Tafeln I u. II in „Aromunen“ II. Band, woselbst das Templon und Filigranarbeiten abgebildet sind.

nach Monastir erreicht hatten, stieg ich, des Schüttelns müde, auf das Pferd, und das Reiten ging auch wieder, wenn auch noch mit einiger Mühe, währenddessen Naki froh war, sich im Wagen von dem scharfen Ritte erholen zu können.

---

8. **Umgebung von Monastir.** (5.—11. Juli.)

Am 5. Juli gegen Abend ritt ich in Gesellschaft einiger Bekannten nach dem etwa 6 klm westlich von Monastir gelegenen Dörfern Tărnovo und Megarovo. Beide sind fast rein aromunisch, mit zusammen etwa 6500 Bewohnern. Der hohen, gesunden Lage wegen auf dem nördlichen Abhang des Peristeri, haben sich auch ungefähr 40 muhamedanisch-albanesische Familien angesiedelt; überhaupt gehen Leute, die durch das Fieber gelitten haben, gern hierher. Wenn auch die beiden Orte, die nur durch einen kleinen Bach getrennt sind, nicht einen so sehr günstigen Eindruck machen, wie Neveska und Kruševo, die auch landschaftlich unvergleichlich schöner liegen, so sind auch sie ganz hübsch, haben gepflasterte Straßen, nette Häuser und schöne Kirchen. In Tărnovo befindet sich auch ein Kloster mit guter Einrichtung für Kranke. In der Kirche von Megarovo zeigt man Holzschnitzereien, aber im Vergleich mit denen zu Kruševo sind sie plump, obgleich behauptet wird, sie rührten von demselben Meister her.

In dem Lehrer Buya und seiner Frau lernte ich liebe, gastfreundliche Leute kennen, die mich auch in meinen Studien eifrig unterstützten. Bis tief in die Nacht hinein hielten wir uns auf den Straßen und in den Café's auf, um die hier besonders festlich begangene Feier des Johannistages anzusehen. (cf. Aromunen II. Bd. p. 129).

Am folgenden Tage gegen Abend kehrte ich nach Monastir zurück.

Ich beabsichtigte noch im Laufe der folgenden Woche eine längere Reise durch Mittelalbanien anzutreten, zu der ich

mehr Gepäck mitnehmen mußte, weshalb ich mich genötigt sah, noch ein zweites Pferd anzuschaffen. Mit Hilfe eines sachverständigen Aromunen kaufte ich ein sehr kräftiges, junges Tier für 9 Lira (180 M.). Als der Handel abgeschlossen war, gab mir der Verkäufer einige Haare aus der Mähne und dem Schweife nebst einer kleinen Münze, was ich recht gut aufheben solle, damit es dem Pferde wohl ergehe.

Um die Ausdauer und Geschicklichkeit des Pferdes im Bergsteigen zu erproben machte ich am folgenden Tag einen Ausflug nach den um Monastir auf steiler Höhe gelegenen Dörfern und Klöstern, begleitet von Georg Robe, dem Bruder meines Freundes Perikles. Zuerst ritten wir zwischen Weinbergen hin nach dem schön gelegenen Gute Smilovo, von dort ohne Weg und Steg nach dem Dorfe Bukova, woselbst wir bei einem Wirte einkehrten, der auch etwas Deutsch reden konnte, das er während seines langjährigen Aufenthalts in Rumänien gelernt hatte. Dann wandten wir uns nach dem Kloster Sotiri, wo man ein ausgezeichnetes Wasser findet, und hierauf nach dem Kloster Christophor, das als eine Art Luftkurort gebraucht wird. Von da gelangten wir auf ungebahnten Wegen nach der am Fuße der Berge liegenden Quelle Ekšísu (Sauerwasser). Man hat die starkfließende Quelle, einen angenehm schmeckenden Säuerling, gefaßt und den Platz ringsum durch Anlagen zu verschönern gesucht. Meist ist auch ein Wirt anwesend, bei dem man einen Raki bekommen kann. Der Platz wird viel von Monastir aus besucht, namentlich an Festtagen. Als wir nach fast ununterbrochenem Ritte von 4 Stunden, dazu noch auf sehr schlechten Wegen in Monastir anlangten, durfte ich mit der Leistung des neuerworbenen Pferdes sehr zufrieden sein, da es nicht ermüdet war und sich vor allem als ein sicherer Bergsteiger bewährt hatte, dem ich mich mit Ruhe anvertrauen konnte.

Am 9. Juli nachmittags ritt ich mit Taki Margarit, meinem Diener und einigen Albanesen nach dem aromunischen Dorfe Nižopolje, das wir nach $1^1/_2$ Stunden auf guter Straße erreichten. Es wird von dem brausenden und schäumenden

Bache Dragor durchflossen, der seine Quellen auf dem nahen Peristeri hat. Das Dorf zählt etwa 2000 Bewohner, die zum größeren Teile von Gramosti stammen; doch giebt es auch eine Anzahl Farşerioten und gegen 20 muh.-alban. Familien. Der eine der dortigen Lehrer hatte nur ein Ohr, das andere hatten ihm Räuber in der Gefangenschaft abgeschnitten, weil er kein Lösegeld verschaffen konnte. Schließlich ließen sie ihn laufen in der Erkenntnis, daß bei einem armen Schullehrer nichts zu holen wäre. Die Räuber waren nicht etwa Albanesen, sondern Landsleute von ihm, Aromunen.

Die aromunischen Dörfer in der Nähe von Monastir liegen um den Peristeri gruppiert, Tărnovo und Megarovo nach Norden, Malovišta nach Westen und Nižopolje nach Osten, die nächsten bulgarischen Dörfer liegen viel tiefer, weil ihre Bewohner auf den Ackerbau angewiesen sind, während die Aromunen ihren Lebensunterhalt als Kaufleute in Monastir, in Makedonien oder im Auslande gewinnen. Hirten giebt es in den dortigen Dörfern nur ganz wenige.

II. Kapitel.

Reise durch Mittelalbanien. Sommer 1889.

1. Reise nach Ochrida über Malovišta. (11. und 12. Juli.)

Es war an einem Donnerstag, als unsere kleine Karawane Monastir verließ. Georg Robe, der Bruder meines Freundes, wollte mich nach Ochrida begleiten und einige Zeit dort mit mir verweilen. Mein Diener Naki und ein Keradži trabten hinter uns her. Ich hatte einen größeren Teil meines Gepäckes bei mir, das in zwei Säcken an dem Saumsattel von Nakis Pferd seitlich mit Schnüren festgebunden war, während auf dem hinteren Teile der photographische Apparat ruhte, so daß er jeder Zeit leicht zu benutzen war. Über das Ganze waren Decken gebreitet und darauf thronte Naki in bedenklicher Höhe. Ich hatte vorgezogen, das neu erworbene Pferd zu besteigen; auch hatte ich mir einen englischen Sattel verschafft, über dessen hinterem erhöhten Teile eine zweiteilige Ledertasche hing, die die notwendigsten Gegenstände wie Spiritusapparat, Besteck, Reisenecessair, Reiseapotheke, Handtuch, Thee, Lebensmittel und dergl. enthielt. Mein Bett, bestehend aus einer Kameelhaardecke und einer Schlummerrolle, war zusammengerollt hinter dem Sattel angeschnallt.

Mein Anzug bestand aus einer Joppe mit vier Taschen, Lederhose, wollenem Unterzeug, englischem Reisehelm, den ich in besonders gefährlichen Gegenden mit einem Feß vertauschte, und hohen Reitstiefeln; Kragen und Manschetten ließ ich als überflüssig bei Seite und legte sie nur beim Aufent-

halte in Städten an. Selbst bei Besuchen der Behörden im Innern des Landes kann man erscheinen, wie man geht und steht, gestiefelt und gespornt, daran nimmt niemand Anstoß.

Ich trug außerdem noch ein Fernrohr und einen Revolver bei mir, deren Riemen sich auf der Brust kreuzten. Compaß, Uhr, Thermometer und Notizbuch befanden sich in den Rocktaschen, das Aneroïdbarometer war nach kurzem Gebrauche unzuverlässig geworden, vielleicht durch das heftige Stoßen beim Reiten. Als praktisch kann ich empfehlen, das Bleistift an einem Bindfaden um den Hals zu tragen, damit man es sofort zur Hand hat. Gut ist es auch ein seidenes Halstuch in der Tasche bei sich zu führen, um es, wenn man aus den Thälern erhitzt auf die zugigen Höhen gelangt, sofort umbinden zu können.

Sehr zu empfehlen sind auch die im Orient gebräuchlichen dicken Holzflaschen mit etwa zwei Litern Inhalt, die man bequem am Saumsattel befestigen kann und in denen sich Getränke gut halten.

Nach einem zweistündigen Ritte auf der Landstraße an den auf der Höhe liegenden Dörfern Tărnovo und Megarovo vorüber, legten wir uns unter eine Baumgruppe, in der Nähe des Dorfes Kažani. Nach kurzer Rast wandten wir uns südlich in ein Gebirgsthal und erreichten nach weiteren 2 Stunden Malovišta, ein rein aromunisches Dorf mit über 2000 Bewohnern. Die Häuser ziehen sich eine steile Anhöhe hinauf, sind dicht aneinander gebaut, und lassen weniger Wohlstand erkennen. Die Bewohner arbeiten größtenteils in Rumänien, daher kommt es auch, daß gerade hier die nationale Partei die Oberhand über die griechische bekommen hat. Der Eindruck, den die Leute und das Dorf auf mich machten, war weniger vorteilhaft als der, den die früher besuchten Dörfer hinterlassen hatten. Die Sprache zeigt mehrere Besonderheiten, die man anderwärts vergeblich sucht. Viele der Bewohner sollen früher in Kažani gewohnt haben, vielleicht haben sich auch mehr umherziehende Walachen hier angesiedelt; nicht unmöglich ist es, daß selbst Megleniten sich hier

festgesetzt haben, wenigstens weist einiges in der Sprache darauf hin, kurz, es scheint, daß die Bevölkerung, obgleich die erste Anlage schon sehr alt sein muß. sich im Laufe der Zeit durch Zuwanderung sehr verändert hat.

Ich wohnte bei dem Schullehrer, mit dem ich einen Spaziergang in den nahen prächtigen Hochwald machte, und dann kletterten wir auf den schroffen Felsen auf der dem Dorfe gegenüberliegenden Seite des Thales umher.

Am andern Morgen gegen 7 Uhr zogen wir weiter. Es kostete mich viel Mühe loszukommen, denn es war gerade Schulprüfung, und man hätte es gar zu gerne gesehen, wenn ich derselben beigewohnt hätte, allein ich hatte Herrn Pogatscher, dem österreichischen Konsul in Monastir versprochen noch an demselben Abende mit ihm in Ochrida zusammenzutreffen, und so mußten wir eilen, wollte ich mein Versprechen halten.

Eine Strecke weit folgten wir dem Wege, auf dem wir gekommen waren, und hielten uns dann auf einem durch dichten Buchenwald ziehenden Pfade, der uns allmählich aufwärts führte, in der Richtung nach dem Chane Djavat, dem höchsten Straßenpunkte zwischen Monastir und Resna, an dem wir um 8 Uhr eintrafen. Wir stiegen von den Pferden und folgten einem Fußpfade, der uns in gerader Linie in $1^1/_2$ Stunden nach Resna brachte, einem großen, bulgarischen Orte, der auch etwa 150 aromunische Familien zählt, die zum größten Teil von Vărteni auf dem Gramosgebirge stammen. In der Nähe liegt, nach Nordwesten, das Dörfchen Jankovats mit 180 Häusern, wovon 50 aromunisch.

Im Chane erfrischten wir uns an Jagurt, einer wohlschmeckenden, auf eine besondere Art bereiteten Dickmilch, und setzten nach einer halben Stunde Aufenthalt unsern Weg ins Gebirge fort. Die Sonne brannte sehr heiß, der Weg war schlecht und wurde immer schlechter. Mit Sporen und Peitsche mußten die Pferde angetrieben werden, um vorwärts zu kommen. Ziemlich auf der Höhe des Gebirges kamen wir durch einen Wald, der uns etwas Kühlung brachte. Auf einer

Bergeslehne erblickten wir zwei aromunische Sommerdörfer, Kalivă genannt, die aus niedrigen Strohhütten bestehen, in denen umherziehende Hirtenstämme während der Sommermonate ihren Aufenthalt nehmen. Ich hätte ihnen gerne einen Besuch abgestattet, aber die Kürze der Zeit und auch die Gefahr, mit umherstreifenden Räubern, von denen gerade dieser Höhenzug besonders heimgesucht werden soll, zusammenzutreffen nötigte uns, den Marsch so sehr als möglich zu beschleunigen. Im folgenden Frühjahre traf ich zufälligerweise die Leute aus der einen Kalivă in Thessalien in einem Winterdorfe am Fuße des Ossa, wo ich sie näher kennen lernte.

In der Nähe einer reichlich fließenden Quelle machten wir im Schatten der Bäume Rast und verzehrten, was wir noch an Vorräten hatten, wozu uns das Wasser vortrefflich mundete. Auf das Drängen des ängstlichen Keradži brachen wir nach kurzer Zeit wieder auf. Als der Wald aufhörte wurde der Weg so schlecht und war dermaßen mit spitzigem Steingeröll bedeckt, daß wir absteigen mußten. Ein prächtiges Panorama breitete sich plötzlich nach Westen vor uns aus. Wir übersahen den See von Ochrida in seiner ganzen Ausdehnung und die bewaldeten Bergzüge Mittelalbaniens bis zum steilen Tomor bei Berat. Gerade zu unsern Füßen aber lag Ochrida, von unserem Standpunkt aus kaum merklich überragt von der Burg. In unzähligen Windungen an einem brausenden Bache entlang schlängelt sich der Pfad in die Tiefe. Erst als wir unten angelangt waren, konnten wir in Ruhe und Sicherheit in einem Garten lagern, wo wir uns an Kirschen gütlich thaten.

Durch die langgestreckte, schmutzige Vorstadt gelangten wir gegen 5 Uhr in die schlecht gepflasterte, enge und winklige Altstadt, wo wir in dem Hause meines Freundes Perikles, dessen Familie aus Ochrida stammt, abstiegen.

Da das Haus leer stand, hatten wir die Wahl zwischen den vier Stockwerken. Wir wählten im dritten den Schlaf- und Wohnraum, von dem aus man den Blick auf den See genießt; der hohe, geräumige Flur diente als Speisesaal. Im

zweiten Stockwerk richteten wir die Küche ein, denn wir mußten natürlich für unsere Bedürfnisse selbst sorgen. Naki zeigte sich als eben so geschickter, wie gelehriger Koch; in kurzem hatte er gelernt, wie man ein für einen „Frenk“ genießbares Essen herstellt. An Fleisch, Brot und Gemüse war kein Mangel, und jeden Tag konnte man frische Fische bekommen, von denen die Letnitsa, (eine Art von Lachsforelle, die nur im Ochridasee vorkommen soll) sich so sehr unserer Gunst erfreute, daß sie fast nie beim Essen fehlen durfte; denn geröstet, am Spieß gebraten oder gekocht, sie schmeckt immer gut. Die Pferde wurden in dem Stalle untergebracht, der hinter dem Hause auf dem Bergesabhang liegt in derselben Höhe wie das Dach des Hauses. Um die Pferde zu holen, mußte man einen weiten Umweg durch mehrere Straßen machen.

---

2. Ueber das Verhältnis der Muhamedaner zu den Christen in Ochrida.

Eine Stunde nach uns kam auch Herr Konsul Pogatscher an. Noch am Abend machten wir bei Mondschein eine Spazierfahrt auf dem See. Wir wunderten uns über das viele Schießen und Schreien der Leute am Ufer, bis wir erfuhren, es geschähe wegen der gerade stattfindenden partiellen Mondfinsternis. Die Muhamedaner haben den Glauben, der Mond werde durch ein Ungeheuer angefallen, das sie durch Schießen verscheuchen wollen. Man hält das Eintreten einer Finsternis für eine üble Vorbedeutung und brachte unsere Ankunft, die man am folgenden Tage erfuhr, damit in Verbindung. Man hielt auch mich für einen Konsul, und zwar für den von Rumänien, und fürchtete, daß wir nichts Gutes brächten, Gott selbst habe sie durch die Mondfinsternis gewarnt. So kam es, daß wir auf unsern Ausflügen immer von einem verkleideten Polizisten beobachtet wurden. In Struga, wo wir am folgenden Tage waren, hatte man sogar nach unserer Abfahrt,

einen Mann, der uns in sein Haus aufgenommen hatte, eingesteckt, was ich erst einige Tage später erfuhr; ich that sofort energische Schritte, um seine Freiheit zu erwirken. Überhaupt ist die Stimmung der Muhamedaner in Ochrida gegen die Christen und besonders auch gegen die Fremden ganz anders, als in Makedonien oder gar an der Küste. Die hiesigen Muhamedaner sind meist Albanesen; es giebt nur wenige Türken darunter. Diese Albanesen sind rohe, gewaltthätige Leute, die sich jede Schandthat ungestraft gegen die Christen gestatten, und die türkische Regierung aus Schwäche und Furcht, um es nicht mit den einflußreichen Beys zu verderben, läßt alles, auch das Empörendste ruhig geschehen. Um dies durch Beispiele zu erhärten, und um das Verhältnis zwischen Christen und Muhamedanern zu illustrieren, will ich einige Fälle anführen, die mir während meines Aufenthalts bekannt geworden sind, und über die ich, um mich zu vergewissern, von verschiedenen Seiten Erkundigungen einzog, die die gehörten Thatsachen bestätigten.

Einem aromunischen Kaufmanne, der nicht das Recht hat, Tabak zu verkaufen, war von einem persönlichen Feinde, einem Angestellten an der Tabaksregie, bei einer Revision Tabak in den Laden gelegt worden, und, obgleich er den Betrug nachweisen konnte, wurde ihm doch der Laden längere Zeit geschlossen.

Am 19. Juli 1889 hat ein Muhamedaner einen Aromunen, der Fachri-Saptjé in Višni war, erschossen, und gegen den Thäter, der wohl bekannt ist, wagt niemand Zeugnis abzulegen, aus Furcht vor der Rache der Verwandten.

Kinder und Frauen, namentlich wenn sie schön angezogen sind, werden angespuckt und mit Kot beworfen; ist es doch vorgekommen, daß man Frauen den Hut vom Kopf gerissen hat. Christliche Knaben können kaum allein durch die einsamen Straßen der Vorstadt gehen, aus Furcht von Männern mißbraucht zu werden.

Als ich einst von dem walachischen Viertel nach Hause ritt, erhielt ich einen heftigen Steinwurf in den Rücken. Ich

warf mein Pferd herum, um den Attentäter, einen etwa sechzehnjährigen Schlingel mit der Reitpeitsche zu züchtigen, als auch schon die Muhamedaner von allen Seiten mit drohenden Gebärden herbeiliefen, um meinem Pferd in die Zügel zu fallen. Ich mußte froh sein, daß man mir auf meine Vorstellung, ich sei Gast des Sultans und verdiente als solcher eher ihren Schutz, als daß sie mich beschimpfen ließen, den Weg freigab.

Eines Tages badete ich auf der Westseite der Stadt unter einem vorspringenden Felsen unterhalb des muhamedanischen Viertels. Da fiel plötzlich ein Stein neben mir ins Wasser und, als ich in die Höhe sah, merkte ich, daß eine ganze Schar von Weibern sich auf dem Felsen über mir angesammelt hatte und heftig gestikulierte. Auf einmal kam ein Hagel von Steinen aus einer Höhe von 60—100 Fuß auf mich heruntergeflogen, zum Glück ohne mich zu treffen. So schnell als möglich schwamm ich ans Ufer, wo mich Freund Georg im Nachen unter dem zu einer Höhle ausgewaschenen Felsen erwartete. Auf meine Beschwerde beim Kaimakam gab er mir zur Antwort, ich solle künftighin an anderen Stellen baden. Ich hatte nicht etwa das Zartgefühl der muhamedanischen Frauen verletzt, dadurch daß ich wie man dort sagt à la Franka d. h. ohne Badehose gebadet hätte, sondern ich war mit einer solchen versehen; die Frauen waren entrüstet darüber, daß ein Christ gewagt hatte, in der Nähe ihres Viertels zu baden.

Daß die reichen Beys, manchmal selbst die Vertreter der Regierung mit den Räubern unter einer Decke stecken, ist eine bekannte Thatsache. Der Verwalter von Konstantin Robe namens Alexander war 1888 von Räubern ausgeplündert worden; wenige Tage darauf sieht er seinen geraubten Pelzmantel bei einem Bey wieder, der ihn ohne jede Scheu trug. Aber der Verwalter wagte keine Schritte zur Wiedererlangung desselben zu thun. Kurz darauf hatte man den Räubern einen Hinterhalt gelegt, in den sie auch gingen. Man ließ sie aber alle passieren, bis auf den letzten, den man erschoß, wiewohl man doch alle hätte unschädlich machen können.

Der empörendste Vorfall, den ich je hörte, ist folgender: Ein bulgarischer Schneider hatte einem Albanesen einen Anzug gefertigt, und als dieser bei ihm erschien, sagte er ihm, er könne nur gegen baar Geld liefern, da er selbst viele Auslagen gehabt habe und außerdem ein armer Mann sei. Darüber gerät der Albanese in solche Wut, daß er seine Pistole auf den Schneider abschießt, der nur dadurch gerettet wird, daß der Begleiter des Albanesen diesem den Arm rechtzeitig in die Höhe schlug. Der Schneider flüchtet sich in seine Wohnung. Zwei Tage darauf ist eine Hochzeit bei einem Verwandten desselben, wohin er aber aus Furcht nicht geht, wohl aber kam dorthin der Albanese mit dem Gewehre in der Hand. Man ladet ihn freundlich ein, am Mahle Teil zu nehmen. Er lehnt kalt ab, geht im Hofe auf und ab, und setzt sich schließlich an das Fenster, von wo aus man in das Zimmer sehen kann, wo die Frauen und Mädchen tanzen. Plötzlich kracht ein Schuß, der Albanese entfernt sich. Die Tochter des Schneiders und eine andere junge Frau sind tot, eine dritte ist schwer verwundet. Heute noch wandert dieser Mensch unbehelligt in Ochrida umher, niemand getraut sich ihn anzugeben. Die türkische Behörde, die ganz genau über diese Dinge unterrichtet ist, schweigt auch still.

Derartig sind die Zustände in Ochrida, auch in Dibra und in der Gegend von Elbassan herrscht dieselbe Unsicherheit und Willkür. Daher kommt es auch, daß so viele Christen diese Gegenden verlassen, besonders die Aromunen, die nach Bulgarien und nach Rumänien ziehen.

---

3. Ausflüge nach Struga und St. Naum. (13.—15. Juli.)

Am Morgen nach unserer Ankunft machte ich mit Herrn Konsul Pogatscher, der von seinem Dragoman begleitet war, und Georg Robe einen Ausflug nach Struga. Die Herren fuhren im Wagen, während ich mit einem Suvari nebenher ritt. Die

Landstraße zieht sich dicht am Seeufer hin, das hier ziemlich flach ist. Nach einem scharfen Trabe von $1\frac{1}{2}$ Stunden kamen wir in Struga an. Es war gerade Markt, und viele Leute waren dort zusammengeströmt. Die Stadt ist zwar bulgarisch, aber das albanesische Element tritt schon stark hervor, da viele rein albanesische Dörfer in der Nähe liegen. Der Chan war so überfüllt, daß wir dort nicht unterkommen konnten. Ein Herr lud uns ein, in sein Haus zu kommen, wo wir uns bequem niederlassen könnten. Wir nahmen gern das freundliche Anerbieten an, ohne zu ahnen, daß er für seine gastliche Gesinnung ins Gefängnis kommen würde. Nachdem wir uns etwas an Jagurt erfrischt hatten, nahmen wir eine Barke, in der wir den Drin, den Abfluß des Ochridasees, aufwärts bis in den See fuhren. Das Wasser ist ein bis zwei Meter tief, krystallhell und sehr schnell fließend. An der Ausflußstelle scheint der Fluß immer mehr zu versanden, das heißt: es wird durch die Strömung Sand und Kieß aus dem See nach der Ausflußstelle hingetrieben und der Boden erhöht, sodaß das Wasser des Sees im Laufe der letzten Jahrzehnte immer höher gestiegen ist, und zwar schon so weit, daß von der Straße. die früher in Ochrida vor den Häusern her am See entlang führte, nichts mehr zu sehen ist.

Wir ließen uns dann stromabwärts treiben, kamen unter einer überdeckten Brücke hindurch bis zur Stelle, wo man den Fluß in seiner ganzen Breite durch Weidenflechtwerk abgesperrt hat, das so eng ist, daß höchstens ganz kleine Fische hindurch können. An einigen Stellen hat man das Flechtwerk dergestalt erweitert und in gewundene Gänge auslaufen lassen, daß die Fische wohl herein, aber nicht wieder heraus können. In Schilfhütten lauert der Fischer und holt die Gefangenen mit der Hand oder mit der fünfzinkigen Harpune heraus. Wenn Südwind weht, kommen die Fische, besonders die Aale so massenhaft in den Drin, daß in einer Nacht oft mehrere Tausend Oka gefangen werden, die gesalzen und geräuchert nach der ganzen Türkei in den Handel kommen. Wie ergiebig der Fischfang überhaupt ist, mag daraus ersehen werden, daß

die Pächter der Regierung für das Privileg des Fischfangs im Durchschnitt für 2 Jahre 100000 M. zahlen. Der See ist reich an vorzüglichen Fischen. Der beste ist zweifellos die obenerwähnte Létnitsa, die für 7—10 Piaster die Oka verkauft wird, ein für die dortige Gegend sehr hoher Preis. Ihr Fleisch ist ganz weiß und dabei doch so fett, daß es keines Fettzusatzes beim Braten weiter bedarf. Der Létnitsa sehr ähnlich, wie mir scheint, nur nach Geschlecht und Jahreszeit verschieden genannt, sind der Koran, Tšista und Krésnitsa. Der Karpfen erreicht eine außergewöhnliche Größe in rautenförmiger Gestalt. Aus den Eiern und dem Kopfe desselben bereitet man eine sehr wohlschmeckende Suppe, ebenso aus der kleinen Bélvitsa; Skobust, Mrena, Stărf und Klen sind Fische mittlerer Größe, ein sehr breiter Fisch ist Pisa, klein sind: Schlunets, Skobale, Moranets, Plašitsa und Grunets. Der letzte wird gesalzen, an der Sonne getrocknet und kommt an langen Schnüren gereiht in den Handel.

Nach unserer Rückkehr in das Absteigequartier erhielten wir ein vortreffliches Mahl und einen köstlichen Wein, sodaß wir uns bald der besten Stimmung erfreuten.

Der Wein am Ochridasee ist überhaupt sehr gut und unglaublich billig. Man zahlt für die Oka 10—20 Pf. In guten Jahren wächst soviel Wein, daß die Leute, die selten Keller und genügende Fässer haben, den alten Wein einfach ausschütten, nur um Platz für den neuen zu gewinnen. Im Jahre 1888 kosteten 100 Oka (120 kg) Trauben 15 Piaster (3 M.), also das Pfund $1^1/_4$ Pfennig. Doppelt destillierter Tresterbranntwein 1 Oka = 8—12 Piaster, einfacher 2—3 Piaster.

Auf dem Rückwege nach Ochrida besuchten wir eine kleine Kapelle, die in einen Felsen eingehauen ist, fanden aber nichts Sehenswertes darin. Am Abende nahmen wir ein Bad und saßen dann am Seeufer im Garten des Chanes, in dem der Konsul abgestiegen war. Es war schon 11 Uhr, als er den Vorschlag machte in der Nacht nach dem Kloster St. Naum zu fahren, das gerade Ochrida gegenüber an dem anderen Ende des langgestreckten Sees liegt. Ich war zwar

recht müde, fügte mich aber gern, da die andern Herren sich rasch für den Vorschlag begeisterten. Um Mitternacht waren wir bereit abzufahren.

Wir benutzten einen jener großen, unförmlichen Holzkähne, wie sie auf dem dortigen See üblich sind. Der Boden ist ganz flach ohne Kiel. An jeder Seite des Bootes befindet sich ein mächtiger ausgehöhlter Balken mit der Höhlung nach der Innenseite eingefügt. Ein einziger, derartiger Balken kommt auf 5—10 Lira zu stehen. Die Baumstämme, die man dazu benutzt, kommen von den Höhen von Pogradetz. Konsul von Hahn spricht von Schiffsmasten, die von dort stammen sollen. Das ist aber offenbar eine Verwechselung mit den Schiffsseitenteilen, denn man braucht keine Segel auf dem See, und ist, wie ich von allen Seiten bestätigt bekam, nie mit Segeln gefahren. Durch die Seitenbalken erhält das Schiff einen ruhigen Gang, kann dem stärksten Wellenschlag widerstehen, und hat eine größere Tragkraft. Der vordere Teil des Schiffes ist stark nach oben gebogen. Hier sitzen die Ruderer, drei an der Zahl, von denen jeder ein mächtiges Ruder (alle nach derselben Seite hin) handhabt. Die Ruder sind durch einen aus Weiden geflochtenen Strick an einem Pflocke befestigt. Der hintere Teil des Schiffes ist weniger hoch, dort steht der Steuermann mit einem großen Ruder auf der den Ruderern entgegengesetzten Seite und trägt mit zum Vorwärtsbewegen bei.

Auf der Mitte des Bootes wird ein Bretterboden von etwa 4 qm Fläche aufgelegt, der den Rand des Bootes an beiden Seiten etwas überragt. Rings um diesen Aufsatz läuft ein Geländer, das auch durchaus notwendig ist, um die dort sich aufhaltenden Passagiere vor dem Herabfallen zu bewahren. Gehen die Fischer auf den Fischfang, so wird natürlich dieser ganze Aufsatz weggelassen. Wir waren fünf Personen auf dem kleinen Raume, da der Konsul auch seinen Kawaß mitnahm; während ich Naki der Pferde wegen, zurückließ.

Die Nacht war wunderschön, die Temperatur sehr angenehm. Die Sterne glitzerten im Wasser und die vom Monde

beschienenen hohen Ufer waren auf weite Strecken sichtbar. Ich war so müde, daß ich mich in meine Decke einhüllte und, so gut es ging, ausstreckte und sofort einschlief, und so tief war mein Schlaf, daß ich selbst nicht erwachte, als in der Morgendämmerung der Kawaß über meinem Kopfe weg nach einem Pelikan sein Gewehr abschoß. Erst kurz vor unserer Ankunft wurde ich durch die Morgenkühle geweckt. Die Ruderer hatten 4½ Stunden lang ununterbrochen gearbeitet, höchstens das Drehen einer Cigarette verursachte bald bei dem einen, bald bei dem andern eine kurze Pause.

St. Naum, das altersgraue Kloster, erhebt sich auf einem ungefähr 15 m hohen, nach dem See zu schroff abfallenden Felsen. Es besteht aus einem größeren Wohnhaus, mehreren kleineren Gebäuden, die für die Ökonomie und als Wohnung für Geisteskranke dienen, von denen sich immer einige hier befinden.

In der Mitte der Gebäude liegt die Kirche, die aus drei Teilen besteht. Der östliche Teil ist eine Kirche für sich, die aus dem 8. Jahrhundert stammt. Hinter dem Altare fand ich eine Urne aus einem Stein gemeißelt, die mir römischen Ursprungs zu sein schien. Der westliche Teil ist eine jüngere Kirche, aus der man in einen noch jüngeren Bau gelangt, der das Grab des heiligen Naum enthält, zu dem die Gläubigen von allen Seiten am Festtage des Heiligen herbeiströmen; selbst Muhamedaner finden sich dann ein. Das vielgerühmte Öl, das aus der Wand hervortröpfeln soll, ist weiter nichts, als feuchter Niederschlag, der sich an dem kalten Marmorsteine leicht bildet. Auf einem Teppiche neben dem Grabe saßen zwei geistesschwache Frauen, die auch dort schlafen.

Nachdem wir die Bauten besichtigt hatten, nahmen wir zur Erfrischung ein Bad an dem sandigen Strande und fuhren darauf in einem Boote nach den Quellen des Drin. Dieselben sind so zahlreich, mit solcher Macht kommt das Wasser aus dem Boden hervorgequollen, daß es sofort eine Mühle treibt und einen wenn auch nur einige Hundert Meter langen Fluß bildet, der mir sogar wasserreicher zu sein schien, als der Ab-

fluß des Sees bei Struga. Die Fischer behaupten, daß eine Strömung kalten Wassers von dort bis Struga durch den See gehe, aus diesem Grunde ist man auch berechtigt jene Quellen als die des Drin zu bezeichnen. Das Wasser des Flusses ist krystallhell, 2—4 m tief und hat eine Temperatur von 9° R. Man sagt, das Wasser komme auf unterirdischem Wege aus dem Prespasee, es ist aber durchaus nicht notwendig Derartiges anzunehmen. Der hohe, bewaldete Gebirgszug aus Kalkstein bestehend zwischen beiden Seen hat nur sehr wenig Quellen, und so ist es garnicht unmöglich, daß das Wasser sich sammelt und gerade auf einem kleinen Raume hervorbricht, zumal der Prespasee doch viel wahrscheinlicher mit dem Devol zusammenhängt. Bei Kalkgebirgen ist es immer so, daß sich nur wenige oder gar keine Quellen auf der Höhe befinden, daß aber am Fuße derselben das Wasser um so mächtiger hervorstürzt.

Wir hatten uns ziemlich lange an den Quellen aufgehalten, und als wir in das Kloster zurückkamen, hatten die Mönche für ein reiches Mittagessen gesorgt. Nicht weniger als fünf verschiedene Gänge gab es und dazu wurde uns ein ausgezeichneter Klosterwein gereicht. Nach einer längeren Mittagsruhe nahmen wir wieder ein Bad, dabei bemerkte ich, daß zwischen den Steinen in der Nähe des Ufers eine Kreuzotter umherschwamm. Auch eine rötliche Schlange beobachtete ich zu verschiedenen Malen und zwar weit von dem Ufer entfernt, die mit dem Kopf an der Oberfläche des Wassers sich langsam fortbewegte.

Dann machten wir einen Spaziergang in die Klostergärten, in denen wir den üppigen Pflanzenwuchs bewunderten. Der Boden ist vorzüglich, das Klima sehr mild, und so hat man hier eine Gartenkultur erzielt, die ihresgleichen sucht. Die Feigen und Mandeln gedeihen vortrefflich, Cypressen und Buxbäume sind von imposanter Größe.

Nach dem Abendessen legte ich mich in den Kleidern auf eine gepolsterte Bank, um bei der Abreise des Konsuls, die um zwei Uhr in der Nacht erfolgte, zugegen zu sein. Er

wollte zu Pferd die Höhe überschreiten und direkt nach Monastir zurückkehren. Gegen vier Uhr nahm ich Abschied von den Mönchen, nachdem ich ihnen der Sitte gemäß ein Geldgeschenk gemacht hatte. Auf dem Boote war ich erstaunt, einen Polizeikommissär in Zivil zu finden, der uns zur Beobachtung nachgeschickt worden war und mich höflich bat, ihn mitzunehmen, was ich gestatten mußte.

---

4. Aufenthalt in Ochrida. (15. Juli — 12. August.)

Da Ochrida schon in dem Konsul v. Hahn seinen Beschreiber gefunden hat, so kann ich mich kurz fassen. Mich interessierte ja auch weniger die Stadt als solche, ihre Altertümer, ihre Kirchen, als vielmehr das dort wohnende aromunische Element, diesem besonders galt mein dortiger Aufenthalt.

Die Hauptmasse der Bewohner besteht aus Bulgaren, die auch das umliegende Land bevölkern, ferner aus Albanesen, die zum größeren Teile Muhamedaner sind; außer den Verwaltungsbeamten giebt es keine Türken, ebensowenig Griechen, die früher allerdings bei den Bulgaren einen großen Anhang hatten, der aber seit einigen Jahren so zurückgegangen ist, daß die ehemals stark besuchte griechische Schule nicht mehr 20 Schüler zählt.

Die Aromunen wohnen in zwei Vierteln, einem oberen und einem unteren, beide im Osten der Stadt und keineswegs in gesunder Lage. Dazwischen wohnt auch eine Anzahl muhamedanischer Familien, so daß die Christen gezwungen sind nach der Seite, wo diese ihre Gärten haben, ihre Fenster mit Läden verschlossen zu halten, oder eine Bretterwand davor anzubringen. Durch die oben geschilderten Verhältnisse kommt es, daß die Leute nach und nach von dort wegziehen, während sie früher hingezogen waren, um in größerer Sicherheit zu leben, als es in ihren kleineren Gebirgsdörfern möglich gewesen war. Die meisten stammen aus Lunga, Nikolitsa und

Linotopi, nur wenige aus Muskopolje. Es sind im Ganzen ungefähr 150 Familien, darunter aber viele Farščerioten, die ihrer Angabe nach aus Grabovo in der Nähe von Lunga dorthin gekommen sind; ich fand auch solche aus Tirana und Kavalla.

Hier zum ersten Male hatte ich Gelegenheit mit diesen Leuten näher bekannt zu werden und ihre Sprache mit Hilfe der Lehrer zu untersuchen; ich allein wäre nie dazu gekommen, denn sie wurden schnell über mein Fragen ungeduldig, wollten mir keine Volkslieder mitteilen; nur mit Mühe gelang es einige alte Weiber zu bewegen sich photographieren zu lassen. (Siehe das Titelbild in Aromunen II. B.)

Ich verfehle nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß bei Herrn Joantsche Robe einige Dokumente, Schenkungs-Urkunden in dako-rumänischer Sprache aus dem vorigen Jahrhundert aufbewahrt werden, und daß bei Herrn Anastas Bodli sich eine Bibliothek befindet, die einige schön geschriebene Pergament-Handschriften des Evangeliums enthält, wie mir schien, sämtlich neueren Ursprungs. Auch ein in Muskopolje gedrucktes Buch fand ich dort, desgleichen in der rumänischen Kirche, ferner in St. Klemens und in St. Naum. Die früher so wertvolle Bibliothek von St. Klemens ist bis auf wenige Reste geschwunden. Das meiste ist von einem Einheimischen gestohlen und nach Athen und Paris verkauft worden. Beiläufig bemerkt ist die in dieser Kirche aufbewahrte große Platte nicht von Marmor, wie Hahn angiebt, sondern von Alabaster.

Erwähnenswert ist auch ein römisches Grab, das Hahn nicht bekannt geworden zu sein scheint. Es wurde vor etwa 40 Jahren im Hause des Herrn Nikola Karajula entdeckt. Von dem Keller dieses Hauses gelangt man durch eine schmale Öffnung 4 m abwärts in eine Vorhalle, bis zu der ehemals die Straße von der Seeseite her direkt führte. Später ist die Straße überschüttet und überbaut worden. Von der Halle führt eine in Sandstein gemauerte, $1^1/_2$ m hohe Pforte in das eigentliche Grab. Die Wände desselben sind getüncht und

in pompejanischem Rot angestrichen, das sich gut erhalten hat. Das Tonnengewölbe ist 3 m vom Boden hoch, 2 m breit, $3^1/_2$ m lang. Die Wände sind glatt ohne Zeichnung oder Inschrift, nur die hintere Wand zeigt einige Ornamente. Bei Auffindung des Grabes sollen drei Särge darin gestanden haben; leider blieben meine Nachforschungen über ihren Verbleib ohne Erfolg.

Am 23. Juli morgens 6 Uhr machte ich in Begleitung von Georg Robe und Naki einen Ritt in das walachische Viertel, um die Lehrer zu einem Ausfluge nach Kosel, einem Dorfe, wo ehemals Schwefel gegraben wurde abzuholen. Der Abbau ist hier ebenso wie in dem noch näher bei Ochrida gelegenen Velošti wieder aufgegeben. Eine größere Fläche daselbst ist ohne jeglichen Pflanzenwuchs, stellenweise mit einer Kruste von Schwefel bedeckt und schon von weitem riecht man das aus der Erde mit Macht hervorströmende Gas, dessen Geräusch auf 10 m Entfernung hörbar ist. Schüttet man Sand oder Steinchen auf die kleine Krateröffnung, so wird das Hindernis in die Höhe geschleudert. Der Aufenthalt in der Nähe wird auf die Dauer unerträglich und Kopfweh stellt sich ein. Der Versuch mit einer langen Lunte das Gas anzustecken, mißglückte; die Lunte brannte nur bis zum Trichter, dann erlosch sie. Ich versuchte dann, es direkt mit Papier und brennendem Holz anzuzünden, aber jede Flamme ging aus, sowie sie an das ausströmende Gas kam, das nur eine Temperatur von 10^0 R. hatte. Vier Meter unterhalb dieses Gaskraters befindet sich eine Quelle, in der Blasen aufsteigen. Der Geschmack des Wassers ist herb zusammenziehend, zugleich mit einem Beigeschmack nach faulen Eiern. Kinderlose Frauen kommen an diese Quelle und trinken das fast ungenießbare Wasser, denn sie glauben fest an die Wirksamkeit desselben; so behauptete die Frau des aromunischen Pfarrers, sie habe nach 11jähriger Ehe durch den Gebrauch dieses Wassers ihr einziges Kind bekommen.

Im schnellen Trabe ritten wir wieder ins walachische Viertel zurück und am späten Nachmittag nach dem am See

gelegenen Goritsa, wo wir in einer stillen Bucht ein erfrischendes Bad nahmen. Vor dem Nachhausegehen machten wir dem „Studena Voda“ (Kalten Wasser), einem in der Nordostecke des Sees gelegenen Quellgebiet einen Besuch. Auch hier kommt das Wasser gleich als Bach aus dem Felsen, aber doch bei weitem nicht so kräftig als in St. Naum. Man hat die Stelle mit Bäumen bepflanzt, unter denen sich die Besucher lagern, die das schöne, reine Wasser von 10^0 in reichlichen Quantitäten trinken. Ich sah bei meinen wiederholten Besuchen des herrlichen Fleckchens, daß die Muhamedaner rohe Gurken dazu essen, was ihnen ganz gut zu bekommen scheint. Christen kommen seltener hierher, sie fürchten sich zu sehr vor den Muhamedanern. Hier war es auch, wo vor einigen Jahren auf den russischen Konsul, der von Monastir aus einen Besuch dort gemacht hatte, von einem fanatischen Muhamedaner geschossen wurde.

Am 1. August nachmittags begab ich mich mit Georg Robi nach der Kirche St. Elias, wo der Namenstag des Heiligen gefeiert wurde. Der Weg dorthin führte an dem schön gelegenen Kloster Sfeta Petka vorüber, zu der Kirche, die ziemlich hoch auf dem Wege nach Petrina liegt, an einer Stelle, wo eine starke Quelle aus dem Berge kommt, und schattige Baumgruppen zum Lagern einladen. Hunderte von Leuten aus Ochrida und den bulgarischen Dörfern hatten sich dort niedergelassen und mit Essen und Trinken, mit Gesang und Geplauder verbrachten sie die Zeit. Beständig kamen noch Leute mit schwer mit Lebensmitteln und Kindern bepackten Eseln an, oder Pferde, die zwei und selbst drei nach Männerart sitzende, buntgeschmückte Frauen trugen, keuchten mühsam den steilen Pfad herauf. Der Anblick auf die lagernde fröhliche Menge, auf die in verschiedenen grellfarbigen Trachten prangenden Frauen war ein fesselndes Bild. Gegen Abend erst stiegen wir zu Fuß ins Thal hinab und ritten dann nach Ochrida zurück, nicht wenige schwankende und johlende Gruppen von Fußgängern schnell überholend.

Mein Aufenthalt in Ochrida hatte beinah 4 Wochen ge-

währt und ich durfte mit meiner Ausbeute namentlich in sprachlicher Beziehung zufrieden sein.

Viele schöne Stunden in Gesellschaft lieber Menschen hatte ich an dem schönen See verbracht, aber doch bedauerte ich es nicht, von einem Orte wegzukommen, wo Tyrannei und barbarische Grausamkeit das Scepter führen, wo das Recht nichts gilt, wo der unterdrückte Christ in beständiger Furcht leben muß, von dem herrschenden Muhamedaner mißhandelt zu werden.

---

5. Reise nach Lănga (ar. Lunga). (8. und 9. August.)

Am 8. August um 4 Uhr morgens verließ ich Ochrida. Begleitet war ich nur von Naki; denn der Kaimakam hatte die Verantwortung für eine so gefährliche Fahrt in die Berge bei Lănga, einem berüchtigten Räuberdorfe, nicht auf sich nehmen wollen und sich daher geweigert, mir dorthin Soldaten mitzugeben. Ich versuchte nicht ihn zu überreden und brach auf, ohne Abschied von ihm genommen zu haben, ohne selbst den Paß visieren zu lassen. Doch hatte ich einen Empfehlungsbrief von einem befreundeten Aromunen an den Pfarrer in Lănga.

Wohlgemut ritten wir am Ufer des Sees her an Goritsa vorüber, und gelangten in zwei Stunden nach Peštšani*), einem Dörfchen, dessen Bewohner sich mit Fischfang beschäftigen oder als Zuckerbäcker nicht nur den Orient, sondern selbst Deutschland bereisen. Unter einer prächtigen Weißbuchengruppe am Ende des Dorfes nahmen wir unser Frühstück ein. Von dort ab tritt das Gebirge unmittelbar an den See heran und infolgedessen windet sich der Fußpfad in die Höhe.

---

*) Auf den Karten steht fälschlich Peštani; das Wort hat nichts mit wal. pešte-Fisch zu thun, sondern ist eine Adjektivbildung zu slav. pěsăkă und bedeutet „sandig“, eine Bezeichnung zu der die Natur des Ortes in der That berechtigt.

Die Sonne brannte heiß und der Weg wurde immer schlechter und nötigte uns an verschiedenen Stellen abzusteigen und die Pferde am Zaum hinter uns herzuziehen. Wir hatten beinahe die Südostecke des Sees erreicht und stiegen Schritt für Schritt nach dem Strand herunter, als uns plötzlich eine Kuh auf dem schmalen Wege entgegenkam. An ein Ausweichen oder Umkehren mit unseren beladenen Pferden war nicht zu denken, und so sprang ihr Naki mit Geschrei und ausgebreiteten Armen entgegen. Sie wollte Kehrt machen, rutschte aus und in wenig Augenblicken lag sie unten im See, konnte sich aber an das nahe sandige südliche Seeufer retten, wohin auch wir glücklich gelangten.

Unser Erstes war den brennenden Durst mit dem klaren Seewasser zu löschen; dann ging es durch die herrliche kleine Ebene dem nahen gastlichen Kloster St. Naum zu, das wir um 10 Uhr ganz erschöpft erreichten. Um 11 Uhr maß ich 30° R. im Schatten.

Die guten Mönche! wie freudig empfingen sie mich, als alten Bekannten. Gegen Abend saß ich in dem mir angewiesenen Zimmer, von wo aus ich einen prachtvollen Blick auf den See und die Uferlandschaft genoß. Mir gegenüber am andern Ende des Sees sah ich die Fenster der Häuser von Ochrida in der untergehenden Sonne glitzern. Da stiegen doch Bedenken in mir auf, ob ich klug daran that, mich ohne militärischen Schutz ins Gebirge, in ein Räuberdorf zu begeben. Aus diesen Betrachtungen wurde ich gestört durch einen Schuß, der von dem Wasser her erschallte. Als ich mit dem Fernrohr herunter blickte, bemerkte ich ein Boot, in der Richtung von Pogradetz kommend mit Soldaten bemannt, in deren Mitte ein stattlicher Mann mit einem prächtigen Vollbart in europäischer Tracht stand. Ein Mönch, der hinzukam, sagte mir, es wäre der Kaimakam von Pogradetz, der wahrscheinlich nach Ochrida fahren wolle, vorher aber ins Kloster komme, um sich an Essen und Trinken gütlich zu thun.

Er kam nach seiner Ankunft sofort in mein Zimmer und

bemühte sich sichtlich, als Mann von Bildung zu erscheinen. Ich teilte ihm ohne Rückhalt mein Reiseziel und Reisezweck mit, worauf er mir sehr abriet. Aber als er sah, daß ich fest entschlossen war, da diktierte er einem der Mönche einen Brief in griechischer Sprache für den Tšauš (etwa Feldwebel) in Pogradetz mir des Weges kundige Leute mitzugeben, mich in jedem zu unterstützen und mich nicht durch Fragen zu belästigen, denn „erstens verständen sie doch nichts davon und zweitens und drittens verständen sie erst recht nichts davon". Ob er aber den Zweck meiner Reise verstanden hatte, bezweifelte ich. Doch war ich ihm dankbar, daß ich so wenigstens vor dem Schicksal bewahrt blieb mit einer Eskorte wieder nach Ochrida zurückgeschickt zu werden und dem lästigen Nachfragen der Polizei enthoben zu sein. Ein Sprachforscher hat dieser gegenüber einen schweren Standpunkt, da man absolut kein Verständnis für dessen Forschungen hat; ich half mir gewöhnlich, da ich gelegentlich auch Käfer, Samen und Steine sammelte, dieses als Zweck der Reise anzugeben. Von den Käfern allerdings glaubte man, daß man sie bei uns zu Arzneien benutze.

In später Nachtstunde nahm ich von dem biederen Türken, der dem trefflichen Klosterweine mehr als nötig zugesprochen hatte, herzlichen Abschied. Er wollte mit Tagesanbruch Ochrida erreichen.

Um 5 Uhr des andern Morgens brachen wir auf und brauchten fünf Viertel Stunden bis Pogradets, einem größeren albanesischen Orte. Mein erster Besuch galt Ustrei Bey, für den ich eine Empfehlung hatte; leider war er gerade abwesend. Darauf ging ich zu dem Tšauš, dem ich das Schreiben des Kaimakams übergab, und der mir darauf einen Saptjé mitgab, um mir den Weg zu zeigen; denn, wenn er mir auch mehr Leute mitgäbe, meinte er, würde es doch nichts nützen, wenn wir von den Räubern angegriffen würden. Um acht Uhr konnten wir unsern Marsch fortsetzen. Es galt so schnell und so unbemerkt als möglich Länga zu erreichen; einmal dort, waren wir in Sicherheit.

Unser Führer war ein kräftiger Albanese, der rüstig voranschritt, fast zu schnell für unsere Pferde, namentlich Nakis hochbeiniges Pferd konnte nur mit größter Anstrengung die steile Höhe erklimmen. Streckenweise ging es in ebener Richtung durch den Wald. Der Kamm des Gebirges besteht aus Sandstein, in den der Pfad sich mit der Zeit tief als schmale Rinne eingegraben hat. Auf der andern Seite des Kammes lagerten wir uns eine Weile an einer Quelle am Rande eines Buchenwaldes. Da bemerkten wir einen Mann, der sich bei unserem Anblick sofort in den Wald flüchtete. Ein schriller Pfiff ertönte, worauf wir uns zur Verteidigung bereit machten. Aber es zeigte sich nichts Verdächtiges mehr; wahrscheinlich waren wir selbst für Räuber gehalten worden. Wir stiegen dann in das Thal des östlichen Schkump hinunter, den wir beim Dorfe Kalivatš überschritten.

Das Thal erweitert sich von dort nach Süden zu und ist gut bebaut. Die Bewohner sind Albanesen, wollen weder Tosken noch Gegen sein, sondern die echten Schkjipetaren. Ihre Sprache und Tracht ist aber im Wesentlichen toskisch. Früher gab es in dieser Landschaft, die den slav. Namen Mokra trägt, mehr Slaven, die von den Albanesen gedrängt in die Gegend von Kastoria, woselbst auch ein Dorf Mokren, ausgewandert sind. Vielleicht stammt auch der Zar Schischman Mokros aus dieser Gegend. Auch ein Bischof von Mokra wird öfters in Urkunden erwähnt. Jetzt sind die Bewohner muhamedanisch, doch gehen die Frauen nicht verhüllt. Bei unserem Vorüberkommen verbargen sie sich hinter den Häusern, oder blieben mit abgewandtem Gesichte stehen, bis wir vorbei waren.

Von Kalivatš wandten wir uns auf einem durch Haselgebüsch führenden Pfade, um den Berg Kozitsa herum nach dem Dorfe Dúnitsa, wo man uns ein vortreffliches Wasser reichte. Einige Männer gesellten sich zu uns, die mich aufforderten, einen auf dem Plateau des schroff abfallenden Kozitsaberges liegenden Schatz zu heben. Ich entzog mich ihrem Drängen mit der Bemerkung, man könne ein derartiges Unternehmen nur bei Vollmond ausführen.

Von Dúnitsa aus zogen wir über eine Hochebene, und dann einem hübschen Thale folgend, gelangten wir nach einem zweistündigen Ritte gegen 7 Uhr abends nach Lăngа*). Der Pfarrer Papa Konstantin, dem ich meinen Empfehlungsbrief abgab, nahm mich, den ersten Europäer in seinem Dorfe, wie er sagte, in sein Haus auf und unterstützte und verpflegte mich aufs Beste. Der Saptjé wurde andern Tages wieder nach Pógradetz zurückgesandt.

6. Lăngа. (9.—13. August.)

Lăngа ist ein rein aromunisches Dorf mit 45 zerstreut liegenden Häusern, die meist von mehreren Familien bewohnt werden. Daß das Dorf einst viel größer war, beweisen die zahlreichen Trümmerhaufen auf den Bergesabhängen. Es soll früher tausend Häuser gehabt haben, was wahrscheinlich übertrieben ist, aber immerhin sieht man an den beiden großen Kirchen, die jetzt außerhalb des Ortes liegen, daß es ein bedeutender Ort gewesen sein muß. Die untere Kirche, die im Schatten einer uralten Linde und dreier mächtiger Edeltannen steht, stammt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Sie ist reich mit Ölgemälden geschmückt. Was an Kaufleuten und Handwerkern vorhanden war, ist weggezogen, meist nach Ochrida und nach Rumänien. Gerade so geschah es in den benachbarten Dörfern Nitša (20 Häuser) und Grábovo (50 Häuser), die 3 Stunden nach Süden resp. nach Südwesten liegen.

Die Leute dieser Dörfer treiben vor allem Viehzucht, ferner beschäftigen sie sich mit Holzfällen und Holzsägen, und in geringem Maße wird Landwirtschaft getrieben, doch gedeihen Mais und Weizen trotz der Höhe ganz gut.

*) Die ar. Aussprache ist Lunga, das aber nicht etwa von lat. longus abzuleiten ist, sondern von dem slavischen ЛѢГЪ Hain, Wald, worin der Nasal ganz regelmäßig durch „un“ vertreten wird.

Wie mir der Pfarrer, ein kluger und ernstdreinschauender Mann, der zugleich auch die Stelle des Bürgermeisters und Lehrers vertritt, offen gestand, haben früher viele der Bewohner das Räuberhandwerk betrieben, doch wie er mir versicherte, nur gegen Muhamedaner. Die Folge war, daß das Dorf öfters von Soldaten angegriffen und zerstört wurde, aber ebenso oft sind die Türken mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden, wobei der Pfarrer selbst mit dem Gewehre in der Hand sich an die Spitze der Gemeinde stellte. Die Lage des Dorfes ist auch wie geschaffen als Schlupfwinkel und Zufluchtsort für Räuber.

Es liegt in einer kesselförmigen Thalerweiterung des Schkump, der einen kleineren Bach dort aufnimmt. Der Schkump kommt aus einem wilden, schwerzugänglichen Thale hervor, in das sich die Bewohner bei jeder drohenden Gefahr zurückziehen können, und wo sie vor Verfolgung sicher sind. Der Austritt des Flusses aus dem Kessel geschieht durch eine nur mehrere Meter breite Schlucht, deren Wände senkrecht 200 bis 300 m in die Höhe starren. Jahr aus, Jahr ein braust ein kalter Wind durch diese Klisura. Tritt man aus der Schlucht auf der andern Seite heraus, so hat man einen Anblick von überwältigender Schönheit. Das Wasser stürzt sich in Kaskaden wohl 1000 Fuß tief über mächtige Felsblöcke hinbrausend in die Tiefe. Weit und breit sieht man nichts als dichtbewaldete Höhen. Nur auf dem Berge zur Rechten winkt das graue Gemäuer des Klosters Stă Maria, das ich leider zu besuchen versäumte. Ein feindlicher Angriff von dieser Seite ist ganz unmöglich, selbst wenn nur wenige Männer den Ausgang der Klisura besetzt halten. Nur von der Nordseite her droht den Bewohnern Gefahr, sei es von Soldaten oder von feindlichen Räuberbanden. Doch haben sich die Bewohner durch ihre verwegene Tapferkeit so bei den Albanesen in Respekt zu setzen gewußt, daß seit Jahren kein Angriff mehr stattgefunden hat, im Gegenteil, man ist froh, wenn Jörji Kokuneš, mit dem Spitznamen Rapp, der berüchtigte oder vielmehr dort berühmte Räuberhauptmann

aus Länga sie in Ruhe läßt. Der Pfarrer ließ mich seine Bekanntschaft gleich am ersten Tage meines Aufenthaltes machen und empfahl mich seinem Schutze. Ich aß und trank mit ihm zusammen und wir gelobten uns nach dortiger Sitte Brüderschaft auf Leben und Tod. Gewöhnlich nehmen Einheimische, die eine derartige Brüderschaft eingehen, zusammen das Abendmahl, wobei sie sich in das Brot oder in die Hostie teilen. Ich als Nichtorthodoxer konnte mich dieser Zeremonie nicht unterziehen, ebenso wenig die Muhamedaner, wenn sie, was gar nicht selten vorkommt mit Christen Brüderschaft machen. Der Aromune bezeichnet das Verhältnis der Brüderschaft, die heilig gehalten wird, einfach durch: l-am frate (ich habe ihn zum Bruder).

Am Morgen des ersten Tages fragte mich der Pfarrer, ob ich gerne Fische äße. Da ich die Frage bejahte, schlug er mir vor, auf den Fischfang zu gehen, wobei Naki und einige Knaben uns begleiteten. Wir gingen in dem engen Thale des Schkump, dann in dem Flußbette selbst aufwärts, indem wir von Stein zu Stein sprangen. Trotz des beengenden, langen Talars zeigte der Pfarrer dabei eine bewundernswerte Gewandtheit und Sicherheit, während mir die Sache bald zu bedenklich wurde und ich vorzog, mir am Ufer hin durch das dichte Gebüsch von Weiden und Buxbäumen mühsam einen Weg zu bahnen. Dagegen wollte mir Naki seinen Mut zeigen und folgte dem Pfarrer nach, bis er statt auf einen Stein, bis über die Hüften ins Wasser sprang, worauf er von allen weidlich ausgelacht wurde. Papa Konstantin aber warf sein mit Bleikugeln beschwertes Kreisnetz in die ihm wohlbekannten Löcher und nach Verlauf einer guten halben Stunde waren wir im Besitz von zwölf der schönsten Forellen.

Zu Hause wurden sie gebraten und wir setzten uns mit untergeschlagenen Beinen um den Tisch, der nur aus einer handbreiten Zarge und einer Platte besteht. Die Frauen trugen die Speisen auf, nahmen aber nicht am Mahle teil, dürfen sich überhaupt nicht einmal setzen, so lange Gäste in dem Zimmer sind. Der Pfarrer, dessen Kleider durch das von dem

Netze abtropfende Wasser naß geworden war, hatte Hosen nach europäischem Schnitte angelegt, die er bei Gelegenheit eines Besuches bei einem Verwandten in Rumänien gekauft hatte. Dort hatte er auch wohl gesehen, daß man sich der Servietten beim Essen bedient, und so brachte er mir eine Art von Küchenhandtuch, das bereits die Spuren eines häufigen Gebrauchs in bedenklicher Weise zeigte. Er selbst aber verschaffte sich eine Serviette, indem er ohne Scheu das Hemd aus dem Hosenlatze herauszog und über die Kniee ausbreitete. Niemand nahm auch nur den geringsten Anstoß daran, nur Naki, der schon mehr von der Welt gesehen hatte, gab mir durch ein spöttisches Lächeln seine Gedanken kund.

Aber das Essen schmeckte doch vortrefflich, selbst der Wein fehlte nicht. Überhaupt mangelte es mir während meines dortigen Aufenthalts an nichts, da an Geflügel und Wildbret Überfluß war. Selbst Hirsche und Bären sind ziemlich häufig, auch Gemsen sollen dort vorkommen, wenigstens mußte ich der Beschreibung nach auf diese Tiere schließen, aber Hörner, die die Frage mit Sicherheit entschieden haben würde, konnte man mir nicht zeigen.

Von besonderer Wichtigkeit war mir auch, daß ich in dieser waldreichen Gegend die aromunischen Namen für verschiedene Bäume kennen lernte, die man anderwärts zum Teil vergessen, zum Teil durch fremde ersetzt hat. Schon am vierten Tage konnte ich weiterziehen zum großen Bedauern des Pfarrers und der Bewohner und, ich darf es wohl gestehen, auch zu meinem eigenen. Denn trotzdem die Leute roh und unwissend, obgleich sie wild und räuberisch sind, ich fühlte mich doch wohl unter ihnen; denn im Grunde sind sie gut, offen und ehrlich, gastfreundlich und treu.

Bei dem einfachen Leben in dem gesunden Klima, erreichen die Leute im allgemeinen ein hohes Alter. Es giebt im Dorfe eine Frau, die an 120 Jahre, eine andere die über 110 Jahre alt sein soll; genau ihr Alter anzugeben, sind nur wenige ältere Leute im Stande. Die Langlebigkeit in den aromunischen Gebirgsdörfern ist überhaupt auffallend. In der

einzigen Gemeinde Vlacho-Klisura wurden Maria Gika Goga 113 Jahre, Kosta Pik 100 Jahre, dessen Schwester gegen 100 Jahre, Papa Jan 115 Jahre, Andrea Stanka 110 Jahre, Dimitri Sima 115 Jahre alt.

Krankheiten kommen nur selten vor, höchstens verlangt das gastrische Fieber im Sommer einige Opfer, zumal von

Pfarrer und Burschen aus Länga.

einer ärztlichen Hilfe nicht die Rede ist. Wie unvernünftig man die Kranken behandelt ersah ich gleich am Abend meiner Ankunft. Der Pfarrer bat mich, ihm in ein Zimmer zu folgen, wo sein Bruder, der einige Tage vorher fieberkrank von der Reise zurückgekommen sei, im Sterben liege. Als ich in die Stube eintrat, kam mir eine Luft entgegen zum Ohnmächtig-

werden. Eine Anzahl weinender und klagender Frauen, Verwandte und Bekannte, standen um den Kranken, der unter einem Haufen wollener Decken mit glanzlosen Augen auf dem Boden lag, und kaum noch ein Lebenszeichen von sich gab.

Entrüstet jagte ich die Weiber hinaus, ließ die mit Läden geschlossenen kleinen Fenster öffnen, und erleichterte den Kranken von der Last der wollenen Decken. Dann ließ ich kaltes Wasser holen und wickelte ihn in ein damit angefeuchtetes Leinentuch. Da erst fing der Arme an aufzuatmen. Eine weitere zweckentsprechende Behandlung stellte den Kranken, der an Malaria litt, die ich aus eigener Erfahrung kannte, soweit wieder her, daß bei meinem Weggehen der Pfarrer zu mir sagte: „Der Bursche gehört dir".

Ich hörte bei der Gelegenheit auch, daß man an Stelle des Chinin einen Absud von Weidenrinde mit gutem Erfolg verwendet. Nicht wenig hatte meine erfolgreiche Hilfe dazu beigetragen mir die Liebe der Dorfbewohner zu erwerben. Als ich Montag den 12. August Lănga verließ, hörte ich, daß die jungen Leute in der Nacht aufgebrochen waren, um die gefährlichsten Punkte des Weges, soweit der Wald reicht, unserer Sicherheit wegen im Voraus zu besetzen.

---

7. Reise nach Elbassan. (12. und 13. August.)

Unter der Führung von Jörji Kokuneš, des ehemaligen Räuberhauptmanns Rapp, traten wir um 5 Uhr früh den Weg an, und ich muß gestehen, ich fühlte mich unter seinem Schutze sicherer, als wenn ich von einer Abteilung Soldaten begleitet gewesen wäre, auf die man sich im Notfalle doch nicht verlassen kann. Von ihm aber war ich überzeugt, daß er ohne Zaudern sein Leben für mich eingesetzt haben würde. Ich hätte ihn gerne photographiert, aber dazu konnte er sich nicht entschließen, und ihn zu drängen, wäre unhöflich gewesen.

Er war ein Mann von mittlerer Größe, mehr hager als untersetzt, dem man seine 63 Jahre in keiner Weise ansah. Sein Schritt war noch elastisch, seine Bewegungen rasch und sicher, nur die etwas schielenden Augen gaben dem wettergebräunten, faltigen Gesichte etwas Unheimliches, das selbst beim Lächeln nicht verschwand. Als wir langsam in nördlicher Richtung den unbewaldeten Berg hinaufstiegen, ging er neben meinem Pferde her und erzählte mir auf meine Bitte von seinem früheren Leben.

Er war der älteste von sieben Brüdern; seinen Vater und vier der Brüder hatte er im Kampfe mit den türkischen Soldaten verloren. Die beiden jüngeren Naum und Anastas bewohnen mit ihren Familien mit ihm gemeinschaftlich ein Haus. Viele Jahre hindurch war er der Führer einer Räuberbande, die zum Teil aus Leuten von Lănga, zum Teil aber aus muhamedanischen Albanesen bestanden hatte, während als Spione ausschließlich Aromunen dienten. „In seinem ganzen Leben habe er nicht mehr als 30 Menschen getötet, aber nur Soldaten, nie Gefangene“ erzählte er. Seine Bande war 20 bis zeitweise 50 Mann stark. Dreimal hatte er mit einer größeren Menge von Soldaten gekämpft, bis er gefangen und mit einem Bruder nach Halep in Syrien gebracht wurde, von wo es ihnen gelang zu entkommen.

Meist bei Nachtzeit durchwanderten sie Kleinasien, passierten, ohne des Ruderns kundig zu sein in einem gestohlenen Boote die Dardanellen in der Nähe von Gallipoli, wo sie beinah gefangen worden wären, und gelangten nach vielen Irrfahrten schließlich nach Salonichi, in eine ihnen bekannte Gegend. Die Sterne und die Sonne hatten ihnen als Wegweiser gedient, Feldfrüchte und dann und wann auch ein Stück Brot, das ihnen ein mitleidiger Bauer schenkte, waren ihre Nahrung. Vor allem kam es ihnen darauf an, sich mit Waffen zu versehen. Am Ende der Stadt Salonichi steht der sogenannte weiße Turm, der als Gefängnis dient. Die Gegend war damals, es war wahrscheinlich im Jahre 1860, noch nicht so belebt als jetzt, und es gelang ihnen den am Thore wache-

stehenden Posten plötzlich zu überfallen und ihm mit einem Messer den Hals abzuschneiden, ohne daß er auch nur einen Laut von sich gegeben hätte. Sie nahmen ihm das Gewehr und den Patronengürtel und „nun“, fügte Rapp hinzu, „hatte ich keine Furcht mehr, auch wenn zehn Türken gegen mich gekommen wären“.

Die Strecke bis in ihre Heimat in Albanien zurückzulegen, war ihnen ein Leichtes. Dann fingen sie ihr Räuberleben von Neuem an. Seit einigen Jahren aber haben sie unter dem Versprechen sich ruhig zu verhalten durch die Vermittelung des Pfarrers mit der türkischen Regierung Frieden geschlossen und leben trotz ihrer schlimmen Vergangenheit frank und frei in ihren wilden Bergen, und zahlen nur eine äußerst geringe Abgabe.

Wenn ich den Erzählungen von Leuten in Ochrida und anderwärts aber glauben darf, so treiben sie auch heute noch ihr Handwerk, nur daß sie den Schauplatz ihrer Thätigkeit mehr nach Epirus verlegt haben. Leider ist es eine Thatsache, die die Aromunen Fremden gegenüber gerne leugnen möchten, deren sie sich aber, wenn sie untereinander sind, sogar rühmen, daß nämlich gerade sie im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl den größten Prozentsatz an Räubern stellen, daß aus ihren Reihen die berühmtesten Hauptleute und auch, zu ihrer Ehre sei es gesagt, die tüchtigsten Kämpfer für die Freiheit auf dem Boden Griechenlands hervorgegangen sind, wofür Beispiele anzuführen ich weiter unten Gelegenheit haben werde.

Als wir in den Eichenwald gelangten, hörte unsere Unterhaltung auf. Rapp ging mit dem schußbereiten Gewehr in der Hand etwa zwanzig Schritte vor uns her und gab uns bald ein Zeichen zu warten, bald winkte er, ihm rasch zu folgen. Dabei richtete er sich nach Zeichen, die uns unbemerkbar blieben, auch sahen wir niemand von den Leuten, die den Weg besetzt hatten. Schnelligkeit und Unauffälligkeit des Marsches sind dort bessere Schutzmittel, als Machtentfaltung. Wie lebhaft wurde ich dabei erinnert an Bilder,

die ich mir als Knabe bei der Lektüre vom Lederstrumpf und Waldläufer ausgemalt hatte. Man braucht wahrlich nicht nach Amerika zu gehen, um auf dem Kriegspfade zu wandeln.

Nach zwei Stunden gelangten wir in das Thal des von Lăngа kommenden westlichen Schkump; dort mußten wir eine gute Weile im dichten Gebüsch halten, bis unser Führer wieder erschien und den Weg als sicher meldete. Rasch ritten wir dann einen an kahler Bergeswand sich schräg in die Höhe ziehenden Pfad hinauf, an dessen äußerster Biegung nach Osten ich in ein tiefes Thal blicken konnte, gerade an die Stelle, wo der östliche und der westliche Schkump sich vereinigen. Der von Lăngа kommende Arm ist der wasserreichere und hat einen längeren Lauf, aber er folgt der Richtung des östlichen Arms. Die Quellen des ersteren liegen auf dem Lenia-, die des letzteren auf dem Kamna-Gebirge.

Der Weg führte uns durch niederen Eichenwald nach dem Dorfe Slábinje; doch ohne zu halten, ging es weiter, bis ein Unfall, den ich schon längst befürchtet hatte, in unliebsamer Weise Aufenthalt verursachte. Ich hörte plötzlich einen grellen Schrei hinter mir und beim Umwenden bemerkte ich gerade noch den Kopf Nakis, der in einer Einsenkung verschwand. Wir sprangen sofort hinzu und da sahen wir denn das Pferd eingeengt in einer Schlucht liegen, während Naki mit dem bloßen Schrecken davon gekommen war. Unter Aufbietung aller unserer Kräfte gelang es, das an mehreren Stellen blutende Pferd aus seiner schrecklichen Lage zu befreien. Zum Glück hatten die seitlich mit Stricken festgebundenen Säcke das Pferd vor größerem Schaden bewahrt, sodaß es doch den Weg fortsetzen konnte. Die Ursache des Absturzes lag in dem Umstand, daß das Pferd zu groß war, um die kurze Biegung des Weges auszugehen, die entsteht, wenn ein Einschnitt mit anschließender Schlucht sich am Bergesabhang vorfindet; noch oft während dieser Reise kamen durch ganz dieselben Umstände veranlaßte Unfälle vor, trotzdem Naki, vorsichtiger geworden, an besonders gefährlichen Stellen abstieg und das Pferd am Zügel führte, was ich mit

meinem starken, kurzgebauten Pferde nie nötig hatte. Man gewinnt allmählich ein solches Vertrauen auf das Pferd und infolgedessen eine solche Gleichgültigkeit, daß man mit der größten Ruhe an den tiefsten Abgründen vorüber reitet, ohne auch nur daran zu denken, der Gefahr wegen abzusteigen.

Ohne Aufenthalt zogen wir nun weiter durch die Dörfer Proptišti und Slatina. In der Nähe des Letzteren durchschnitten wir den Schkump an einer nur einen Meter tiefen Stelle, um das auf der gegenüberliegenden Höhe gelegene Dorf Golik zu erreichen, wo wir bei einem muhamedanischen Albanesen, einem ehemaligen Gefährten Rapps, Mittagsruhe nahmen. Es war 11 Uhr. Wir hatten einen Weg von ungefähr 22 klm zurückgelegt und der Hunger meldete sich, weshalb wir dankbar das uns angebotene Mahl annahmen.

Wir streckten uns darauf aus, um uns für den folgenden Weg zu stärken, und meine Begleiter versanken bald in festen Schlaf. Ich hatte, um mich vor den Fliegen zu schützen, ein dünnes Tuch über meinen Kopf gelegt und konnte so bequem beobachten, wie sich nach kurzer Zeit die anstoßende Thür öffnete und verschiedene Frauen und Mädchen mich mit Neugier musterten und sich im Flüstertone über meine Kleidung lustig zu machen schienen: Einen „Frenk“ zu sehen, war für sie ein Ereignis.

Nachdem wir wie üblich unseren Gastgeber umarmt und ihm alles Gute gewünscht hatten, zogen wir um 3 Uhr weiter. Wo der Stravai in den Schkump fließt gelangten wir bei einem von einem Aromunen bewirtschafteten Chane wieder ins Thal; dort kamen wir auf bequemem Pfade schnell vorwärts. Interessant ist die längs desselben sich hinziehende aus einem Konglomerat bestehende Felswand, deren oberer Teil seltsam von Höhlungen durchzogen ist oder nestartige Gebilde zeigt, die auch von vielen Vögeln bevölkert sind. Wir sahen dann einige zerstreut liegende Häuser, die das auf unsern Karten verzeichnete Sedžem sein mögen; auf der jenseitigen Höhe lag das Dorf Brzešta und um $5\frac{1}{2}$ Uhr waren wir an der Biegung des Schkump nach Westen zu, wo wir

dann einem betretenen Wege zu folgen hatten, der von Ochrida nach Elbassan führt.

In dem Dorfe Kukješ hielten wir nur kurz an und eilten dann dem Chane Džura zu. Wir folgten streckenweise der im Bau begriffenen Straße, die man aber so oft verlassen muß, als es gilt, ein Thal zu durchschneiden; denn die Brücken fehlen sämtlich. Bei völliger Dunkelheit langten wir im Chane an. An Futter für die Pferde war kein Mangel, doch wir konnten nichts Eßbares erhalten; wir mußten ins nahe Dorf schicken, um uns Brot und einige Eier zu verschaffen.

Wir waren noch bei unserer einfachen Abendmahlzeit, als ein Mann auf mich zutrat und mich in deutscher Sprache anredete. Es war ein Deutscher aus Konstantinopel und Bauführer bei der neu anzulegenden Straße und lagerte gerade mit einigen Leuten in seinem Zelte in der Nähe des Chans. Seit zwei Jahren war er dort beschäftigt, hätte aber schon längst die Gegend verlassen, wenn er den rückständigen Gehalt hätte bekommen können, den man ihm absichtlich nicht auszahlte, um ihn dadurch festzuhalten.

Die Kosten des Straßenbaus, wie er mir mitteilte, trägt nicht der Staat, sondern sämtliche Gemeinden des Vilajets, durch das die Straße zieht. Jede Gemeinde bekommt nach ihrer Größe ein gewisses Stück zugewiesen, das sie fertig stellen muß, und zwar kommen die armen Leute selbst, um ihren Teil abzuarbeiten, während die bessergestellten für den ihrigen eine gewisse Summe zahlen, der von den andern dann mit übernommen werden muß, während das meiste Geld in die Taschen der oberen Beamten fließt. Nach den Versicherungen eines Ingenieurs in Monastir hätte man für das von den armen Bauern eingezogene Geld ebenso gut Eisenbahnen bauen können, statt der bis jetzt vollendeten Straßen.

Sehr spät erst legte ich mich mit Naki im Stalle zur Ruhe nieder; ein Zimmer gab es nicht und auf der Veranda war es mir zu kühl. Rapp setzte sich vor die Stallthüre mit dem Rücken an einen Pfosten gelehnt und das Gewehr über die Beine gelegt. In dieser Stellung verbrachte er die ganze

Nacht, weil er, wie er sagte, persönliche Feinde in der Gegend hätte, vor denen wir uns in Acht nehmen müßten. Der alte Mann war 11 Stunden in schnellem Schritte marschiert, hatte nichts als Brot und einige Oliven gegessen, — da gerade Fastenzeit war, die auch von den Räubern mit größter Strenge eingehalten wird —, und schien weniger ermüdet als wir, die wir genügend gegessen hatten und außerdem meist zu Pferde gewesen waren.

Nach einer schlechten Nachtruhe, da sie beständig durch Mücken und Ungeziefer gestört wurde, erhoben wir uns um 5 Uhr, ließen den Pferden einige neue Hufeisen auflegen und traten dann nüchtern und ungewaschen unsern Weg an, der nur ein kleines Stück noch auf der Straße führte, dann aber den Einschnitten der Berge folgend sich auf halber Höhe derselben hinzog; nach drei Stunden waren wir an dem Chan Babie, wo wir mit gutem Appetit Eier und in Essig eingemachte grüne Paprika verzehrten, und nach weiteren zwei Stunden standen wir vor der hohen Vezirsbrücke. Am Ufer des Schkump kam uns ein glühendheißer Wind thalaufwärts entgegen, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen in dem schnellfließenden Wasser des Flusses mich zu baden, trotz des Abratens Rapps, der zur Eile drängte, da die Gegend, in der schon mancher Überfall stattgefunden habe, besonders gefährlich sei. Naki folgte meinem Beispiele, und wir erfrischten uns sehr in den kühlen Wellen, während unser treuer Wächter sich in einer Nische der Brücke niederließ und Wache hielt. Die Pferde hatten wir an einer durch Gebüsch verdeckten Stelle verborgen.

Darauf ritten wir weiter unterhalb der Brücke schräg durch den Fluß, dessen Wasserstand an der tiefsten Stelle wenig mehr als einen Meter betrug. Rapp erstieg die auf der Südseite zusammengefallene Brücke vermittels einer dort angelehnten Leiter und sprang dann schnell vor uns her auf dem von dort an ebenen und breiten Pfade. Unterwegs zeigte er uns die Stelle, wo sein Vater erschossen, und er verwundet worden war. Wir machten nur noch kurze Rast an dem Fuße

eines Berges, $1^1/_2$ Stunden von Elbassan, wo man die reichlich hervorbrechenden Quellen zu einer Wasserleitung für diese Stadt vereinigt hat. Noch vor Sonnenuntergang ritten wir durch die engen Gassen in Elbassan ein.

Ich ließ mich zuerst zu Herrn Christophoridis führen, der sich durch seine Bibel-Übersetzungen ins Albanesische und durch seine Grammatik einen Namen gemacht hat. Er lebt in sehr ärmlichen Verhältnissen, und so zog ich vor, in den Chan zu gehen, wo ich auch ganz leidlich aufgehoben war. Wir ließen uns eine Kammer geben zum Aufbewahren unseres Gepäckes und nahmen unser Lager auf der Veranda, wo wir das eine Ende einnahmen, während eine größere Anzahl anderer Personen den übrigen Raum in der Nacht belegten. Wir schliefen auch trotz der harten Dielen, unbehelligt von Ungeziefer, in den lauen Nächten ganz vortrefflich. Das Gezwitscher der Sperlinge in einem vor dem Chane stehenden mächtigen Maulbeerbaume weckte mich regelmäßig bald nach Sonnenaufgang.

---

8. Elbassan und die Höhle von Bidzulá. (13.—17. August.)

Außer den Menschen selbst bietet Elbassan nichts von Interesse, einen Besuch verdient höchstens ein großer Platz, der mit mehreren Reihen Cypressen umgeben ist, von einer Größe und Schönheit, wie ich sie nie wieder gesehen habe. Die Straßen sind gepflastert und verhältnismäßig sauber, der Verkehr ist ziemlich lebhaft, wenigstens in dem Marktviertel. Verläßt man dagegen dieses, so sieht man nichts als weißangestrichene hohe Mauern, hinter denen in Höfen die Wohnhäuser versteckt liegen. Noch viel mehr als in Ochrida herrscht hier das muhamedanische Element vor und hält die Christen in vollständiger Abhängigkeit. Letztere sind nicht sehr zahlreich, sie bestehen aus Albanesen und etwa 100 Familien Aromunen, die in zwei Vierteln getrennt wohnen. Die Leute

haben solche Furcht vor der Behörde, daß sie sich scheuten, mit mir zu verkehren. Recht bezeichnend für das Verhältnis der dortigen Christen zu den Muhamedanern ist auch der Umstand, daß selbst die christlichen Frauen auf der Straße verhüllt gehen, wie die Muhamedanerinnen, während die Frauen, die vom Lande kommen, auch wenn sie zum Islam sich bekennen, unverhüllt sind. Juden giebt es in Elbassan gar keine; schon mehrere Mal haben einige den Versuch gemacht, sich dort anzusiedeln, aber sie wurden einfach erschossen.*)

Mit Ausnahme weniger vornehmer albanesischer Familien sind die Leute arm; Christen und Muhamedaner gehen zerlumpt umher und sind außerordentlich genügsam. Es ist ja bekannt, wie sehr die Muhamedaner den Kaffee lieben, aber daß viele von ihnen am Morgen, ehe sie die Augen öffnen, sich das Gesicht erst von dem heißen Kaffeedampf überziehen lassen, war mir neu zu hören. Auch der Verbrauch von Branntwein ist ganz bedeutend und zwar auch von Seiten der Muhamedaner.

Von meinem treuen Führer Rapp mußte ich am Morgen nach meiner Ankunft Abschied nehmen. Die Polizei stellte sich ein, erkundigte sich genau nach dem Zwecke meiner Reise und dergleichen, obgleich ich den Empfehlungsbrief des Valis und den Paß vorzeigte. Man wunderte sich sehr, daß ich ohne Soldaten gekommen war, was bei der türkischen Polizei sofort Verdacht erregte. Durch einen Besuch beim Mutessarif gelang es mir, ihn zu zerstreuen, aber Rapp, von dem ich vorgab, daß ich ihn unterwegs als Führer in Dienst genommen

*) Gopčević hat sich erzählen lassen, daß in der Nähe der Stadt slavische Dörfer sein sollen. Dies ist aber keineswegs der Fall, wohl aber wird früher das slavische Element dort stark vertreten gewesen sein; der Neujahrsgruß der Bewohner lautet heute noch „Saragodina“, ohne daß die Leute eine Ahnung haben, daß sie einen slavischen Ausdruck anwenden. Vielleicht verbirgt sich auch im folgenden sinnlosen albanesischen Abzählliede unter den albanesischen und meist aromunischen Wörtern ein slavisches: unu mine, dudu mine, trei zele, karavele, bana bana, tšukadana, urϑi škurϑi, kalemϑi, džumla. Dieses Lied wurde mir von Ephraim Ginnis mitgeteilt.

hätte, blieb ihnen verdächtig und sollte eingesteckt werden, weshalb er es vorzog, sich heimlich zu entfernen. Gern hätte ich ihm ein Geldgeschenk gemacht, aber er war nicht zu bewegen etwas anderes anzunehmen als was er sich wünschte, nämlich eine Oka Tabak und ein Stück Rindsleder, woraus er sich ein Paar Sandalen machen wollte. Wir umarmten und küßten uns und dann eilte er weg, um quer durch die Berge auf einem kürzeren Wege sein Heimatsdorf zu erreichen.

Durch Herrn Christophoridis hatte ich erfahren, daß in nicht allzugroßer Entfernung von Elbassan eine ungeheuer große Höhle sein solle, die sich vier Stunden lang durch die Berge bis in die Nähe von Tirana erstrecke. Er selbst habe sie in seiner Jugend besucht; sie enthalte viele Nebengänge, Wasserläufe und an einigen Stellen drängen Gase aus den Spalten. Schon öfters hatte ich dergleichen Berichte gehört, aber nie etwas darauf gegeben, nun ich aber Christophoridis so erzählen hörte, schöpfte ich keinen Argwohn, und beschloß mir diese „Schatzhöhle“ (brima e hazmes) wie er sie nannte, anzusehen. Er wollte erst selbst mitkommen, als er aber sah, daß ich Ernst machte, schützte er Arbeiten auf dem Büreau vor; dafür schloß sich mir ein junger Mann an, namens Ephraim Ginnis, Student in Athen, der sich der Sicherheit wegen als Bauer verkleidete. Außerdem nahm ich einen Keradži, der das Dorf, in dessen Nähe die Höhle sein sollte, kannte, und einen Suvarí mit, um den Bauern gegenüber mit der nötigen Autorität auftreten zu können.

Am späten Nachmittage des 15. August verließ unser aus fünf Mann bestehender Zug Elbassan. Wir hatten eine ganze Pferdeladung von Fleisch, Brot und Wein bei uns, um wohlversehen die Reise in die Unterwelt antreten zu können, auch an Lichtern und Laternen hatte ich es nicht fehlen lassen. Wir zogen in nördlicher Richtung ein Seitenthal des Schkump aufwärts, das auf beiden Seiten mit Olivenpflanzungen bedeckt ist, die mit ihrem mattgrauen Grün keineswegs einen erquickenden Anblick gewähren. Die Oliven gedeihen in dem heißen

vor Nordwinden durch die Berge geschützten Klima von Elbassan vortrefflich und sind weithin berühmt. Nach einem Ritte von einer Stunde durch das fast wasserlose Flußbett wandten wir uns nach der Höhe, auf der das Dorf Bidzulá liegt, wohin wir nach einer weiteren Stunde gelangten. Der Hodža des muhamedanischen Dorfes führte uns in das beste Haus, in das wir aber erst eintreten durften, als die Frauen entfernt waren. Das Zimmer, in das man uns führte, war ziemlich geräumig, hatte zwei kleine Fensteröffnungen, aber ohne Scheiben; der Boden war mit Binsenmatten bedeckt, die Wände ungetüncht, das Ziegeldach vertrat auch gleich die Stelle der Stubendecke. Möbel irgend welcher Art befanden sich nicht in dem Staatsgemache, wohl aber lag in der einen Ecke des Zimmers ein großer Haufen Mais. Als es dunkler wurde, brachte unser Wirt einen Kienspahn, der in die Wand gesteckt wurde und mit seinem flackernden Lichte unsere heitere Gesellschaft erleuchtete; konnten wir uns doch von unseren Vorräten ein vortreffliches Abendessen bereiten.

Bald fanden sich auch einige Dorfbewohner ein, die mir Wunderdinge von der Höhle erzählten, daß ein Geist darin umgehe, der feurige Luft ausatme und die Schätze behüte, an einer Stelle stehe ein Mann mit emporgehaltenem Schwerte, das er niedersausen lasse, wenn man vorübergehen wolle und dergl. mehr. Alle waren bereit, mich am andern Tage zu begleiten, doch wollten sie auch einen Teil der Schätze haben, die ich dort finden würde, was ich natürlich zusagte. Auf den Rat des Suvari mußte ich angeben, daß ich von Stambul gesandt sei, um ihre Höhle zu besuchen.

Am andern Morgen, als wir aufbrechen wollten, stellte sich aber niemand von den Dorfbewohnern ein, und unser Wirt gab vor, nicht zu wissen, wo die Höhle sei. Ich schickte darauf den Suvari fort, um einen älteren Mann zu holen, der am Abend geprahlt hatte, allein 12 Stunden lang in der Höhle gewesen zu sein. Dieser, sowie die meisten Männer, hatten ihre Wohnungen verlassen, und erst auf Drohung des Suvaris das Haus des gesuchten Mannes anzustecken, fand sich dieser

ein und führte uns in nordwestlicher Richtung zwischen den Feldern hin; nach und nach gesellten sich doch noch einige Bauern zu uns, sodaß schließlich zwölf Personen beisammen waren, als wir nach einer halben Stunde auf einer Wiese bei einer Quelle Halt machten. Dort genossen wir eine schon abends bereitete Suppe mit Fleisch, ließen die Pferde unter Bewachung eines Bauern zurück und stiegen dann durch Unterholz eine steile Anhöhe hinauf, bis wir einen in schwindelnde Tiefe abfallenden Abhang erreichten. Der Alte kletterte dann rasch an der Felswand hin, während wir ihm vorsichtig auf den glatten Kalkfelsen eine Stütze suchend, folgten.

Endlich machte er Halt vor einem Geschiebe von Steingeröll, das wir auf allen Vieren kriechend erklommen. Oben angekommen standen wir wirklich an dem etwa mannshohen Eingang der Höhle, aus dem zum Schrecken der Leute eine Kreuzotter kam, die ich mit einem Steine totschlug. Drei der Bauern machten Kehrt, so groß war ihre Angst, auch wollte unser Führer in der Höhle nicht mehr vorangehen. Ich übernahm darauf mit der Laterne in der einen, einem Stocke in der andern Hand die Führung; dann folgte Naki mit einigen Lebensmitteln, hinter ihm der Student, dann die Bauern und zuletzt der Suvari, um einer etwaigen Verräterei zuvorkommen zu können. Ziemlich steil ging es abwärts, dann teilte sich der Gang; wir folgten dem größeren zur Linken. Gewaltige Tropfsteinmassen sind von der hohen Decke herabgefallen, über die wir bald wegklettern mußten, bald aber vorzogen, darunter wegzukriechen. Streckenweise kamen wir schnell vorwärts, aber nach einer halben Stunde hatten wir schon das Ende erreicht, es war auf keine Weise mehr weiter zu kommen. Von einem Wasserlaufe, giftiger Luft etc. war keine Spur vorhanden, höchstens konnte man mit einiger Nachhülfe der Phantasie einen Mann mit emporgehobenem Schwerte in einer Stalaktyde erkennen, die sich in der Mitte des Höhlenganges befand. Die Länge der Höhle beträgt ungefähr 400—500 m, die Breite schwankt zwischen 1—2 m, die Höhe war an einigen

Stellen allerdings sehr beträchtlich etwa 12—15 m. Der Alte behauptete, wir wären in den falschen Teil geraten, worauf wir Kehrt machten und in den rechten Gang einzudringen versuchten, bis wir an einen tiefen Spalt gelangten. Ich ließ mich an ein mitgebrachtes Seil festbinden, das Naki und der Student hielten, und rutschte dann langsam, indem ich mich an den Wänden anstemmte, so weit vor, bis es zu eng wurde und ich das Ende erkennen konnte. Enttäuscht mußten wir den Rückweg antreten. An lebenden Wesen fanden wir in der Nähe des Eingangs einen Skorpion und langbeinige Mücken, nicht einmal Käfer waren zu entdecken. Als ich unserem Führer seine Lügen vorhielt, meinte er, früher wäre es anders gewesen. So oft man die Leute auf einer Lüge ertappt, finden sie eine gute Ausrede und machen sich noch lustig darüber, daß man ihnen geglaubt hat.

Auf unserm Lagerplatze wieder angekommen, bereiteten wir das Mittagsessen, an dem alle Teil nahmen, sodaß von unsern sämtlichen Vorräten nichts übrig blieb. Als wir wieder aufbrechen wollten, entlief das Pferd des Suvari, der darüber so zornig wurde, daß er die Bauern ohrfeigte und unsern Keradži, dem er das Pferd gegeben hatte, mit dem Revolver erschießen wollte. Ich hatte alle Mühe den wütenden Menschen zu beruhigen, was aber erst vollständig gelang, als nach langem Umherlaufen die erschöpften Bauern ihm sein Pferd brachten. Ich sah bei der Gelegenheit, daß nicht nur die christlichen, sondern auch die muhamedanischen Bauern von ihren Herren, den Türken, mißhandelt werden. Daß daher die Stimmung unter den Albanesen nicht günstig gegen die Türken ist, ist leicht erklärlich. Hierzu kommt aber noch, daß der eingesessene Adel, obgleich er von der türkischen Regierung mit der größten Schonung behandelt wird, obgleich er ungestraft die größten Schandthaten und Bedrückungen der Christen vornehmen kann, doch nicht vergessen kann, daß er früher das Land beherrscht hat, und sich bewußt ist, daß er in dem Volke einen großen Anhang besitzt. Zwei gemeinschaftliche Interessen sind es, die noch notdürftig diese zwei

verschiedenen Elemente zusammenhalten: der Islam, dem auch die albanesischen Beys glühend ergeben sind, und die Aussaugung der Christen, ein Geschäft, das viele Beys noch schamloser und grausamer üben, als die Türken, wenigstens was die oberen Beamten betrifft, unter denen ich eine größere Anzahl herzensguter und gerechter Menschen gefunden habe. Überhaupt ist der Türke großmütig, gutmütig und selbst ritterlich, aber, füge ich hinzu, nur so lange er Geld hat.

Gegen 6 Uhr abends waren wir wieder in Elbassan. Herr Christophoridis, der sich sofort nach unserer Ankunft einstellte, meinte, wir wären in einer falschen Höhle gewesen, die eigentliche große Höhle sei im Thal des Arsen, in der Nähe des Dorfes Pulumbas. Herr Kiriaš in Monastir teilte mir mit, daß nicht weit von Tirana bei dem Dorfe Petreila eine große Höhle ist, die er selbst besucht habe. Vielleicht fühlt ein Reisender durch diese Notiz sich veranlaßt, sein Glück daselbst zu versuchen.

Noch an demselben Abende nahmen wir ein Bad in dem von der Stadt etwa 10 Minuten entfernten Schkump und darauf begleitete ich Herrn Christophoridis in seine Wohnung, um das Manuskript eines umfangreichen Wörterbuches der albanesischen Sprache zu sehen, an dem er seit 16 Jahren gearbeitet hat und das er beständig zu vervollständigen sucht. Soviel ich in der kurzen Zeit sehen konnte, ist es in der That mit großem Fleiße zusammengetragen, enthält aber auch eine ganze Menge von Wörtern eigener Erfindung, wie er deren in seiner Bibelübersetzung benötigt hat. Aber immerhin ist das Werk äußerst wertvoll, kennt doch niemand den Wortschatz der albanesischen Dialekte besser, als er. Es wäre eine dankbare Aufgabe für eine Akademie, sich der Sache anzunehmen.

9. Berat. (18.—21. August.)

Die etwa 50 klm betragende Entfernung von Elbassan nach Berat hätte ich allenfalls in einem Tage zurücklegen können; aber ein vornehmer Albanese Jusu Bey, dem ich durch ärztlichen Rat einen Dienst erwiesen hatte, lud mich ein, auf seinem Tšiftlik Belmak Station zu machen, was ich auch gerne annahm. Er gab mir auch einen Brief für einen Verwandten in Berat und schickte zwei Diener als Begleitung bis Belmak mit; außerdem nahm ich einen Suvari als Wegweiser für den weiteren Weg.

Gegen 4 Uhr nachmittags verließen wir im Trabe Elbassan in südwestlicher Richtung, überschritten nach einer Stunde den Schkump, der hier zwar ziemlich breit, aber nur einen halben Meter tief ist und nach einer guten halben Stunde waren wir in Belmak. Schreiend liefen die Kinder der auf dem Gute lebenden Zigeuner auseinander, von denen die kleineren vollständig nackt, die größeren nur mit einem Hemdchen bekleidet waren. Jedes Gut in dieser Gegend hat seine Zigeuner, die aber nicht nur als Tagelöhner beschäftigt, sondern auch als Bauern angesiedelt sind. Unter den umherwandernden Zigeunern, wie Kesselflickern, Schmieden, Bärentreibern findet man viele, die, aus Rumänien stammend, sich auch der rumänischen Sprache als Muttersprache bedienen, während die Einheimischen außer der Zigeunersprache meist aller Balkansprachen mächtig sind.

Auf dem Gute wurde gut für uns gesorgt, wir schliefen vortrefflich, und setzten um 5 Uhr des andern Morgens unsern Weg fort. Das Land ist fast vollständig eben; eine kaum merkliche Erhebung bildet die Wasserscheide zwischen Schkump und Devol. Letzteren erreichten wir um 6 Uhr. In der Mitte des Flusses stehen noch einige Pfeiler einer Steinbrücke. Wir suchten die Furt auf, wo das Wasser noch keinen Meter tief war. Die Breite des Flußbettes, in dem das Wasser sich in viele Einzelläufe getrennt hat, beträgt dort über einen Kilometer. Der weitere Weg führt durch gut gebautes Land, hält sich

dann im Schatten der Linden, Birken und Silber-Ahorne längs des Flußufers hin, bis wir um 9 Uhr den Höhenzug erreichten, den der Devol durchbrechen muß, um in die Ebene von Musakjé zu gelangen. Gegen 10 Uhr machten wir Halt bei einem Bächlein, verzehrten die mitgenommenen Vorräte und ruhten in dem schattigen Busche mehrere Stunden. Dann zogen wir abwärts auf dem staubigen Wege in glühender Sonnenhitze nach dem Dorfe Peneroni, fünf Viertel Stunden von unserem Lagerplatz entfernt.

Von dort führte der Weg durch die Ebene, die von größeren und kleineren Wassergräben durchschnitten wird. Wir folgten einem schmalen, aber tiefen Wasserlaufe und gerieten, ehe wir uns dessen versahen, in einen Brand, der uns leicht hätte gefährlich werden können. Es ist dort Gebrauch, wenn die Frucht von den Feldern weg ist, und die Sonnenglut den überall wuchernden Farren gedörrt hat, Feuer anzulegen, das nach der Laune des Windes oftmals eine andere, als die beabsichtigte Richtung annimmt. Schon von weitem hatten wir die schwarzen Rauchwolken aufsteigen sehen, aber da sie von uns wegzogen, keine Besorgnis gehabt, bis der Wind umsprang und uns schnell die Flammen näher trieb. Da wir den Graben in keiner Weise passieren konnten, sahen wir uns genötigt, in sausendem Galopp mitten durch die Flammen zu jagen, ohne daß wir nötig gehabt hätten, das Pferd zur Eile anzutreiben. Glücklich kam der Suvari und ich auf den schon verkohlten Feldern in Sicherheit an, während Naki auf dem schwerbeladenen Pferde nur langsamer zu folgen vermochte und versengt und erschöpft bei uns eintraf. Das Pferd war so matt, daß Naki absteigen mußte und es nur mit Anstrengung nach dem eine gute Stunde entfernten Berat treiben konnte.

Wir nahmen Wohnung in dem gut besuchten, aber schmutzigen Chane, der unmittelbar am Flusse gelegen ist. Es gab leider keine Veranda und so mußte ich mich schon bequemen, ein Zimmer als Schlafraum zu benutzen; doch verbrachte ich die Nacht besser, als ich befürchtet hatte, dank

einer praktischen Einrichtung, die ich hier zum ersten Male bewunderte. In der Mitte des Zimmers befand sich ein Brettergestell, dessen vier Füße in mit Wasser gefüllten Blechkästen standen. So war nur noch der Besuch des Ungeziefers von der Decke aus zu befürchten, der aber, wie es schien, durch Naki und den Suvari, die auf dem Boden ausgestreckt lagen, abgelenkt wurde.

Berat hat verschiedene, ganz getrennte Stadtviertel. Das älteste ist das sogenannte Kastron, die auf steilem, hohen Felsen liegende ehemalige Festung, deren Thore allabendlich geschlossen werden. Auf der Bastei liegen einige Geschützrohre und viele eiserne Kugeln. Auf dem mächtigsten Rohre steht in römischen Ziffern die Jahreszahl 1684 und darunter TW. Auf dem Kastron ist auch der Sitz des Bischofs von Belgrad, letzteres ein slavisches Wort mit der Bedeutung „Weißenburg“, das sich zu „Berat“ bei den Albanesen, zu „Velarde“ bei den Aromunen umgestaltet hat. Ich fand in dem Bischof einen ganz intelligenten, wenn auch nicht gerade besonders gebildeten Mann, der ein Aromune aus Platsa sein soll, obgleich er sich stellte, als verstände er nicht die aromunische Sprache. Er zeigte mir einen hübschen aus Marmor gearbeiteten kleinen antiken Sarkophag mit der Inschrift: *ΛΥΣΙΜΑΧΟΣ ΧΑΙΡΗ* und einer Figur, die einen Vogel daneben eine Art von Kreuz darstellt; in der rechten oberen Ecke ist ein großes *A* zu sehen. Die übrigen Seiten enthalten keinerlei Inschrift oder Zeichnung. Auch ein wunderschön erhaltener, fein gearbeiteter Kopf aus Marmor befindet sich im Besitze des Bischofs. Doch die Hauptsehenswürdigkeiten sind zwei alte Codices; der ältere enthält die Evangelien Matthaeus und Markus, in Silberschrift, die sich auf dem vor Alter dunkelblau gewordenen Pergamente gut abhebt, der jüngere äußerst sauber in Goldschrift, enthält die vier Evangelien vollständig. Die in der am Fuße des Berges gelegenen Marienkirche befindliche Pergamenthandschrift ist sehr hübsch ausgeführt, enthält namentlich auch prachtvolle Initialen, ist aber unzweifelhaft ganz jungen Datums.

Die untere Stadt ist langgestreckt, zieht sich am Fuße des Osum hin und dringt in einige Thäler ein. Das auf der Südseite des Flusses liegende Stadtviertel, Góritsa genannt, wird fast ausschließlich von Aromunen bewohnt. Die Gesamtzahl derselben beträgt 500 Familien als Minimum mit etwa 3000 Köpfen (nach einer Erkundigung auf der Polizei wurde mir die Zahl von 9000 angegeben) die übrige Bevölkerung besteht aus ungefähr 3000 albanesischen Familien, die zu ungefähr gleichen Teilen zum Christentum und Muhamedanismus sich bekennen. Außer einigen wenigen Beamten giebt es keine Türken hier, ebensowenig Griechen.

Durch den Empfehlungsbrief von Jussu Bey in Elbassan wurde ich bekannt mit einem der vornehmsten Beys in Berat, mit Sali Bey, mit dem ich verschiedene Male spazieren ging, wobei ich sah, mit welcher Ehrfurcht das Volk dem Adel begegnet. Wer uns entgegen kam, grüßte ehrerbietig und blieb stehen bis wir vorüber waren, wer auf dem Boden saß, erhob sich. Auch hier fand ich, wie in Elbassan, dieselbe Stimmung unter den Albanesen ihren Herren, den Türken gegenüber.

Das Klima von Berat ist mild, die Temperatur wird im Sommer namentlich im untern Stadtteil sehr heiß, so heiß, daß, als ich an einem Tage mein in einer schwarzen Hülse steckendes Thermometer, das bis 46° R. steigen konnte, in der Sonne hatte liegen lassen, die Glasröhre durch das über diesen Grad erhitzte Quecksilber gesprengt wurde. In der Nacht dagegen wird es selbst im Sommer recht kühl. Im Winter fällt wohl manchmal Schnee, aber er bleibt nicht liegen. Trauben, Feigen, Granatäpfel, Quitten werden auf dem Bergesabhang, vortreffliche Melonen und Getreide im Thale gezogen. Aber es fehlt der Stadt an gutem Trinkwasser. Man benutzt als solches das Flußwasser, das man etwas oberhalb der Stadt schöpft und in thönernen Krügen die Nacht über stehen läßt, damit es sich abkühlt und der Schmutz sich setzt, auf der Burg hat man auch Zisternen angelegt.

10. Musakjé und seine Bewohner. (21.—24. August.)

Da mein Weg mich durch eine fast ganz ebene Landschaft führte, die den Räubern den Aufenthalt zur Unmöglichkeit macht, war ich dieses Mal ohne militärische Begleitung aufgebrochen, wohl aber hatte ich einen angeblich des Landes kundigen Ljapiden, wie man die Albanesen im Gebiete von Berat nennt, mitgenommen, um mir den Weg zu zeigen. Für 80 Pfennig täglich unterzog er sich dieser Aufgabe, verschmähte, da gerade Fastenzeit war, jede Fleischspeise, und dennoch sprang er unermüdlich während der vier Reisetage vor uns her trotz seines schlechten Fußwerkes und trotzdem wir meist im Trabe ritten. In der That eine staunenswerte Leistung, zumal von einem dem Anscheine nach schwachen Menschen.

Wir folgten zunächst der Straße, die nach Avlona geht längs eines tiefen Wassergrabens, dessen Strömung große Räder in Bewegung setzt, an denen Gefäße angebracht sind, die das Wasser hoch heben und in eine Leitung ausgießen, die es ermöglicht die Gärten ohne weitere als die ersten Anlegekosten, beständig feucht zu erhalten. Eine viertel Stunde nordöstlich der ersten Brücke sahen wir das aromunische Dorf Dušnik auf einem Bergesabhang. Nach zweistündigem Ritte hatten wir die große Brücke, die über den Osum führt, erreicht. Etwas unterhalb derselben vereinigt sich dieser mit dem Devol; der vereinigte Fluß, der den Namen Semani führt, teilt die Landschaft in das südliche Klein- und das nördliche Groß-Musakjé. Wir verließen die Straße in südlicher Richtung, um das 40 Minuten entfernte am Südende eines kleinen Sees gelegene Konisbalte zu besuchen, wo wir die erste Rast machten. Ein Aromune, der uns aus dem Dorfe Milch brachte, teilte mir über den See mit, daß in demselben nie gefischt würde, weil es an Nachen und Geräten fehle. Das Ufer ist dicht mit Rohr bestanden, und zahlreiche Scharen von Wasservögeln bedecken seine Oberfläche.

Wir umgingen den Südrand des Sees, überschritten einen

steinigen Höhenzug, auf dessen Ostabhang das Dorf Halvadžias liegt, und passierten dann Vogopolje. Der Boden wird von dort ab anders; statt des Kalksteins tritt ein sandiger Thonschiefer auf, der noch einige Falten bildend sich allmählich in der Ebene verliert. Das Land ist gut mit Wein bebaut. Ich bat eine Frau, uns einige Trauben gegen Bezahlung abzulassen, worauf sie uns sämtliche gab, die sie in der Schürze trug, aber kein Geld dafür nehmen wollte. Unser Ljapide erklärte uns, es sei Landessitte, wenn man den Besitzer im Weinberg treffe, könne man Trauben essen, so viel man wolle, ohne bezahlen zu müssen.

Drei Viertel Stunden nördlich von unserem Wege sahen wir das aromunische Dörfchen Schkjepur, traten in der Nähe des Dorfes Pobrat in die Ebene ein, und waren um die Mittagszeit im Chane Réskovets, auch Frášeri genannt, wo wir bis 3 Uhr blieben. In dem Chane herrschte viel Verkehr, weil die Reisenden, die von Avlona nach Berat ziehen, hier Halt machen. Auch findet daselbst zuweilen ein sehr besuchter Markt statt, obgleich nur wenige Hütten in der Nähe zu sehen sind.

Unser Führer wollte den Weg nach Fjeri abkürzen, verlor sich aber gänzlich in den Maisfeldern, bis wir uns nach häufigem Fragen an dem Ufer des Semani wieder zurecht fanden. Der Fluß wälzt seine trüben Fluten in einem Bette dahin, das er sich etwa sechs Meter tief in den weichen, thonigen Boden der Ebene eingegraben hat. Sein schmutziges, warmes Wasser wird zum Trinken benutzt; wo es angeht, gräbt man ein Loch in den Flußsand und schöpft das durchsickernde Wasser heraus, das man selbst dem guten Brunnenwasser vorzieht, weil man in dem Glauben lebt, daß nur das „geschlagene Wasser“ dem Körper zuträglich sei, und selbst das allgemein herrschende Fieber kann die Leute nicht eines Besseren belehren.

Als wir die Mündung des Jánitsa-Baches erreicht hatten, folgten wir diesem aufwärts und kamen um 6½ Uhr in Fjéri, aromunisch Feárikă (= Farrenkraut) genannt, dem Hauptorte von Klein-Musakjé, an. Der Ort zählt 200 Häuser, fast sämt-

lich von Aromunen bewohnt, die sich nach der Zerstörung von Muskopolje im vorigen Jahrhundert hierher gezogen haben, wo ihnen ein Vorfahre des jetzigen Besitzers, des reichen Emir Bey Verion aus Berat, Wohnsitze gewährt hat. Emir Bey hat neuerdings eine Anzahl schöner Magazine herrichten lassen, die die aromunischen Kaufleute, die den Handel der ganzen Gegend in Händen haben, gegen Aufgabe ihrer Holzbuden bezogen haben. Die Wohnhäuser liegen vielfach in Gärten, ganz versteckt unter dichtbelaubten Bäumen, so daß man fast den Eindruck gewinnt, als wäre man in einem Badeorte.

Am folgenden Morgen machte ich einen Spaziergang mit einem aromunischen Silberarbeiter. Wir besichtigten die Kirche, in deren Wänden einige antike Reliefs eingemauert sind, unter andern zwei kämpfende Krieger. Leider ist alles sehr beschädigt. Hinter der Kirche ist eine schattige, parkartige Anlage, wo sich auch ein Café befindet. Dann besuchten wir einige Töpfereien, deren Besitzer und Arbeiter aber nicht Aromunen, sondern Albanesen sind.

Um 2,20 Uhr verließen wir den hübschen Ort, kamen um 3 Uhr nach dem zur Hälfte aromunischen Rádostina und traten dort wieder in hügeliges Terrain, das mit Unterholz bewachsen ist. Bald zeigte sich auf waldiger Höhe reizend gelegen das Kloster Pójani, durch dessen altes Thor wir nach einem steilen Aufstieg um 4 Uhr einritten, freundlich bewillkommnet von dem Kastellan und, wie gewöhnlich in den Klöstern, aufs Beste verpflegt.

Der Höhenzug, auf dem das Kloster liegt, geht parallel zu der Meeresküste, die etwa 10 klm entfernt ist, aber wegen der dazwischenliegenden Sümpfe nicht in gerader Linie erreicht werden kann. Mit einem Mönche machte ich einen Rundgang durch das Kloster, um die vorhandenen Inschriften und Statuen zu besichtigen, die man in der Nähe des Klosters gefunden hat; denn auf der Höhe selbst und den Abhängen nach der Meeresseite hinunter stand das alte Apollonia. Ausgrabungen sind bis jetzt nur in sehr geringem Umfange ge-

macht worden, obgleich solche sich wahrscheinlich lohnen würden. Die Marmorsteine, die man in Fjéri, im Kloster Kolkóndasi, in den benachbarten Dörfern eingemauert findet, stammen alle von hier.

Am folgenden Tage um 7 Uhr früh stiegen wir nach dem am Fuße des Berges gelegenen aromunischen Dorfe Pójani hinunter, kamen durch Charalejas und durchschnitten dann in gerader Linie eine einförmige Ebene mit der Richtung auf das Kloster Kolkóndasi. Weit und breit sieht man nichts, als verdorrtes Gras, stachelige Kräuter von blaugrüner Farbe, zwischen denen hie und da Pferde weiden, die übrigens sehr geschätzt sind und in Italien einen guten Absatz finden. Über dem Ganzen lagert eine etwas dunstige Luft, die durch die Hitze in ewig flimmernde Bewegung gehalten wird. Die Dörfer liegen weit auseinander, die bebauten Strecken sind selten. Außer einem zerlumpten Pferdehirten trifft man kaum jemand. Die Sonne brannte so glühend heiß, daß, wenn ich mit der oberen Handfläche zufällig meine schwarze Lederhose berührte, ich die Hand erschrocken zurückzog. Der Durst peinigte uns bald sehr und dabei mußten wir noch manche Strecke zu Fuß gehen, weil der lehmige Boden dermaßen von breiten durch die Hitze und Trockenheit verursachten Rissen durchzogen ist, daß es für die Pferde gefährlich wurde. Ganz erschöpft kamen wir um 11 Uhr in Kolkóndasi an, wo mein erstes war, einen Thee zu bereiten, der ohne Zucker getrunken das beste Mittel ist, um den Durst zu löschen.

Das Kloster befindet sich gerade an einer Biegung des Semani, der hier nur 2 bis 3 m tiefer als die Ebene liegt. Im Winter vorher war er über seine Ufer getreten, ins Kloster eingedrungen, und hatte die eine etwas tiefer gelegene Kirche mit einer meterdicken Lehmschicht angefüllt, die noch nicht entfernt war. Auf meine Frage nach alten Büchern oder Handschriften teilte mir ein Mönch mit wichtiger Miene mit, sie besäßen ein kostbares Buch, das er mir eingewickelt in Tüchern brachte. Es waren Bloomfields Gedichte, die irgend ein Reisender, vielleicht Leake, dort vergessen hatte.

Um 3 Uhr zogen wir weiter, überschritten eine halbe Stunde unterhalb des Klosters auf einer plumpen Fähre den tiefen Fluß, dessen Wasser 24° R. zeigte. Jenseits stiegen wir die Höhe hinauf, die von dem ganz Musakjé beherrschenden Kloster Ardhenitsa gekrönt wird. Eine schöne Cypressenallee führte uns vor ein zugemauertes Thor auf der Westseite, so daß wir auf einem schmalen Pfade das Kloster umgehen mußten, um den auf der Ostseite liegenden Eingang zu erreichen. Ein altertümlicher dunkler Thorweg führte uns in den inneren Klosterhof.

Der Vorsteher lag auf der Veranda im Schatten ausgestreckt, beschäftigt mit der Lektüre einer religiösen Schrift, ein Umstand, der mir sehr auffallend war. Denn die meisten Mönche, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, waren ganz ungebildete Leute, die gar nicht, oder nur notdürftig lesen und schreiben konnten, und auch nicht das geringste Interesse für geistige Nahrung zeigten. Mein Erstaunen wuchs noch mehr, als ich mich mit ihm in ein Gespräch eingelassen hatte. Nicht nur, daß er mit den politischen Verhältnissen Europas sich vertraut zeigte, er grübelte auch über theologische Fragen nach. Wie einst der heilige Augustin wollte er das Geheimnis der Trinität ergründen und quälte mich mit Fragen, die ich ihm nicht beantworten konnte. Ich sagte ihm schließlich, daß er als Geistlicher dergleichen Dinge besser wissen müsse, denn ich als Laie.

Das Kloster ist der hl. Maria geweiht und Christen wie Muhamedaner, besonders Frauen, wallfahren dorthin, um von Krankheiten geheilt zu werden, was durch eine Abwaschung in der Kapelle bewirkt werden soll. Durch die Klostergüter und die Geschenke, die nicht unbedeutend sind, erfreut sich das Kloster eines gewissen Reichtums, der auch im Innern an der Einrichtung sofort ins Auge fällt.

Schon sehr früh am andern Morgen wurde ich wach; die Hitze im Zimmer, sowie die Mücken hatten mich wenig schlafen lassen. Als ich aus dem offenen Fenster meinen Blick auf die Ebene warf, sah ich eine merkwürdige Erscheinung:

die ganze Fläche erschien wie mit Schnee bedeckt, aus dem nur die Gipfel der Bäume hervorragten. Es war dichter Nebel, der auf dem Boden lagerte, beschienen von hellem Sonnenschein. Nun erst wurde mir klar, wie es möglich war, daß auf dem so schweren Boden, wie bei Fjeri, der Mais so gut gedeihen konnte, der doch bei der Hitze und dem Wassermangel hätte verdorren müssen. In den windstillen, klaren Nächten bildet sich nämlich eine mehrere Meter hohe, dichte Nebelschicht über dem flachen Lande, über das regelmäßig nachmittags ein vom Meere nach dem Tomorgebirge streichender feuchter Windzug geht. Als wir gegen 6 Uhr die Ebene erreichten, tröpfelte der Thau von den Bäumen, wie nach einem kräftigen Regen. Das war das Geheimnis der Anbaufähigkeit von Musakjé.

Am östlichen Fuße des Berges liegt das aromunische Kolonja mit 20 Hütten, die zum Teil nur aus Rohr mit Weidenflechtwerk gebaut sind, einige haben Lehmwände. Die Leute gehören, wie die meisten Aromunen in Musakjé, zum Stamme der Faršerioten, die hier ein den Zigeunern ähnliches Leben führen. Sie sind sehr arm, und sehen sich deshalb auch gezwungen im Tšiftlik zu arbeiten, eine Beschäftigung, die von dem Aromunen gehaßt und verachtet wird. Ich fand im Ganzen 38 aromunische Dörfer in Musakjé, die alle, mit Ausnahme von Fjeri, klein und unbedeutend sind; sie mögen 5000—8000 Bewohner haben. Im Herbste, wenn die Herden von den albanesischen Bergen in die Ebene kommen, wo sie auch den ganzen Winter über Futter finden, mag die Zahl der Aromunen oder Tšoban, d. h. Hirten, wie sie von den Albanesen genannt werden, auf 10000 steigen. Auch bulgarische Hirten aus der Nähe von Dibra überwintern zuweilen in Musakjé.

Um 7 Uhr kamen wir durch das langgestreckte, albanesische Dorf Bubulím, überschritten in einer Fähre bei Imišta den Semani, waren um 9 Uhr in Suk und um 11 Uhr lagerten wir in der Nähe von Kutali, wo wir gutes Wasser fanden. Viele geputzte Muhamedanerinnen zogen auf schwerbepackten

Eseln und Maultieren vorüber, um sich nach Ardhenitsa zu begeben. Bald eilten wir weiter, erreichten bei der Brücke über den Semani den Weg, auf dem wir ausgezogen waren und trafen gegen Abend wieder in Berat ein, froh, die heiße Ebene im Rücken zu haben.

---

11. Durch Tomoritsa und Opara. (26. und 27. August.)

Der 25. August war ein Ruhetag, an dem ich dem Mutessarif einen Besuch machte und um Suvari zur Begleitung durch die unwirtliche Gebirgsgegend bat, was er ohne weiteres zusagte. Um 2 Uhr in der Nacht erhoben wir uns, kurz vor 4 Uhr holten wir die zwei für uns bestimmten Suvari an der Kaserne ab und trabten durch die langgestreckte Vorstadt, folgten dem Osum aufwärts, bis wir in das dritte Seitenthal desselben nach Nordosten einbogen und nun eine langsamere Gangart einschlugen.

Hier begegneten uns die ersten Eseltreiber, die Schnee von dem hohen Tomor nach Berat und an die Meeresküste bringen. Barfuß, in Lumpen gekleidet, mit offener Brust, schienen sie von der kühlen Luft, deren Temperatur nur 6^0 R. betrug, und die in der Höhe, aus der sie kamen, noch viel niedriger sein mußte, vollständig unberührt zu bleiben. Sie wandern nur in der Nacht, um bei der glühenden Sonnenhitze am Tage nicht zu viel von ihrer Last einzubüßen. In den Schneelöchern wird der Schnee in Ballen von etwa 40 Oka zusammengepreßt, mit Farrenkraut umgeben und in Säcke gesteckt, von denen zwei einem Esel aufgeladen werden. In Berat wird die Oka Schnee für 5 Pfennige, in den Küstenplätzen fürs Doppelte und Dreifache verkauft. Der Bedarf ist in der heißen Zeit sehr groß, einmal zur Eisbereitung, dann aber auch zur Abkühlung des Fluß- und Zisternenwassers.

Um 5½ Uhr tränkten wir die Pferde an einer Quelle; als wir dann auf dem starksteigenden Weg langsam weiter ritten, erzählte mir der neben mir reitende Suvari, ein Albanese aus Elbassan, eine hübsche Sage von dem vor uns liegenden mächtigen Tomor, die ich nicht verschweigen möchte.

Vor vielen, vielen Jahren lebten in Albanien zwei Riesen, Tomor im Norden, und Tobalt im Süden. Der Schkump sollte die Grenze ihrer Gebiete sein. Tomor überschritt einst diese Grenze, als gerade Tobalt im Meere badete. Wütend eilt dieser herbei und wirft schon von weitem Steine und große Felsblöcke auf seinen Gegner und bringt ihm auch einige tiefe Wunden bei, noch ehe sie handgemein geworden. Da aber nahm Tomor sein langes Schwert, schlug seinen Gegner nieder und versetzte ihm dann noch vom Kopfe bis zu den Füßen gewaltige Schwerthiebe, bis er nicht mehr zuckte. Darauf setzte er sich und füllte seine brennenden Wunden mit kühlendem Schnee; aber umsonst, auch er mußte sterben.

Auf diese Weise hat das Volk eine Erklärung für die Schneelöcher im Tomor und die dem Beschauer auffallenden tiefen Furchen, die von dem langgestreckten Kamme des westlich von Berat liegenden Tobalt in gerader Linie nach unten ziehen und in der That aussehen, als seien sie durch mächtige Hiebe entstanden.

Allmählich verstummte unser Gespräch, mußten wir doch zu sehr auf den Weg achten. Förmliche Treppen hatten wir zu erklimmen, wobei keineswegs abgestiegen wurde. Der Boden besteht nämlich aus einem leicht verwitternden Thonschiefer, aus dem die langgestreckten, schroff abfallenden Kalkberge gleichsam wie das Rückrat hoch emporragen. Da, wo der Neigungswinkel eines Abhanges zusammenfällt mit der Lagerungsschicht des Schiefers, wird die schützende Pflanzendecke leicht weggeschwemmt, worauf sich auf der obersten Schicht Risse bilden, die das Gestein in rhomboidische Stücke zerlegen, sodaß das Ganze aussieht, wie ein Plattenfließ, mit dem Unterschied, daß die Fläche nicht glatt ist, sondern jedes einzelne Stück leicht gewölbt erscheint. Die Risse vertiefen

und erweitern sich, bis die Stücke sich loslösen und hinabrollend den Abhang mit Steinen bedecken. An zwei Stellen, soviel mir erinnerlich ist, haben die Keradži solche Abhänge benutzt, um schnell eine größere Höhe zu gewinnen, indem sie die Platten mit Gewalt lösten, wo es nötig war, und so eine schräganssteigende, natürliche Treppe herstellten, die die Pferde sichern Tritts ersteigen.

Die Temperatur war unterdessen schon recht empfindlich warm geworden, die Sonne wurde von den blaugrauen Kalksteinen, in dessen Region wir gekommen waren, zurückgestrahlt, daß ich genötigt wurde, die blaue Schutzbrille zu tragen. Gern hätte ich nach dem $5\frac{1}{2}$ Stunden langen Ritte an einer Quelle, die wir an der Nordostecke des Tomor, in der Nähe des Dorfes Dardha, trafen, eine kurze Rast gemacht, aber die Suvari drängten zur Eile, weil die Gegend durch Räuber unsicher gemacht würde. Aus diesem Grunde trug ich auch trotz der Hitze nicht den Reisehelm, sondern den unpraktischen Feß.

Schweigend ritten wir um die Nordseite des steilen, an manchen Stellen senkrecht abfallenden Tomor, der mit einer Höhe von 2500 m ganz Mittelalbanien beherrscht und selbst jenseits Elbassans und Ochridas noch sichtbar ist. Seine Abhänge sind auf der Höhe nach Norden zu spärlich mit Fichten bestanden.

In der Nähe des Dorfes Karditsa senkt sich der Weg in vielen, breiten Windungen, die das ehemalige Vorhandensein einer Straße wahrscheinlich machen, in das Thal des Tomoritsa hinab. Dieser, ein unscheinbarer Bach, der sich zuweilen ganz verliert, beansprucht aber doch die ganze breite Thalsohle für sich, die mit Steingeröll und Felsblöcken bedeckt ist, deren thonigweißes Aussehen erkennen läßt, bis zu welcher Höhe das Wasser im Frühjahre und auch im Sommer nach heftigen Regengüssen steigt. Dem plötzlichen Steigen des Wassers folgt ein fast eben so schnelles Fallen, und selten braucht eine Karawane mehr als drei Stunden zu warten, um das Thal passieren zu können.

Wir folgten dem Flußbett aufwärts, ließen Dobreni zur Linken liegen und kamen um ein und ein halb Uhr müde und hungrig nach Tomoritsa, das, trotzdem es der Sitz eines Kaimakams ist, kaum ein Dutzend Häuser zählt. Doch wird hier der Markt für das ganze Thal, in dem mehrere Dörfer liegen, abgehalten.

Sofort nach unserer Ankunft erschien der Kaimakam und lud mich zum Kaffee ein. Während des Gespräches, in dem er sich über das stille Leben in Tomoritsa gegenüber seinem früheren Posten in Katherina am Fuße des Olymp beklagte, stellte sich heraus, daß ich ihn einige Jahre vorher in dem letztgenannten Orte bereits kennen gelernt hatte. Er war ein echter Türke aus Anatolien, ein schöner Mann, von Vertrauen erweckendem Äußeren, und liebenswürdigen, höflichen Manieren. Er riet mir selbst weiter zu ziehen, da in Tomoritsa nichts zu haben wäre. Außer Brot, einigen Eiern und Trauben war auch nichts aufzutreiben und so zogen wir um 5 Uhr weiter, versehen mit einem Empfehlungsbrief des Kaimakams an den Bey von Greva. Einen der Suvari ließ ich zurück, erhielt aber dafür einige Fußsoldaten. Erst ging es das Thal aufwärts etwa eine Stunde weit, dann wandten wir uns in ein östliches Seitenthal und kamen um 7 Uhr in dem hochgelegenen Greva an.

Dank dem Empfehlungsbriefe des Kaimakams fand ich eine sehr freundliche Aufnahme. Man wies uns ein Zimmer über dem Stalle an. Die lange Zeit, die nun bis zum Essen verstrich, benutzte ich, um mich über die dortigen Verhältnisse zu erkundigen. Die Bewohner sind arm, mit großer Mühe gewinnen sie auf den Abhängen der Berge Mais, Zwiebeln, Paprika, an einigen Stellen wird Wein gebaut. Auf der steinigen Höhe pflanzt man auch etwas Hafer, den man hier als Zusatz zum Mais benutzt, wodurch das Brot schmackhafter werden soll. Den Pferden giebt man, wie überhaupt in der Türkei, nur Gerste, nie Hafer. Endlich trug man uns das langersehnte, dafür um so reichlichere Mahl auf, dem wir alle Ehre anthaten. Geflügel, ein ganzes Lamm, Pilaf, verschiedene

Kuchen mit einliegendem Gemüse bildeten die Bestandteile desselben, Milch diente als Getränk. Messer und Gabel wurden nicht gebraucht, auch ich, obgleich ich mein Besteck immer bei mir führte, bequemte mich der muhamedanischen Sitte an, „wofür hat denn Gott dem Menschen die Finger gegeben?“

Der älteste Sohn des Beys trug die Speisen auf, und durfte sich nicht setzen, so lange wir aßen. Gesprochen wurde fast gar nicht. Kaum war das Waschwasser herumgereicht, so streckte ich mich ohne den Platz zu wechseln auf der Diele aus und schlief sofort ein.

Um 5 Uhr des andern Morgens waren wir reisefertig. Mit Dank und Umarmung schied ich von dem gastfreien Wirte, drückte dem Knechte einen Bakschisch in die Hand und folgte, so rasch es die Steilheit des Wegs erlaubte, den schon vorausgegangenen Soldaten. Nach zwei Stunden waren wir auf der Höhe, von wo aus ich die Dörfer Greva, Strafitska, Bardža auf der östlichen, Gjeles, Zaloši, Perínjasi auf der westlichen Seite des Tomoritsathals erblickte. Perínjasi, der einzige auf unseren Karten angegebene Ort, zählt nur 6 Häuser, die übrigen 60 bis 120.

Auf der mit Gras bewachsenen, an manchen Stellen etwas sumpfigen Hochebene kamen wir rasch vorwärts. Es war unsere Absicht den Bofniaberg im Süden zu umgehen, während der gewöhnliche Weg über Dóbreni, Dúšari nördlich desselben zieht. Als wir nach einer Stunde die Ecke erreicht hatten, wo der Pfad nach Osten abbiegt, erwartete mich ein überraschender Anblick. Jäh stürzt der Bergesabhang in schwindelnde Tiefe, gegenüber umschließt ein Höhenzug das obere Tomoritsathal, indem er den Tomor mit dem Ostrovitsa-Gebirge verbindet und zugleich die Wasserscheide zwischen Devol und Osum bildet. Diesseits fällt das Auge auf die fast vegetationslosen, grellbeschienenen Kalkfelsen, von denen es sich geblendet abwendet, um mit Behagen auf dem dunkelgrünen Tannicht der jenseitigen Abhänge und Schluchten zu verweilen. So weit das Auge reicht, kein Mensch, keine

menschliche Wohnung ist zu erspähen. Raubvögel ziehen tief unter uns ihre Kreise. Ruhe, tiefe Ruhe liegt auf Berg und Thal, und wohl uns, wenn sie nicht unterbrochen wird. Der schmale, schwer passierbare Pfad führt hart am Abgrunde hin und, da die zahlreichen Felsblöcke zum Hinterhalt wie geschaffen waren, schickten wir zwei Soldaten etwa 100 m voraus, bis wir die gefährlichen Stellen im Rücken hatten und in vielen Windungen ins Mazerekathal hinabstiegen, wo wir von einigen Schäferhunden, großen, dichtbehaarten Bestien so wütend angefallen wurden, daß wir schon versucht waren auf sie Feuer zu geben, als die Hirten sich noch rechtzeitig auf ihre Hunde warfen und sie zurückhielten.

In Mazereka machten wir um 10 Uhr unter einigen Bäumen inmitten des Dorfes Rast. Die Soldaten waren sehr ermüdet, da sie noch ganz nüchtern waren und auch der Fasten wegen nichts genießen wollten; der Suvari trank infolge eines Gelübdes nicht einmal Wasser, obgleich er großen Durst litt. Ein Bauer brachte uns Heu für die Pferde und einen Topf Buttermilch, wofür er durchaus nichts annehmen wollte. Ein Restchen Brot teilte ich mit Naki.

Nach einer Stunde zogen wir weiter, brauchten $1^1/_2$ Stunden bis Prózdovets, von wo aus wir mit unsäglicher Mühe die Höhe gewannen. Der Weg war abscheulich, führte meist über nackten Fels, in den man hie und da Stufen eingehauen hatte, vermittels deren es den Thieren gelingt, die steilsten Stellen im Sprunge zu überwinden. Nakis schwerbeladenes Pferd aber mußte an solchen Stellen gezogen und geschoben werden, wobei alle mit Hand anlegten. Erst als wir die Ecke erreicht hatten, wo der Weg scharf nach Osten biegt und einen prachtvollen Blick in das tiefe Thal gewährt, wurde es besser. Wir zogen eine Weile durch niedrigen Wald und kamen dann auf die vielbetretene Karawanenstraße, die von Berat nach Kortša führt.

Um 1 Uhr 45 Minuten waren wir in Lávdari, wo ich zum Glück meine ganz erschöpfte Mannschaft wechseln konnte. Der Müdür, ein junger, freundlicher Mann, gab mir Auskunft

über die Dörfer in Opara und ihre Entfernung, ich habe aber nur diejenigen auf der Karte eingezeichnet, die ich gesehen habe. Unser Aufenthalt währte bis 4 Uhr; ich hoffte noch vor völliger Nacht in Muskopolje sein zu können, da man die Entfernung auf knappe 4 Stunden angab und die uns geleitenden Albanesen tüchtig ausschritten.

Nach 20 Minuten kamen wir an einer Kirche vorüber, von wo der Pfad in ein tiefes Thal plötzlich hinunterfällt, sodaß wir genötigt waren abzusteigen. Wir durchschritten das Thal an der Stelle, wo ein kleiner Bach sich brausend über serpentinhaltiges Gestein ins Hauptthal stürzt, das aufwärts sich erweitert und im Gebirge verliert. Die Dörfer Tudhas, Guro, Gjokeštiras auf der westlichen, Schkozani und Leïkas auf der östlichen Seite geben Zeugnis, daß es gut bebaut ist.

Wir hatten, um die Höhe zu gewinnen, eine steile Felswand zu ersteigen, auf der aber ein gut angelegter und gut unterhaltener Pfad im Zickzack in die Höhe führte. Da gab es unliebsamen Aufenthalt. Das Pferd meines Dieners konnte nicht mehr weiter; als das Gepäck abgeladen war, bestieg ich es, um es zum Weitergehen zu zwingen, aber ich wäre dabei fast in die Tiefe gestürzt. Wir waren in der größten Verlegenheit. Da kam eine Karawane von Aromunen mit unbeladenen Pferden den Berg herab, aber weder Geld, noch gute Worte vermochten einen, mein Gepäck aufzuladen und nach Muskopolje zu schaffen. Sie verließen uns in Eile.

Schließlich legten wir alles auf mein Pferd, das ich am Zügel führte; ich folgte dann dem einen Albanesen, während der andere, obwohl sehr ungern, bei Naki und dem kranken Pferde zurückblieb, um dort auszuharren, oder, wenn möglich, das auf der Höhe liegende Poljemire zu erreichen. Trotz der keineswegs angenehmen Lage war auch keine Spur von Unwillen auf meines treuen Nakis Gesicht zu sehen.

Als wir auf der Höhe in den Kieferwald eintraten, war es schon dämmerig und eine halbe Stunde später trat völlige Nacht ein. Bald sah ich mich gezwungen, meinem Führer

den Zügel des Pferdes in die Hand zu geben, da ich kaum noch den Weg erkennen konnte. Es ging bergauf, bergab, endlich kamen wir aus dem Walde heraus, aber unsere Lage wurde dadurch nicht besser. Jetzt zogen wir an Abgründen hin auf schmalem, mit Steinen bedecktem Pfade. In meiner kritischen Lage — ich konnte kaum noch das unmittelbar vor mir gehende Pferd erkennen — ergriff ich dessen Schweif, um wenigstens beim öfter vorkommenden Ausgleiten einen Halt zu haben. Mein Führer dagegen marschierte mit einer Schnelligkeit und Sicherheit weiter, als wäre es lichter Tag. Schier endlos kam mir die Wanderung vor, aber bei der Spannung, in der ich mich befand, spürte ich nichts von Müdigkeit. Wie von einem Banne erlöst, fühlte ich mich, als das sonst so leidige Hundegebell an unser Ohr schlug; schneller noch eilten wir vorwärts in freudiger, gehobener Stimmung, die selbst nicht beeinträchtigt wurde, als ich vor unserm Eintritt ins Dorf beim Überschreiten eines Baches ins Wasser fiel und tüchtig naß wurde.

Es war Mitternacht, als wir vor dem Chane standen und klopften, worauf erst die Nachtwache kam und geraume Zeit später der Chandži, der aus einem andern Hause geholt werden mußte. In einem kleinen Zimmer ließen wir uns nieder, gefolgt von den Soldaten der Wache, die mit meinem Führer bekannt waren. Ein dichter Tabaksqualm füllte sofort das Zimmer.

Auf meine Frage nach Essen, antwortete der Chandži, was ich denn eigentlich wünsche, worauf ich ihm mehr im Scherze sagte: „Eine Portion Kaviar“. „Die kannst du haben“ war seine stolze Antwort, und er brachte mir eine steinharte Wurst, die aus rotem, gepreßten Kaviar bestand, der aber nicht nach meinem Geschmacke war. Er brachte dann aber doch warmes Essen, an dem ich meinen Hunger stillen konnte; dann legte ich mich in den feuchten Kleidern und Stiefeln um, und trotz des lauten Geplauders der Soldaten, schlief ich sofort auf den harten Dielen, wie im besten Bette.

12. Muskopolje und Schípiska. (28. August—5. September.)

Am nächsten Tage gegen Mittag kam zu meiner großen Freude Naki mit seinem Begleiter und dem Pferde. Es war ihnen gelungen, Poljemire zu erreichen, und dort hatte ein kundiger Schäfer das Tier, dem der Bauch hoch angeschwollen war, in seine Behandlung genommen, indem er ihm dreimal mit dem Absatze auf den Bauch trat, daß das Blut herauskam; mit einem roten Steine machte er dann das Zeichen des Kreuzes auf die Wunde, spie dreimal auf den Stein und vergrub ihn. Nach einer Woche war die Wunde, auf die er Erde, wie mir schien, eine Art Mennig gelegt hatte, vernarbt und das Pferd vollständig hergestellt.

Meine nächste Sorge war, ein geeignetes Unterkommen zu suchen, das ich bei dem Krämer und Chandži Janaki Nazi fand. Für meine Beköstigung hatte ich selbst, oder vielmehr Naki zu sorgen, was allerdings in einem Orte, wo Fleisch, Brot und Wein leicht und in gutem Zustande zu beschaffen war, keine Schwierigkeiten bot. Am folgenden Tage sandte ich Naki nach Kortša, um Briefe aus der Heimat zu holen, die ich, seitdem ich Ochrida verlassen, gänzlich hatte entbehren müssen.

Muskopolje liegt in einer Ebene, die etwa 3 klm lang, 2 klm breit ist, deren Längsachse von Norden nach Süden geht. Hohe, baumlose Berge umschließen sie; der höchste Kosta al Manduka genannt, bildet einen Knotenpunkt zwischen Opara- und Ostrovitsa-Gebirge. Am Nordostende ist die Ebene geöffnet durch ein breites Thal, dessen Wasser am Nordrande derselben unmittelbar vor dem Höhenzuge hinfließt. Dieses nimmt drei Bäche auf, die durch die Ebene ziehen, vereinigt sich eine halbe Stunde unterhalb mit dem von Norden kommenden Schipiskabache und stürzt sich dann durch eine, wie mir Hirten versicherten, unzugängliche Schlucht in den Devol.

Das jetzige Dorf liegt zum größten Teile zwischen den beiden mittleren Bächen. Es zählt 220 Häuser, von denen 120 von Aromunen, die übrigen von Albanesen bewohnt sind.

Muskopolje in Albanien.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Kaum 50 alte ansässige Familien sind vorhanden. Die Neuankömmlinge sind Farserioten und Albanesen, von denen die Letzteren beständig an Zahl zunehmen.

Die Bewohner sind Hirten, Keradži und Handwerker, meist arme Leute; einige wenige alte Familien, die auswärts ihre Geschäfte haben, sind wohlhabend, sogar reich zu nennen. Die Albanesen treiben auch etwas Ackerbau; um Land zu gewinnen, hat man die früher die Ebene vollständig bedeckenden Steintrümmer zu hohen, breiten Steinwällen aufgehäuft, die die Ebene in allen Richtungen durchziehen, wie man deutlich auf dem beigegebenen Bilde erkennen kann.

Die Frauen von Muskopolje gelten bei den Aromunen für die schönsten; ich konnte aber nur feststellen, daß sie infolge des Klimas im Vergleich mit den übrigen einen auffallend hellen Teint haben; an Schönheit können sie mit den Bulgarinnen z. B. von Smilevo bei Gopeš nicht entfernt wetteifern.

Das Klima des Ortes ist angenehm, weder heiß im Sommer, noch übermäßig kalt im Winter. Das Thermometer steigt zwar in der Sonne auf 27—30° R., doch im Schatten bleibt es immer frisch, namentlich am frühen Morgen ist es sehr kühl, und selbst im Hochsommer sind Temperaturen von 7° nicht selten. Die verhältnismäßig hohe Temperatur in der Sonne macht es erklärlich, daß auf den nach Süden geneigten Abhängen des Klosters noch ein trinkbarer Wein gedeiht. Die Regentage sind häufig und im Winter fällt der Schnee oft meterhoch.

Auffallend ist die große Anzahl der Kirchen, die in Muskopolje selbst und in der Ebene in den Trümmerfeldern liegen, ich zählte deren an zwanzig, sodaß auf 10 Häuser eine Kirche kommt. In ständiger Benutzung sind allerdings nur drei, die übrigen werden nur an dem Festtage des Patrons geöffnet. Sie stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die älteste ist die des „hl. Freitag“ (eigentlich die hl. Freitag), die auf dem Wege nach dem Kloster liegt, aus dem Jahre 1650. Die Hauptkirche zur „Himmelfahrt“ ist die schönste; sie hat einige Glasleuchter, die aus Venedig stammen. Die größeren sind

die des „hl. Nikolaus“, des „hl. Athanas“, des „Propheten Elias“ von 1763, die der „Erzengel“, der „hl. Dreieinigkeit“ und zur „geheimen Offenbarung Johannes des Theologen“. Die übrigen sind mehr Kapellen; fast alle sind mehr oder weniger baufällig.

Auch eine Bibliothek befindet sich in Muskopolje, von der ich viel Rühmens gehört hatte. Nach öfterem Bitten um die Erlaubnis zur Besichtigung führte man mich hin. Neben der Kirche des „hl. Nikolaus“ hat man in einem Zimmer etwa 2000 Bände untergebracht, in griechischer, lateinischer und deutscher Sprache, meist aus diesem Jahrhundert in Wien und Leipzig gedruckt, einige ältere Ausgaben griechischer und lateinischer Klassiker aus Venedig, aber nichts von irgend welcher Bedeutung. Auf mein Nachfragen erfuhr ich denn auch, daß sämtliche Bücher vor ungefähr 30 Jahren von dem verstorbenen Baron Sina in Wien seiner Vaterstadt Muskopolje zum Geschenk gemacht worden waren.

In der nebenliegenden Kirche hebt man ein sehr schönes auf Pergament geschriebenes Evangelium auf, das große Ähnlichkeit mit dem in der Kirche der hl. Maria zu Berat gesehenen besitzt. Beide sind neueren Datums.

Von viel größerem Interesse waren mir die Bücher, die im vorigen Jahrhundert im Orte selbst gedruckt worden sind. Die Druckerei befand sich in dem noch wohlerhaltenen Gebäude neben der Kirche des „hl. Johannes des Theologen“. Dort zeigte man mir 10 Bücher, sehr gut erhalten, zum Teil noch gar nicht benutzt, die Liturgien enthalten, die an den Festtagen der Heiligen gelesen werden.*)

*) Folgende Bücher habe ich an den verschiedenen Orten gefunden, die sämtlich den Mönch Gregorius zum Verfasser haben:

1. in Ochrida: 1) *Ἀκολουθία τῶν ἁγίων πέντε καὶ δέκα ἱερομαρτύρων διορθώσει δὲ τοῦ λογιοτάτου κυρίου Μιχαὴλ τοῦ Γκόρας ἐν Μοσχοπόλει* 1741 *παρὰ Γρυγορείῳ ἱερομονάχῳ τῷ Κωνσταντινίδῃ.* (auf anderen Titeln steht anstatt des letzten Wortes *ἐκ Μοσχοπόλεως*) in der aromunischen Kirche des hl. Georg befindlich. 2) die Akoluthie des hl. Seraphim von 1740 bei Herrn Anastas Bodli. 3) die des hl. Klemens 1742 in der Kirche St. Klemens.

Die Hauptthätigkeit der Druckerei muß in den Jahren 1740—44 stattgefunden haben. Frühere oder spätere Drucke sind mir nicht bekannt geworden. Von den Maschinen und Typen ist nichts mehr vorhanden; letztere sollen nach St. Naum gekommen sein, aber ich konnte dort keine Spur davon entdecken.

Es kann nicht besonders auffallen, daß inmitten der Türkei im vorigen Jahrhundert eine Druckerei bestanden hat, wenn man weiß, eine wie große und reiche Stadt Muskopolje damals gewesen ist, und wie sehr dort nicht nur der Handel, sondern auch besonders die Wissenschaften blühten. Die Gelehrtenschule daselbst war die berühmteste der ganzen Halbinsel, aus der Männer hervorgingen, wie der Gelehrte Chalkeus, dem auch eine 1695 in Venedig gedruckte Akoluthie des hl. Naum gewidmet ist, ferner Daniel, der Verfasser der bekannten viersprachigen Eisagoge, der Mönch Gregorius, der Verfasser sämtlicher bekannter Drucke aus Muskopolje, Manduka, der Bischof von Kastoria, Joasaph, der Patriarch von Ochrida, dem die walachischen reichen Kaufleute eine prachtvolle goldene in Venedig verfertigte Krone zum Geschenk machten, die noch in der Kirche St. Klemens in Ochrida gezeigt wird, Kavalliotis, der Verfasser des durch Thunmann erhaltenen aromunischen Wörterverzeichnisses. Die Hauptblüte der Schule fällt in den Anfang des vorigen Jahrhunderts; wahrscheinlich um 1745 wurde sie geschlossen, aber schon 1750 neu eröffnet, erhob sie sich noch einmal zu einer Blüte bis zur ersten großen Zerstörung im Jahre 1769, nach der sie nur ein kümmerliches Dasein fristete. Die gegenwärtigen Schulen sind für die Gräzisierung der Bewohner bestimmt; als Lehrkräfte sind thätig: 2 Lehrer, die 80 Schüler haben, 1 Lehrerin mit 30 Schüle-

---

II. in St. Naum die Akoluthien: 1) des hl. Naum, 2) des hl. Klemens, 3) der 15 Märtyrer, 4) des hl. Erasmus, 5) des hl. Johannes, 6) des hl. Nikodemus, 7) der hl. Siebenzahl, aus den Jahren 1740—42.

III. in Muskopolje: die obengenannten Bücher und eines aus dem Jahre 1744: *Ἀκολουθία τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Βησσαρίωνος ἀρχιεπισκόπου Λαρίσσης.*

rinnen und eine Kindergärtnerin. Gerade auf die Kleinkinderschule hat in den letzten Jahren die Propaganda ihr Hauptaugenmerk gerichtet, weil man durch diese am schnellsten zum Ziele zu gelangen hofft. Jedenfalls ist sicher, daß in keinem Kulturstaate für den Unterricht der Landkinder so viel geschieht, als von der griechischen Propaganda in den aromunischen Dörfern.

12000 Häuser soll nach der Tradition die Stadt gezählt haben; das scheint mir übertrieben zu sein, da der Raum, den man in seinem vollen Umfange noch erkennen kann, dafür kaum ausgereicht haben dürfte; aber daß die Stadt 40 und selbst 60000 Einwohner gehabt hat, wie auch Pouqueville angiebt, halte ich für sehr wahrscheinlich, selbst wenn die Häuser nicht größer gewesen sind, als die heutigen. Die meisten sind zweistöckig, in Stein aufgeführt und mit Schieferplatten bedeckt. Oft sind mehrere von einer gemeinschaftlichen Hofmauer umschlossen. Die Thüren und Thore haben meist Rundbogen, an den älteren Häusern findet man auch nach der Hofseite zu eine durch Säulen getragene rundum laufende Veranda, wie z. B. in dem meines Wirtes Janaki Nazi.

Auch die zahlreichen Wasserleitungen und Brunnen, die zum Teil noch jetzt in Gebrauch sind, weisen auf eine große Volksmenge hin. In dem südwestlichen Thale allein fand ich vier Leitungen in Thonröhren, von denen zwei noch benutzt werden. An Wasser fehlte es sicher nicht, wenn auch die Zahl der Bewohner 60000 betrug.

Wir können ja auch verfolgen, wo die Bewohner hingekommen sind. Die Aromunen von Berat, Fjeri, Monastir, Kruševo, Megárovo, Tărnovo, Serres, Salonichi und zwar nur jene, die von dort stammen, betragen an Zahl über 20000. Außerdem findet man in allen größeren Städten der Türkei und Griechenland, in Österreich-Ungarn und Rumänien, selbst in Rußland und Ägypten, Nachkommen der Aromunen von Muskopolje.

Über die Vergangenheit der Stadt sind wir ungenügend unterrichtet, da es an schriftlichen Quellen fehlt, und so sind

wir auf die Tradition angewiesen. Diese meldet, daß Muskopolje im Anfange des 16. Jahrhunderts gegründet worden ist. Wenn Hahn (Drin und Vardar 292) die in der Landschaft Groß-Devol zerstörte Stadt Voskop mit Muskopolje, das auch Vuskopolje genannt wird, für identisch hält, so irrt er darin zweifelsohne. Wie ich weiter unten zeigen werde, existiert dieses Voskop heute noch. Pouqueville (II, 392) läßt Muskopolje im 11. Jahrhundert auf den Trümmern einer antiken Stadt „Mosches" von walachischen Hirten gegründet werden, die ihr den Namen „Voschopolis", das ist „Hirtenstadt" gaben.

Es bedarf nicht des Nachweises, daß das ein bloßes Phantasiegebilde ist. Walachische Hirten bauen keine Städte, sondern Hüttendörfer „Kalive" genannt, außerdem ist auch das Wort *πόλις* den Hirten unbekannt, höchstens *πολιτεία*, und dann, was seine Annahme ganz unhaltbar macht, heißt die Stadt gar nicht: „Voskópolis" sondern „Muskopólje", oder wie die Albanesen sagen „Muskopóje" und dieses Wort ist slavischen Ursprungs, wie so viele Ortsnamen in dortiger Gegend, und bedeutet „Moschusebene", welche Bezeichnung auch vollständig angebracht ist und aus einer Zeit stammt, bevor noch die Stadt bestanden hat. Wie schon angegeben, liegt die Stadt in der Ebene und dort erscheint im Frühjahr in Masse eine stark riechende Blume „Mosku" genannt. Als im vorigen Jahrhundert die Schule in so hoher Blüte stand und man sich eifrig mit Altgriechisch beschäftigte, da erfand man die griechische Form *Μοσχόπολις* und druckte und schrieb *ἐν Μοσχοπόλει*.

Was nun die Form mit dem anlautenden „V" betrifft, die auch vorkommt — ich hörte sie z. B. in Kruševo — so stammt sie von dem oben erwähnten Voskop, das am Fuße der Berge nach der Ebene von Kortša zu liegt, heute von Albanesen bewohnt ist, früher aber aromunische Bewohner hatte, die sich zur Blütezeit von Muskopolje dorthin wandten, wobei dann zunächst die Herkunftsnamen „Muskopolean" und „Vuskopolean" vertauscht wurden, und danach auch eine neue Form „Vuskopolis" gebildet wurde.

Bei einem Ausfluge nach dem Kloster und dem benachbarten Schípiska fand ich noch Verschiedenes, das für die Vergangenheit der Stadt von hohem Interesse ist.

Etwa 20 Minuten von Muskopolje nach Norden liegt auf halber Höhe des Berges das dem hl. Johannes dem Vorläufer geweihte Kloster, das von zwei albanesischen Mönchen bewohnt wird, die, wie fast alle ihre Brüder im Innern der Türkei sich durch fabelhafte Unwissenheit, Faulheit, Verlogenheit, Unreinlichkeit und Verschmitztheit auszeichnen. Die einzige Tugend dieser „Heiligen“ — so nennt sie das Volk, — besteht darin, daß sie jeden Ankommenden ohne Ansehen der Person gastfrei bewirten.

Mein erster Gang war in die Kirche, die nach einer Inschrift im Jahre 1659 vollendet wurde. Sie bietet nichts von Interesse, auch eine Durchsicht der Bücher blieb erfolglos. Der eine Mönch zeigte mir in seinem Zimmer einen Codex, in dem sich in guter altgriechischer Sprache eine Bemerkung eines gelehrten Mönches befindet, die sich auf die im Jahre 1769 erfolgte erste Zerstörung der Stadt bezieht. Sie lautet:

„O Muschopolis, o Muschopolis! Wo ist deine Schönheit? Wo ist deine schöne Gestalt, die du um das 17. Jahrhundert hattest?“

„Die Verruchtesten der Sterblichen brachten mir das Verderben“.

„Möge dir der Herr deine frühere Schönheit wiedergeben auf die Fürbitte des hl. Johannes.“*)

Der Wunsch ging nicht in Erfüllung. Auf diese erste Zerstörung, nach der schon viele reiche Kaufleute nach Wien und Venedig zogen, folgte im Jahre 1788 eine zweite, und unter Ali Pascha wurde der letzte Rest von Wohlstand von den barbarischen, habgierigen Horden vollständig vernichtet.

---

*) *ὦ Μοσχόπολις, ὦ Μοσχόπολις; ποῦ τὸ κάλλος σου; ποῦ ἡ μορφή σου ἣν περὶ τὸν ΙΖ' αἰῶνα εἶχες; — Ἔχθιστοι μερόπων προυξένησάν μοι τὸν ὄλεθρον! — Δῴη σοι ὁ κύριος τὴν προτέραν σου μορφὴν πρεσβείαις τοῦ τιμίου Προδρόμου!*

Wie sich im Volksliede das Andenken an jene Zeiten erhalten hat, sehe man Aromunen II p. 150.

Ferner fand ich in demselben Zimmer einen hochinteressanten Holzschnitt, den ich gern erworben hätte, aber die Mönche wollten ihn, obwohl sie noch ein Exemplar hatten, nicht hergeben. Am folgenden Tage forderten sie 10, dann 5 Lira (etwa 100 M.); ich begnügte mich aber mit einer Photographie, die auch ihre Dienste thut*).

Wie die mittlere untere Schrift lehrt, ist das Bild von Andreu Tirka zur Totenfeier und zur Vergebung seiner Sünden dem Vorläufer und Täufer Johannes gewidmet. Wien 1767 im September.

Entworfen ist das Bild von Theodor Sina Krudi, der gewiß Muskopolje kannte, sonst hätte er nicht so getreu den landschaftlichen Teil zeichnen können; der Name ist aromunisch, ebenso der des Stifters.

In der Mitte sind Maria und Johannes dargestellt, die 17 Vignetten darum enthalten Szenen aus dem Leben des hl. Johannes. Rechts unten sehen wir „Moschopolis“ mit seinen Kirchen und zweistöckigen Häusern, durchflossen von den drei Bächen, die sich links mit dem größeren Bache vereinigen. Über denselben führt oberhalb eine Brücke in der Richtung nach „Koritsa“, das durch wenige Häuser angedeutet ist, in deren Mitte auch ein Minaret hervorragt. Die zweite Brücke, sie ist etwa 8 m hoch, neben der links die Kirche des hl. Freitag zu erkennen ist, führt nach dem Kloster des hl. Johannes, das ein großes Viereck bildet, in dessen Mitte die Kirche liegt. Auch die Quelle links vom Kloster war damals schon überbaut; jetzt hat man ein Sälchen darüber angelegt, in dem sich ein zweites Exemplar desselben Bildes befindet. — Eine dritte Brücke, die auch noch erhalten ist, zeigt sich weiter unterhalb an der Einmündung des Schípiskabaches, dem nach Norden folgend wir nach Schípiska gelangen, das auf dem Bilde

*) Aus technischen Gründen mußte von einer Reproduktion abgesehen werden, doch stehen Interessenten Photographieen zur Verfügung.

„Sipischa“ geschrieben ist. Wir sehen, daß auch dieses ein bedeutender Ort war und auf beiden Seiten des Baches lag, über den eine nicht mehr erhaltene Brücke führte.

Links unten bemerkt man noch das Kloster St. Naum, Ochrida, Elbassan, Bitolia in der entsprechenden Lage. In

Albanesische Mönche, ar. Hirte und Kaufmann aus Muskopolje.

der Ecke rechts unten sieht man einige Häuser mit Kirche, worüber „Elagrad“ steht, wahrscheinlich verschrieben für „Belgrad“, d. i. Berat.

So zeigt uns das Bild die Ausdehnung der Stadt zur damaligen Zeit und auch die Größe von Schípiska, das ich früher nie hatte nennen hören. Ich besuchte das Dorf in Begleitung

des auf dem Bilde neben den Mönchen stehenden walachischen Hirten, sowie des jungen Burschen in der Tracht der aromunischen Kaufleute.

Wir nahmen unsern Weg über die Höhe hinter dem Kloster und kamen nach dreiviertelstündigem Marsche dort an. Das Dorf zählt jetzt dreißig Häuser. Die Bewohner sind sämtlich Aromunen, die der Mehrzahl nach zum Stamme der Farščerioten gehören und von Schafzucht leben. Die Frauen sprechen nur aromunisch, während in Muskopolje alle auch des Albanesischen mächtig sind, ein Umstand, der gerade dieses Dorf zu sprachlichen Studien geeignet macht.

Man führte mich zu einem Manne, der angeblich über hundert Jahre alt sein sollte. Sein ältester Sohn, der, wie das meist der Fall ist, sein Alter nicht genau kannte, schien ein hoher Siebziger zu sein.

Als ich den Alten mit „Guten Tag, Großvater“ anredete, fing er bitterlich zu weinen an. Unter Schluchzen klagte er mir dann, daß ihn schon lange niemand so angeredet habe, seine Söhne wären so schlecht gegen ihn, daß sie ihm nicht satt zu essen gäben. Das wurde auch bestätigt, doch hinzugefügt, daß er gerade so gegen seinen eigenen alten Vater gehandelt habe.

Über die Vergangenheit Schípiskas befragt, teilte er mit, daß es früher 6000 Häuser gezählt habe, daß eine jetzt zwanzig Minuten entfernte Kirche mitten in der Stadt gestanden habe, und daß jenseits des Baches gerade so viele Häuser gewesen wären als diesseits. „Erst als Muskopolje anfing, groß zu werden, wurde Schípiska klein“, fügte er hinzu, so habe er von seiner Großmutter gehört, und die habe es noch gesehen.

Daß Schípiska im vorigen Jahrhundert noch zu beiden Seiten des Baches gelegen hat, wird uns ja auch durch das Bild vom Jahre 1767 bestätigt, und die zahlreichen kleinen Erhebungen auf dem jenseitigen Abhange, der jetzt mit Haselgesträuch bewachsen ist, zeigen zweifellos, daß darunter die Trümmer von Häusern ruhen. Ferner sieht man am Bache

selbst eine Anzahl zerfallene Mühlen; auch der durch das Thal führende breite Weg, sowie die feste Brücke an seinem Ausgange weisen darauf hin, daß früher ein lebhafter Verkehr sich dorthin gewandt haben muß, nach einem Orte, der, was die Lage betrifft, dem Ideal des Aromunen entsprach; auf steilem Abhang gelegen, ringsum Wald und Wiese, kaltes Wasser in Hülle und Fülle und reine, frische Luft. Aer bun ši ap-aratse (aer bonus et aqua recens), preist er in erster Linie von seiner Heimat. Den Rückweg nahmen wir dem Bache abwärts folgend durch das schönbewaldete Thal und wandten uns bei seinem Ausgang südöstlich nach Muskopolje, das wir in $1\frac{1}{2}$ Stunden erreichten.

Donnerstag, den 5. September nachmittags 4 Uhr verließ ich, sehr befriedigt von meiner Ausbeute, unter Begleitung von Naki und einem Saptjé den interessanten Ort. Nach einer Stunde kamen wir an dem reizend gelegenen, albanesischen Dorfe Gjitho-math vorüber. In der Nähe teilt sich der Weg, der eine hält sich mehr auf der Höhe, der andere geht durch das Thal, beide führen nach Kortša. Auf ersterem gelangten wir um 5 Uhr 45 Minuten nach dem oben erwähnten Voskop, wo wir in die Ebene eintraten. Bei dem Weiler Turana durchschritten wir den Fluß Dunavitsa und gelangten um $7\frac{1}{2}$ Uhr nach Kortša.

---

13. Kortša. (5.—10. September.)

Kortša*) hebt sich vor andern größeren Städten der Türkei vorteilhaft ab. Es liegt am Fuße eines mit Weinpflanzungen bedeckten Höhenzuges, der durch den Moravabach durchbrochen wird. Dieser teilt die Stadt in zwei Hälften und

*) Kortšă ist die albanesische, Koritsá die griechische, Kortšáo die aromunische Bezeichnung des Ortes. Gopčević schreibt Gjordža, das wohl die slav. Form ist.

fließt in den die ausgedehnte Ebene durchströmenden Dunavitsa. An gutem Quellwasser ist kein Mangel; das Klima ist angenehm und gesund, nur wenn der Nordwind längere Zeit weht und die Ausdünstungen des Malikisees bringt, stellt sich Fieber ein. Das Thermometer sinkt selten unter 8° R. Kälte im Winter und steigt bis 28° R. im Schatten in der heißesten Jahreszeit. Aber die Hitze wird durchaus nicht lästig, da fast immer die Luft in Bewegung ist. Wären nicht die Kuppeln der Moscheen und die Minarets, die die roten Ziegeldächer überragen, man könnte glauben, in eine europäische Stadt zu kommen. Die Straßen sind breit, größtenteils gepflastert, Laternen sind in genügender Menge angebracht, die Läden und Magazine der Handwerker und Kaufleute überraschen durch Reichhaltigkeit und Sauberkeit, die Wohnhäuser sind zum Teil ganz stattlich, und in vielen derselben findet man hübsche Einrichtungen. Man sieht, daß man sich an einem bedeutenden Handelsplatz befindet; der dortige Markt wird nur von dem in Monastir übertroffen. Der größte Teil von Mittelalbanien holt von hier seinen Getreidebedarf. Dennoch aber würde man irren, wenn man glaubte, der Reichtum mancher Bewohner sei im Orte erworben worden. Das ist nicht der Fall, vielmehr erwerben ihn die meisten als Kaufleute in Ägypten und in den Handelsplätzen des mittelländischen Meeres. Dort gelten die hiesigen Albanesen, ebenso wie die Aromunen von Neveska, Kruševo u. s. w. als Griechen.

Von dem Reichtum dieser Kaufleute rühren auch die reichen Stiftungen her, von denen die dortigen Schulen unterhalten werden. Die „Lasson“ genannte Stiftung hat einen jährlichen Zinsertrag von 14000 M. in barem Gelde, das von der griechischen Bank ausgezahlt wird und außerdem die Erträgnisse von verschiedenen Häusern. Der Hauptstifter war ein gewisser Georg Michael Banga; beständig noch wächst das Vermögen durch reiche Geschenke an. Die Schulen sind natürlich im Dienste der griechischen Propaganda, um der albanesischen Bevölkerung hellenische Bildung und Sprache zu vermitteln. Diesem Zwecke dienen: das Gymnasium mit

7 Lehrern und 80 Schülern, die Stadtknabenschule mit 7 Lehrern und 320 Schülern, die Stadtmädchenschule mit 8 Lehrerinnen und 150 Schülerinnen, die niedere Volksschule mit 4 Lehrern und 130 Schülern und ein Kindergarten mit 3 Lehrerinnen und 300 Kindern.

Die Muhamedaner haben ihre eigenen Schulen für Knaben und Mädchen und selbst einen Kindergarten. In Kortša besteht auch die, soviel ich weiß, einzige national-albanesische Schule, die von einem intelligenten, patriotisch gesinnten Manne Panteli Sotiri geleitet wird.*) Aber der Erfolg dieser Schule ist bis jetzt noch sehr gering. Die christliche, albanesische Bevölkerung sieht ihr Heil in Griechenland, einige wenige Leute, die die Verhältnisse Österreichs kennen, hoffen auf dieses, und die muhamedanischen Albanesen, besonders die vornehmen Beys, möchten am liebsten selbstständig werden, wie ich das schon früher dargelegt habe. Dabei fürchten aber die Christen, selbst diejenigen die ihre albanesische Nationalität lieben, daß sie dann ebenso von den Beys gedrückt würden, wie jetzt; daß sicher diese nicht die Macht, die sie besitzen, aus den Händen geben würden, kurz, daß eine Gleichberechtigung des muhamedanischen und christlichen Elements unmöglich sein würde. Die nationale Partei leugnet natürlich, daß die albanesischen Vornehmen dergleichen Gedanken hätten, aber im Volke ist diese Furcht doch so sehr verbreitet, daß sie bis jetzt das Umsichgreifen des nationalen Gedankens verhindert hat. Ganz kürzlich ist nun in Bukarest durch eine Gesellschaft patriotisch gesinnter Albanesen eine Schule gegründet worden, in der junge Leute zu Lehrern herangebildet werden sollen, um dann in der Heimat Propaganda für die Entwickelung der nationalen Idee zu machen. In Kortša, der wohlhabendsten und intelligentesten Stadt Albaniens ist aber der Boden dafür sehr ungünstig, viel eher dürfte das in Elbassan und Berat gelingen, wo der griechische Einfluß sich

*) Unterdessen sind sieben weitere Schulen in der Landschaft Kolonia eröffnet worden.

wenig bemerkbar macht. Jedenfalls aber ist es trotz der jahrelangen Arbeit der griechischen Schulen in Kortša noch nicht gelungen, der griechischen Sprache Eingang in die Familien zu verschaffen, und so lange die Muttersprache bewahrt ist, so lange ist auch Hoffnung vorhanden, die Liebe zu ihr, und damit auch zur Nationalität zu bewahren.

Das größte Hemmnis, das der politischen Einigung entgegensteht, ist die Verschiedenheit des Bekenntnisses. Sowie in der südlichen Hälfte des Gebietes Orthodoxe und Muhamedaner gegenüberstehen, so in der nördlichen Katholiken und Muhamedaner. Wenn schon in Kulturstaaten die Konfession Spaltungen und Streitigkeiten hervorzurufen im Stande ist, um wie viel mehr in einem so unkultivierten Lande, wie Albanien, wo die Religion eine ganz andere Bedeutung besitzt. Für den Orthodoxen ist der Katholik, der Papist, wie man sagt, der reine Teufel. Der fanatische Haß gegen diesen ist selbst größer, als gegen die Muhamedaner, und ob sich dieser Gegensatz ausgleichen lassen wird, was doch für eine Einigung in politischer Beziehung nötig wäre, ist eine große Frage.

Unter den 12000 zum größeren Teile christlichen Bewohnern Kortšas befinden sich auch etwa 130 aromunische Familien, von denen 50 von Muskopolje stammen, die dem Kaufmanns- und Handwerkerstande angehören, die übrigen sind mehr Hirten und Keradži, darunter eine größere Anzahl Farserioten. Für die Aromunen besteht auch eine Schule mit 2 Lehrern und 50 Kindern, die aber sämtlich der ärmeren Klasse, den Farserioten, angehören, die Bemittelten sind, wie fast überall, dem Griechentum ergeben.

Ich fand gastfreundliche Aufnahme bei dem Lehrer und Pfarrer Haralambi, dem Sohne des Tšelnik Anastas Nikola Bulamatše von Pljasa. Der sechzigjährige Bulamatše war ein noch rüstiger, stattlicher Mann, der mir über alle Verhältnisse der Aromunen die beste Auskunft zu geben wußte, da er das ganze Land in allen Richtungen mit seinen Herden durchzogen hatte, von Ochrida bis Missolongi, von dem adriatischen bis zum aegaeischen Meere. Manchen blutigen Kampf hatte

er mit den griechischen Hirten bestanden der besseren Weideplätze wegen, mit den Albanesen aber hatte er im besten Einverständnisse gelebt. „Vlach edhe Schkjip vla“ (Walache und Albanese Bruder) gilt bei den Aromunen und Albanesen, deshalb nennen auch die Griechen die Aromunen Albaniens bes. die Faršerioten „Arvanitóvlachi.“

Seitdem Thessalien, wo Bulamatše regelmäßig den Winter verbrachte, zu Griechenland gekommen ist, ist es beständig mit seinem Wohlstand rückwärts gegangen. Steuer, Zoll und Spesen für den Paß, die an der Grenze erhoben werden, sind so bedeutend, daß die Schafzucht nicht mehr lohnt. Von 10000 Schafen, die er früher hatte, sind kaum 2000 übrig. Aus diesem Rückgang des Vermögens erklärt sich auch der Umstand, daß sein Sohn Pfarrer geworden ist, was bei den Hirten-Walachen äußerst selten, bei den Faršerioten gar nicht vorkommen soll. Die Letzteren ziehen einen „Kapitan“ (Räuberhauptmann) einem Pfarrer vor.

Am 8. September machte ich in Gesellschaft einiger aromunischer Hirten einen Ausflug nach dem östlich von Kortša gelegenen Dorfe Mboria, wo eine kleine byzantinische Kapelle aus dem Jahre 898 bemerkenswert ist, in der ich eine Anzahl in Breslau gedruckter Heiligenbilder fand. Das von Mboria in die Berge eindringende Thal führt zu den Braunkohlengruben, die für eine Dampfmühle das Brennmaterial liefern.

Hatte ich auf dem Hinwege den neugierigen Fragen der Hirten über unsere Verhältnisse geduldig Auskunft gegeben, so benutzte ich auf dem Rückwege die Gelegenheit, um an sie eine Anzahl Fragen über ihre Lebensweise, ihre Gebräuche u. s. w. zu richten, und unter anderem verlangte ich auch von einem, der mir besonders aufgeweckt schien, Auskunft über ihren Glauben an das Jenseits. In früheren Fällen wurde mir die Antwort gegeben: „Das wissen wir nicht“, oder: „Wenn man tot ist, ist man tot“, zuweilen fand ich auch den Glauben an Himmel und Hölle bekannt; hier nun bekam ich auf meine Frage die Antwort, daß nach dem Tode alle Menschen, die guten und die bösen, ins Paradies kommen und dort als

Blumen weiter leben, mit dem Unterschiede, daß die guten Menschen schöne, die bösen aber häßliche Blumen werden, wie Disteln, übelriechende und giftige Pflanzen. Ich war höchlich überrascht, ja gerührt von dieser naiven und gegenüber dem Christentume so versöhnlichen Anschauung, die von den Begleitern des Sprechers geteilt zu werden schien.

Diese umherziehenden Hirten wachsen ohne irgend einen Religionsunterricht auf, halten aber nichtsdestoweniger streng ihre Fastentage und die Tage ihrer Heiligen, alles andere ist ihnen gleichgültig oder unbekannt.

Kortša ist der Sitz eines Mutessarif, dem ich, wie das üblich ist, einen Besuch machte. Da er aber nicht ganz wohl war, befand er sich nicht im Konak, sondern in dem im Garten liegenden Harem, wohin ich geführt wurde. Er saß in einem ziemlich geräumigen Zimmer, eingehüllt in ein weites Kattungewand auf einer Matratze und bewillkommnete mich herzlich, indem er seiner Freude Ausdruck gab, einen Angehörigen der großen deutschen Nation in seiner Stadt begrüßen zu können und erzählte dann begeistert vom Kaiser Friedrich, den er persönlich in Stambul kennen gelernt hatte. Zwei Tage später machte er mir sogar einen Gegenbesuch, eine hohe Ehre, die mir bis dahin von einem Mutessarif noch nicht erwiesen worden war. Auch hörte ich, daß die Christen recht gut mit ihm zufrieden sind; wie denn überhaupt hier die Verhältnisse gänzlich verschieden sind von denen in Elbassan, wo die Muhamedaner bei weitem die Mehrzahl bilden, und auch von denen in Ochrida, wo die Bevölkerung mehr gemischt ist. Bulgaren, die dort die Mehrheit bilden sind hier nicht vorhanden, höchstens einige wenige Familien, die von den benachbarten Dörfern Bobošitsa und Drenovo in die Stadt gezogen sind. Dies hörte ich von einem Lehrer, den die bulgarische Propaganda hierher geschickt hatte, dem es aber nicht gelungen war, eine Schule zu errichten.

14. Rückkehr nach Monastir und Aufenthalt daselbst. (10.—19. September.)

Der Weg nach Monastir bot keinerlei Hindernisse dar, denn wir hatten nur der guten Landstraße zu folgen. Auch für unsere Sicherheit war genügend gesorgt, da wir von zwei gutberittenen Suvari begleitet waren. Um 5 Uhr früh verließen wir Kortša. Nach $1^1/_2$ Stunden kamen wir nach muhamedanisch Pljasa; oberhalb desselben liegt aromunisch Pljasa, von dem man nur einige Häuser und die Kirche bemerken kann. Diese, wie die Kirche in Ochrida und eine Kirche in Perivoli, waren damals die einzigen, in denen der Gottesdienst in aromunischer Sprache abgehalten wurde. Seitdem sind, wie man mir brieflich mitteilt, noch viele hinzugekommen.

Wir passierten die sumpfige Devolniederung auf mehreren Brücken und machten um $7^1/_4$ Uhr in dem Chane Dzvežda, in der Nähe des gleichnamigen Dorfes, eine Rast von einer Stunde.

Von dort aus hat man einen Blick auf den Máliki-See; mir schien es aber, als ob es zwei Seen wären. Wenn man die Leute befragt, hört man auch die Namen zweier Seen, nämlich den von Máliki und den von Sóviani. Im Winter und im Frühjahr scheint das Wasser des Devols sich zu stauen, dann bilden beide Teile nur eine Wasserfläche zwischen den Dörfern Sóviani und Pojani, im Sommer aber liegen weite Strecken trocken, die als Weideland dienen, andere bilden einen ausgedehnten Sumpf, der den See in zwei Teile zu zerlegen scheint.

Um die vielen Windungen der Straße abzuschneiden, folgten wir dem Karawanenpfade aufwärts, auf dem wir bald die Höhe gewannen, von wo aus die Straße den Einschnitten des Prespa-Sees folgend langsam nach unten sinkt. Wir zogen große Strecken im Schatten der Eichbäume, dann genossen wir wieder einen Blick auf den schönen, aber stillen See mit seiner Insel, und gelangten nach vierstündigem Ritte nach dem Chane Góritsa, wo außer Heu nichts zu bekommen war. Ärger-

Aromunische Familie aus Pljasa (rechts eine Albanesin).

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

lich ritten wir weiter nach dem Chane Stari; auch hier konnten wir nicht bleiben, da nichts zu haben war und der Wirt im Sterben lag. So eilten wir bis zum Chane Džuri, wo wir um 5 Uhr bei strömendem Regen eintrafen, aber dadurch entschädigt wurden, daß wir alles fanden, dessen wir bedurften. Mit Naki legte ich mich in ein Zimmer, die Suvari übernachteten auf dem Flur, schwer berauscht von Raki.

Unser Aufbruch am andern Morgen wurde durch den Regen bis 8 Uhr verzögert. Der Weg führte längs des Sees her, dann aufwärts bis zum Chane Djavat, den wir nach $2^1/_2$ Stunden erreichten; wir machten aber erst Halt eine Stunde später im Chane von Kažani.

Dort sah ich auf einem Brette einige Flaschen Bier stehen; ich wollte mir diesen langentbehrten Genuß verschaffen und fragte den Wirt nach dem Preise der Flasche, worauf er 10 Piaster (2 M.) forderte. „Dann muß dein Bier aber auch recht alt sein, wenn du einen so hohen Preis dafür verlangst", versetzte ich. „Ja", meinte er, „ich habe es schon 5 Jahre, und der, von dem ich es gekauft habe, hat es ebenso lange gehabt." „In dem Falle kannst du dein Bier selbst trinken" war die Antwort, die ich dem verblüfft dreinschauenden Chandži gab.

Von dort aus kamen wir in $2^1/_2$ Stunden nach Monastir, nach einer Reise von gerade zwei Monaten, freudig empfangen von meinem Freunde und seinen Angehörigen.

Die folgende Woche verbrachte ich hauptsächlich mit der Entwickelung der in Albanien genommenen photographischen Aufnahmen. Ich hatte einen lichtdichten Kasten mitgenommen, der 30 Platten enthielt. Er hatte zwei Deckel, von der einen Seite nahm ich die ungebrauchten Platten heraus, auf der andern legte ich die belichteten ein. Ich erprobte diese Einrichtung als sehr praktisch. Wohl aber empfand ich als mangelhaft, daß ich nicht neben meinem Apparat noch eine Handkamera (Detektivkamera) hatte, mit der ich ohne vorherige Einstellung Aufnahmen hätte machen können; denn nicht nur, daß so manche aus dem Leben herausgegriffene

interessante Bilder bewahrt worden wären, sondern ich hätte auch Personen aufnehmen können, die sich weigerten, Stand zu halten.

---

15. Ausflug nach Gopeš. (19.—23. September.)

Es blieb mir noch ein aromunischer Ort in der Gegend von Monastir zu besuchen übrig, Gopeš. Ich folgte der Einladung eines dortigen Lehrers Jordaki, der gerade in Monastir war, und begleitete ihn mit Naki.

Wir ritten auf der wohlbekannten Straße von Ochrida etwa 10 klm weit, wandten uns dann rechts ab über Ramna durch eine Niederung, in der einige albanesische Dörfer liegen: Tsrnovits, Dolentsi, Lera, Ramna, Kažani, deren Bewohner Muhamedaner sind. Dann windet sich der Pfad bewaldete Berge hinauf, bis wir bei einer Biegung des Weges ganz plötzlich uns gegenüber in wundervoller Lage am Bergesabhange das Dorf erblickten. Durch herrliche Eichen- und Buchenwälder führte uns ein ebener, schöner Weg im großen Bogen in das Dorf, das $3^1/_2$ Stunden von Monastir entfernt ist. Kurz nach meiner Ankunft stellten sich die Lehrer Dimitru Pelitsa, Jorgi Karakotta und Naki Sterju ein.

Hier ebenso wie in andern aromunischen Dörfern wird ein erbitterter Kampf zwischen national und griechisch Gesinnten geführt. Gopeš gehört zu den wenigen Dörfern, in denen die nationale Partei die Oberhand bekommen hat infolge des Umstandes, daß ein reicher Aromune Dimitro Kasakovits ein größeres Vermächtnis für die hiesigen Schulen hinterlassen hat und die Kaufleute zum größten Teile ihre Geschäfte in Bulgarien und Rumänien haben, also zu Griechenland wenig Beziehungen vorhanden sind.

Das Dorf zählt 450 Häuser; man sieht aber an den vielen Trümmern, daß es früher mehr gewesen sind. Die in der Nähe wohnenden Albanesen haben dem Dorfe viel Schaden zuge-

fügt, die Sicherheit sehr gefährdet, sodaß viele nach Bulgarien auswanderten. In Sophia sollen an hundert Familien sein, in Samakov 50, in Dubritsa 20. Seitdem man aber dort angefangen hat, die jungen Leute zum Militär einzuziehen, findet eine langsame Zurückwanderung wenigstens der jüngern Leute statt. Auch die Sicherheitsverhältnisse sind besser geworden. Einmal unterhält die Gemeinde einige Saptjé, die das Dorf und den Weg nach Monastir, so weit er im Walde liegt, zu bewachen haben, und dann haben sich sämtliche Männer gut bewaffnet, sodaß selbst größere Räuberbanden, und es gab deren bis 300 Köpfe stark, zurückgeschlagen werden können.

Im Jahre 1879 kam eine ganze Schar von Räubern, zumeist aus Aromunen bestehend, ins Dorf, erpreßten Geld und Lebensmittel und nahmen zwei Knaben und ein Mädchen mit sich. Sie gingen auch in die Kirche, wo der Bischof war, küßten diesem die Hand und thaten keinem der griechisch Gesinnten etwas zu Leide. Gerade damals wurde die Furcht so groß, daß viele Familien wegzogen. Dergleichen Räuberbanden verfolgen natürlich neben dem Zwecke des Beutemachens noch politische Interessen. Sie sollen Unruhe und Unzufriedenheit in der Bevölkerung erregen, damit diese sich umsomehr nach der Erlösung von Seiten Griechenlands sehne und damit Europa sehe, daß die Türkei keine Ordnung zu halten verstehe.

Der folgende Tag, der 20. September, war ein Feiertag, der hl. Maria geweiht. Wir besuchten die auf Kosten der Gemeinde erbaute Kirche, die größte christliche, die ich auf türkischem Boden gesehen habe. Sämtliche Inschriften im Innern derselben sind in rumänischer Sprache verfaßt, obgleich es gegen den Willen des Bischofs geschah. Anfangs sang man auch aromunisch, was aber dann verboten wurde. Infolgedessen bezahlten auch die national gesinnten Bürger dem Bischofe die Abgaben nicht mehr, die dieser zu fordern hat, nämlich 6 Piaster im Jahre. Der Bischof wurde klagbar, aber bis jetzt hat er nichts auszurichten vermocht, da die Bürger behaupten, wenn sie nicht in ihrer Sprache singen

dürften, hätte der Gottesdienst keinen Wert für sie, folglich wären sie auch nicht zu Abgaben verpflichtet.

Am 21. September nachmittags machte ich einen Ausflug nach der auf der Höhe des Berges gelegenen Ruine, die wir nach einem beschwerlichen Marsche durch dichten Wald erreichten. Außer den Spuren einer im weiten Kreise angelegten Umfassungsmauer oder eines Walles ist nichts mehr zu entdecken, aber belohnt wurden wir für unsere Anstrengung durch die herrliche Aussicht. Nach Westen überblickten wir die Ebene von Resna und den Prespa-See, nach Osten das Dragori-Thal, Monastir und die Höhen von Morichovo, nach Norden und Süden dagegen wurde die Aussicht durch Berge gehemmt.

Sonntag, den 22. September unternahmen wir in größerer Gesellschaft einen Spaziergang. Wir gingen in $^3/_4$ Stunden abwärts nach dem bulgarischen Dorfe Metimér, in dessen Kirche der Altarstein eine, wie mir schien, mittel-griechische Inschrift trägt, die ich wegen der herrschenden Dunkelheit und der umgekehrten Stellung derselben nicht zu entziffern vermochte.

Von dort wandten wir uns nach Westen, erklommen eine steile Höhe, von der wir tief unter uns das bulgarische Dorf Smilevo erblickten, über dem auf der Höhe das Kloster des hl. Petrus liegt. Mehrere der begleitenden Herrn, denen der Weg zu weit wurde, gingen nach Gopeš zurück; wir andern stiegen abwärts, um dem Dorfe einen Besuch zu machen. Es zählt 400 Häuser, alle recht nett, meist zweistöckig. Sein Aussehen ist ganz verschieden von dem der bulgarischen Dörfer der Ebene. Dies kommt daher, daß die Bewohner nicht Ackerbau treiben, sondern als Maurer umherziehen, und sich für die dortigen Verhältnisse ein schönes Stück Geld verdienen. Es ist ein Märchen, das Kanits aufgebracht hat, daß nur die Aromunen, die Zinzaren, tüchtige Maurer seien, die ohne Beihilfe anderer Handwerker, wie Zimmermeister und Schlosser, ein Haus vollständig fertigstellen. Für Serbien mag es vielleicht gelten, für Makedonien sicher nicht. (cf. Aromunen II p. 65.)

In Smilevo haben das gute Klima, die Wohlhabenheit und das bequeme Leben ihren günstigen Einfluß auf die Entwickelung der körperlichen Reize in auffallender Weise geltend gemacht. Ich habe niemals so viel schöne, frische und volle Gesichter beisammen gesehen, als dort, dazu kommt noch, daß die sonstige so plumpe Tracht der Bulgarinnen, hier einer viel geschmackvolleren und geradezu kostbaren Kleidung Platz gemacht hat.

Dieselbe besteht aus einem leinenen Hemd, dessen unterer Rand handbreit bestickt ist, und das bis zu den Knöcheln reicht. Darüber liegt ein zweites, dickeres Hemd, das an den Knieen abschließt. Über diesem wird eine Jacke von weißem Lammfell mit den Haaren nach Innen getragen, die einen Besatz von schwarzem Felle hat. Diese Jacke ist das Prachtstück der Kleidung, denn die ganze vordere Fläche ist mit einer kostbaren Seidenstickerei bedeckt, deren Anfertigung lange Zeit und große Geschicklichkeit erfordert. Auch auf die Schürze und auf das Kopftuch ist besonderer Fleiß verwandt. Von dem Scheitel aus hängen zwei lange, breite, gestickte Schleifen über den Rücken herab, und das runde, rosige Gesicht ist umrahmt von einem blendendweißen Tuche. Zu bedauern war nur, daß die Mädchen bei unserem Nahen sich flüchteten. Erst als wir durch gastfreie Leute in mehrere Familien geführt wurden, gelang es uns, mit Muse Gesichter und Kleidung zu studieren. Nach einem Marsche von einer guten Stunde kamen wir wieder in Gopeš an.

Am nächsten Tage nahm ich Abschied von meinen Gastgebern, die meine Anwesenheit mit einem solchen Aufwand gefeiert hatten, daß es mir geradezu peinlich wurde. Die Lehrer, sowie die Schuljugend gaben mir das Geleite $^1/_2$ Stunde Weges weit. Es war ein klarer, frischer Herbstmorgen, der Wald war erfüllt von dem Dufte von Alpenveilchen, von denen der Boden wie übersäet war. Ich hatte das erhebende und doch wehmütige Gefühl, das man beim Verlassen eines Ortes empfindet, wo man nur Angenehmes erlebt hat und sicher ist, in gutem Andenken zu bleiben; da stimmten die Knaben das

deutsche Lied „Nun ade du mein lieb Heimatland“ an, natürlich in rumänischer Sprache. Brauche ich mich zu schämen, wenn ich sage, daß ich ganz gerührt wurde?

---

16. Rosna. Bulgarische Hochzeit.

(26. September—3. Oktober.)

Naki hatte nach unserer langen Reise Verlangen seine Familie in Vlacho-Klisura wiederzusehen, und so gab ich ihm 8 Tage Urlaub, zumal eine viel längere Reise uns bevorstand. Unterdessen begab ich mich zu Freund Perikles nach Rosna.

Die Ernte war in vollem Gange. Der Mais lag in großen Haufen vor dem Dorfe auf einem freien Platze und wurde unter Beaufsichtigung von Leuten des Pächters (Koldži) geschlagen, gemessen und verteilt. Es war ein geschäftiges Treiben, und dabei mußte strenge Aufsicht geführt werden, damit die Bauern nicht heimlich Frucht beiseite schafften. Auch die Zwetschen waren reif, und der Destillierapparat war in beständiger Thätigkeit. Nur die Traubenlese hatte noch nicht begonnen, sie findet erst Mitte Oktober statt.

Am 28. September besuchte ich mit Perikles das 3 klm südlich liegende Dorf Vrtolom*), das von muhamedanischen Albanesen bewohnt ist. 40 Familien haben Land von Rosna in Pacht, unter denen einige ihre Pacht, bestehend in Getreide, noch nicht abgeliefert hatten. Wir kehrten bei Suliman Aga ein, der weit und breit wegen seiner Gastfreundschaft berühmt ist. Wer zu ihm kommt, wird bewirtet, so lange er zu bleiben Lust hat. Er hat ein besonderes Haus und Stallung für seine Besucher. Wir trafen verschiedene Personen vor, darunter einen Kranken, der schon wochenlang sich dort einquartiert hatte, ohne fürchten zu müssen, fortgeschickt zu werden.

*) Gopčević läßt es auf seiner Karte 10 klm nach Süden liegen und giebt als Bewohner Türken an.

In der Nähe von Vrtolom sind schon öfters Marmorsteine, auch solche mit Inschriften, nach heftigen Regengüssen im Bache gefunden worden, von denen die meisten zum Häuserbau verwendet wurden. Auch nach Rosna sind einige gekommen. So befindet sich dort in dem Kirchturm ein Stein eingemauert, der als Bild ein Schwein zeigt. Eben dieses „unreinen" Tieres wegen hatten ihn die Muhamedaner nicht behalten wollen. Auch in der ehemaligen Kirche sieht man verschiedene Marmorsteine ohne Inschrift eingemauert. In der Nähe derselben befindet sich aber ein Stein mit zwei sehr verwitterten Inschriften, einer griechischen Grabschrift und einer lateinischen aus der Zeit des Kaisers Valerian. Die Letztere ist auf dem oberen fast unbehauenen Teile des Steines eingemeiselt.

Am Tage vor meiner Abreise von Rosna war ich Augenzeuge eines Ereignisses, das einen tiefen Blick gewährt in die intimeren sozialen Verhältnisse des Tšiftlikbauern, deshalb will ich es ausführlicher schildern.

Mittags kam eine Frau zu Perikles und suchte Hilfe bei ihm, weil die Braut ihres Sohnes von diesem nichts mehr wissen wollte. Sie hätten den Preis für die Braut auf 300 Piaster (60 M.) festgesetzt, aber ein anderer habe der Mutter der Braut einige Piaster mehr geboten, und diese habe ihre Tochter beredet, ihren Bräutigam aufzugeben, obgleich sie sich schon gegenseitig Geschenke gemacht hätten, was als Zeichen der Verlobung gilt.

Perikles ordnete an, daß am Abend die beiden Parteien mit den Geschenken vor ihm erscheinen sollten. Das geschah denn auch. Der Bräutigam war ein noch unentwickelter Bursche von 15 Jahren, die etwa 5 Jahre ältere Braut war ein hübsches Mädchen. Gewöhnlich ist bei den Bulgaren der dortigen Gegend das Verhältnis so, daß die Frau 8—10 Jahre älter ist als der Mann, der meistens in sehr jugendlichem Alter heiratet. Einen Großvater von 34 Jahren zu finden ist daher gar keine Seltenheit. Seitens des Bräutigams war die Mutter zugegen, von Seiten der Braut die Verwandten, da die Mutter

sich geweigert hatte zu erscheinen. Es wurde dem Mädchen vorgehalten, daß sie früher zugestimmt habe, daß sie Geschenke gemacht und angenommen habe und deshalb zur Heirat verpflichtet sei. Da fing sie bitterlich an zu weinen, sie habe den Andern lieber, er sei viel schöner und kräftiger und dergleichen Gründe mehr. Danach redeten die Verwandten auf sie ein, sie solle ihnen nicht die Schande anthun, ihr Wort zu brechen; aber es half nichts, sie wollte sich nicht entschließen, sich mit ihrem Bräutigam zu versöhnen.

Dem Streiten und Lärmen machte Perikles ein Ende, indem er noch für denselben Abend die Trauung anordnete, worauf die Braut weglaufen wollte. Mit Gewalt wurde sie von ihren Verwandten festgehalten. Mir that das Mädchen leid und um sie zu beruhigen, zeigte ich ihr ein hübsches Armband, das ich ihr zum Hochzeitsgeschenke machen wollte, wenn sie in die Trauung willige. Das machte offenbar Eindruck auf sie, sie weinte zwar noch, betrachtete aber doch den glitzernden Schmuck mit verlangenden Augen. Sie wurde dann fortgeführt, um sich zu schmücken und den Brautschleier anzulegen.

Um 10 Uhr war alles zur Zeremonie bereit. Wir begaben uns in die Wohnung des Bräutigams. Ein ziemlich geräumiges Zimmer empfing uns. Der Boden war gestampfter Lehm, die Wände zeigten die rohen Steine, lange vom Ruß glänzend schwarze Dachbalken spannten sich der Länge nach von einer Wand zur andern, das Ziegeldach zeigte einige größere Lücken, und durch die scheibenlosen Fensteröffnungen drang der Wind ein. In der Mitte des Raumes hatte man ein hohes, schmales Weinfaß aufgestellt, das als Altar dienen sollte; darauf lag ein Brot, über dem etwas Salz ausgestreut war und daneben stand ein Glas Wein. Das ganze Gemach wurde notdürftig erhellt von dem flackernden Lichte einer Öllampe.

Das Brautpaar stellte sich Hand in Hand auf die eine Seite des Altars. Die Braut, dicht verschleiert, hatte ihre Thränen getrocknet, der junge Bräutigam machte ein gleich-

gültiges Gesicht, lachte mit, wenn die Anwesenden lachten. Hinter dem Brautpaare stand mit zwei brennenden Kerzen in der Hand der Trauungspate, „Nun“ genannt, der die jungen Eheleute unter seinen besonderen Schutz zu nehmen und die Kinder aus der Taufe zu heben hat. Tasso, der wohlbeleibte Vetter meines Freundes, versah diese Stelle mit sichtlichem Vergnügen. Rechts und links des Brautpaares hatten die Brautführer, zwei Verwandte, ihre Plätze.

Der Geistliche mit langem, struppigen Barte und mächtig entwickelten, buschigen Augenbrauen, angethan mit einem vor Schmutz und Alter grau gewordenen Kaftan, hielt in seinen schwieligen, breiten Händen ein Gebetbuch, aus dem er mit näselnder, halbsingender Stimme vorlas, was er selbst nicht im Entferntesten verstand. Freund Perikles löste ihn zuweilen darin ab, damit es etwas schneller gehe. Hierauf folgte als wichtigste Zeremonie das Wechseln der Ringe und Kränze; die letzteren hatte man wegen der Kürze der Zeit schnell aus einigen verdorrten Weinranken zusammengeflochten. Dann wurde ein Stück Brot abgeschnitten, auf das Salz getupft und Braut und Bräutigam bissen ein Stück davon ab, den Rest bekam der „Nun“; ebenso wurde das Glas Wein gemeinschaftlich von den Dreien getrunken. Nach diesem gingen die Beteiligten mit dem Geistlichen dreimal um den improvisierten Altar herum, wobei sie von einem Mädchen mit Gerste beworfen wurden. Tasso als Nun mußte einen neuen irdenen Topf zertreten, und zum Schluß erhielten die Brautführer und der Nun von allen Anwesenden, die sich in zwei Reihen aufgestellt hatten, Faustschläge auf den Rücken, wobei derb zugehauen wurde. Damit hatte die religiöse Feier, bei der keine Spur von Ernst zu bemerken war, ihr Ende erreicht.

Man setzte sich auf den Boden und fing an Raki zu trinken, wobei man auf das Wohl des neuvermählten Paares trank. So oft das geschah, mußte dieses, das Hand in Hand aufrecht dastand, eine dreimalige tiefe, langsame Verbeugung machen. Ehe dieses ausgeführt war, war die Schnapsflasche schon beim Nächsten, der auch seinen Glückwunsch sprach,

und so mußten die Armen in beständiger Bewegung bleiben, was sehr drollig aussah; hierbei aber wurde aller Ernst bewahrt, der der religiösen Feier gefehlt hatte.

Nach einer halben Stunde erlaubte man ihnen, sich in das benachbarte Zimmer oder den Stall zurückzuziehen. Die Mutter des Bräutigams teilte unterdessen den Anwesenden kleine Geschenke, bestehend in Halstüchern und Taschentüchern aus, worauf sie Geldgeschenke von den Anwesenden erhielt, die nicht unbeträchtlich waren, namentlich von Seiten des Gutsherrn. Vor dem Weggehen besuchte man das Paar, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob das Mädchen auch noch Jungfrau gewesen war; das günstige Resultat wird im Dorfe durch Schießen angekündigt, wovon man hier aber Abstand nahm, da es zu spät in der Nacht war.

Am andern Morgen, gerade als wir das Gut verlassen wollten, um nach Monastir zurückzukehren, erschien das Paar, sehr vergnügt, machte seine drei eleganten Verbeugungen, und küßte uns die Hand, als Dank für die Geschenke. Aber nicht nur vor der Gutsherrschaft, sondern vor allen erwachsenen Personen haben junge Eheleute, wenn sie sich zusammen im Dorfe sehen lassen, längere Zeit ihre Verbeugungen zu machen.

III. Kapitel.

Südwest-Makedonien, Epirus und West-Thessalien. Herbst 1889.

1. Pissoderi. (17. und 18. Oktober.)

Am 17. Oktober, unmittelbar nach Sonnenaufgang verließ ich Monastir, das mir bis dahin gleichsam als Hauptquartier gedient hatte, und wo ich in der Familie meines Freundes Perikles mich wie zu Hause fühlte. Nun mußte ich die lieben Leute verlassen, ohne die Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen mitnehmen zu können.

Schweigsam ritt ich mit Naki auf dem Pfade, der sich am Fuße einer Bergkette nach Florina hinzieht. Es war noch empfindlich kühl, und der frischgefallene Schnee auf dem Peristeri gemahnte an die nahende kältere Jahreszeit. Nach fünf Stunden waren wir in Florina und nahmen unser Mittagsmahl in dem Chane von Naki Käne, einem von Néveska stammenden Aromunen, der der Führer der bulgarischen Partei ist. In Florina überwiegt das muhamedanische Element, bestehend aus Türken und Albanesen, etwa 4000 Köpfe stark; Bulgaren giebt es etwa 2000, die Zahl der Aromunen ist nicht größer als Hundert. Am Nachmittage zogen wir auf der guten Straße, die sich im großen Bogen aufwärts zieht nach dem jenseits der Paßhöhe liegenden $3^1/_2$ Stunden entfernten Pissoderi. Hier verbrachten wir die Nacht.

Das Dorf liegt zu beiden Seiten eines wildrauschenden Baches, in einem Hochthale, umgeben von Wäldern. Es ist

rein aromunisch und zählt 100 Häuser. Die Bewohner stammen aus Albanien und sind auch meist jetzt noch als Chandži in Albanien beschäftigt; die Kenntnis des Albanesischen ist daher allgemein verbreitet, dagegen ist das Griechische trotz der Schule noch nicht in die Familien eingedrungen.

Als der Chandži, mit dem ich am Abend vorher nur griechisch gesprochen hatte, am andern Morgen hörte wie ich mich mit den Leuten in aromunischer Sprache unterhielt, meinte er, ich sei ein aromunischer Lehrer, und habe die Absicht, dort eine rumänische Schule zu errichten. Er beruhigte sich erst wieder, als ich um 11 Uhr den Ort verließ.

Die Straße folgt dem Djelovo, so wird nämlich hier der Oberlauf der Bistritsa genannt, abwärts durch ein gut bebautes Thal, in dem mehrere bulgarische Dörfer liegen. Nicht weit von dem Dorfe Bulja verschwindet das vorher kräftig fließende Wasser vollständig aus dem Flußbette und tritt erst wieder nach einer Strecke von 3 km hervor. Dann verließen wir das Thal, um den niederen Höhenzug, der sich zwischen dem Flusse und dem See von Kastoria erhebt, zu übersteigen. Wir folgten meist der alten Straße, die durch die Regengüsse von den Felswänden an manchen Stellen so vollständig weggespült ist, daß man sich genötigt gesehen hat in größerer Höhe eine neue anzulegen.

Wir waren ohne Führer und ohne Begleitung, und so geschah es, daß wir plötzlich am Ende der Straße vor einem Abgrunde standen. Auch nicht mehr die leiseste Spur war zu sehen, wo diese früher hingeführt hatte. Wir mußten wieder ein Stück zurückkehren, um an einer weniger steilen Stelle in das Thal hinuntersteigen zu können. Schließlich fanden wir eine solche, die einigermaßen betreten, wenn auch nicht ungefährlich schien.

Wir stiegen ab und ich ging vorsichtig voraus, indem ich mein Pferd am Zügel führte. Als ich die Hälfte des Abhanges hinter mir hatte, rief ich Naki zu langsam zu folgen. Doch kaum hatte das Pferd die ebene Straße verlassen, als es auf dem Schiefergestein, das durch den leicht fallenden

Regen noch glatter geworden war, ins Rutschen kam, und trotzdem Naki mit aller Kraft es am Zügel zu halten suchte, stürzte es, sich mehrere Male überschlagend, in die Tiefe und riß Naki, der halb fiel, halb sprang, mit sich. Beide fielen in das sandige Bett eines Flusses, wo das Pferd regungslos liegen blieb, während Naki sich sofort erhob und mir zurief, daß er unbeschädigt sei. Bei dem schauderhaften Anblicke auf das sich überschlagende Pferd blieb ich wie erstarrt stehen. Als ich sah, daß Naki unverletzt war, stieg ich vorsichtig vollends ins Thal hinunter, in der Erwartung das Pferd tot zu finden. Aber nachdem wir die Säcke losgeschnallt und den Saumsattel abgenommen hatten, vermochte das Tier sich wieder auf die Beine zu richten. Obgleich es stark geschunden war und das Blut ihm aus dem Maule lief, konnten wir nach einer halben Stunde unsern Weg fortsetzen. Die auf dem Sattel angebrachten Säcke, auf die das Pferd beim Überschlagen aufgefallen war, hatten es vor größerem Schaden bewahrt. Von meinem Gepäcke war nichts verdorben außer einigen Platten, die sich gerade in den Kassetten befanden, was ich aber erst später entdeckte, als ich sie auswechseln wollte. So gingen mir die Aufnahmen von Pissoderi und Kastoria, die ich am folgenden Tage mit den gesprungenen Platten machte, verloren.

Gegen 10 Uhr abends kamen wir in Kastoria an und nahmen Quartier in einem sehr schmutzigen Chane.

---

2. Kastoria und Chrupišta. (19.—20. Oktober.)

Kastoria liegt am gleichnamigen See auf beiden Seiten der hohen Landenge, die die ziemlich ausgedehnte Halbinsel mit dem Lande verbindet. Die Straßen sind schlecht oder gar nicht gepflastert und starren von Schmutz, doch ist der Anblick der in Terrassen sich hinziehenden Häuserreihen von der Seeseite aus sehr malerisch. Man zählt 1300 Häuser, von

denen 350 muhamedanisch, gerade 100 jüdisch sind; mehr jüdische dürfen auch nicht gebaut werden, sonst würde man sie, wie man mir allen Ernstes versicherte, in Brand stecken. Die übrigen Häuser sind griechisch und bulgarisch, doch sprechen alle Leute griechisch. Dank dem Einflusse der Schule und Kirche und der rührigen Arbeit der Ärzte ist die wohl ursprünglich zum größeren Teile slavische Bevölkerung gräzisiert worden. Die bulgarische Propaganda hat Anstrengungen gemacht, um das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, doch, wie es scheint, vergeblich.

Die neueingerichtete bulgarische Schule zählt nicht mehr als 30 Kinder, wovon die Hälfte noch aus den umliegenden bulgarischen Dörfern kommt. Selbst in dem Hause des Führers der national-bulgarischen Partei, spricht man griechisch, ebenso in den wenigen aromunischen Familien; wie z. B. im Hause des reichen Kaufmanns Džatas, dessen Kinder nicht einmal mehr aromunisch verstehen. Von griechischer Seite geschieht alles, um die Stellung zu behaupten; die Schulen sind gut besucht, haben schöne Häuser und tüchtige Lehrer. Der Fanatismus geht soweit, daß man in den Kirchen, wo sich Inschriften in bulgarischer Sprache befinden, diese übertüncht und durch griechische ersetzt hat; doch fand ich in einer Kirche auf der Höhe in einer dunklen Nische hinter dem Altare die in den griechischen Kirchen verpönten Bildnisse von Kyrill und Methodius.

Herr Konsul Pogatscher in Monastir hat bei seinem Aufenthalte in Kastoria erfahren, daß der Bischof eine Kiste mit bulgarischen Dokumenten, die man in einem Privathause gefunden hatte, verbrennen ließ. Slavische Eigennamen aber haben sich in Menge erhalten und auch in dem griechischen Dialekte wird man oft plötzlich durch ein slavisches Wort überrascht*).

Bei meinen Wanderungen durch die Stadt hatte ich die

---

*) Z. B. tatkă — Vater, veteras — Wind, otša — Auge, golia — nackt, gušoglav — nicht fertig u. a. m.

Freude auch mit Herren zusammen zu kommen, die als regelmäßige Besucher der Leipziger Messe des Deutschen ziemlich mächtig waren. Ein gerade anwesender Herr Kyriopulos, der sich in Leipzig niedergelassen hat, nahm mich in sein Haus auf, das ich dankbar mit dem elenden Chane vertauschte. Wir machten auch in einem Boote eine Nachenfahrt nach einem im Schatten mächtiger Platanen gelegenen Kloster am Ende der Halbinsel, wo uns ein 90jähriger Greis empfing. Das Wasser des Sees ist lange nicht so klar und kühl, als das des Sees von Ochrida; auch der Fischreichtum ist weniger groß.

Bei regnerischem Wetter ritten wir in $1^1/_2$ Stunden auf guter Straße über die Höhe nach Chrúpišta. Hier ist die Bevölkerung noch nicht gräzisiert ebensowenig wie in den um Kastoria liegenden Dörfern; man zählt 1000 Aromunen, von denen die meisten aus Gramosti stammen, 800 Bulgaren und 1000 Muhamedaner ohne die Garnison von 600 Mann. Bei weitem die große Mehrzahl der christlichen Bevölkerung ist griechisch gesinnt. Die griechische Schule hat vier Lehrer und eine Lehrerin, während die rumänische Schule nur einen Lehrer mit 30 Kindern hat, ebenso wie die bulgarische.

Ich wohnte bei dem aromunischen Lehrer, der mich mit den dortigen Verhältnissen bekannt machte. Die Aromunen wollen eine Kirche bauen, wozu sie das Geld gesammelt und auch einen Ferman von der Regierung erwirkt haben; trotzdem aber können sie nicht zum Bau schreiten, weil einige albanesische Beys einen Bakšiš von 80 Lira verlangen, andernfalls sie drohen, die Führer nieder zu schießen. Inzwischen ist mir mitgeteilt worden, daß doch der Bau der Kirche zu Stande gekommen ist, nachdem auch noch die Hindernisse beseitigt waren, die von Seiten des Bischofs von Kastoria bereitet wurden.

Ich lernte auch Leute von Grámosti kennen, die mir mitteilten, daß der oberhalb von Chrupišta in die Bistritsa fließende Bach, mit Namen Belitsa in ihrem Dorfe seinen Ursprung nimmt, durch das albanesische Linotope, (das früher aromunisch

war) Hamosko (das erste bulgarische Dorf von Westen her) Tšukas, Zabărden, Zeligošti und Zeleni fließt, daß also nicht, wie auf der österreichischen Generalstabskarte steht, der Bach von Gramosti in den Devol geht.

---

3. Lapsišta. (21. Oktober.)

Nachmittags ritten wir auf der Straße nach Lapsišta weiter, die nach einer kurzen Strecke in einen Fußpfad übergeht. Die Bistritsa überschritten wir auf der im kühnen Bogen gespannten, dabei aber sehr schmalen Brücke von Smixi, die man kaum ohne ein Gefühl der Unsicherheit betreten kann. Hier befindet sich die Sprachgrenze. Das erste Dorf, in dem allgemein griechisch gesprochen wird, ist Bubušta. Die Bewohner der dortigen Gegend werden Valachades genannt; sie sind zwar meist Muhamedaner, sprechen aber ausschließlich griechisch. Ihren Namen sollen sie deshalb tragen, weil sie außer „Evala“ (Dankesformel) kein anderes türkisches Wort kennen. Ihr Typus ist im allgemeinen mehr griechisch als slavisch: schwarze Haare und Augen und häufig gekrümmte Nasen sind vorherrschend*).

Auf der östlichen Seite der Bistritsa fällt ein hoher Gebirgszug schroff in das Thal hinab, die westliche Seite dagegen ist eben, daran schließt sich etwas höher eine zweite Ebene, die sich bis Grebena hinzieht, und sich ganz allmählich

---

*) Gerade dieses Typus wegen halte ich es für in hohem Grade unwahrscheinlich, daß die Valachades, die von den Aromunen auch „Vlachăds“ genannt werden, irgend etwas mit den „Vlachi“ zu thun haben, trotz der Form Vlachăds, die erst aus Valachades synkopiert wurde und trotz des Umstandes, daß das unmittelbar daran stoßende Gebiet ehemals aromunisch gewesen ist. Beispiele, daß Stämme scherzweise nach auffallenden Wörtern genannt werden, sind sehr häufig, auch der Laut ch in Valachades kann nicht auffallen als Hiatustilger zwischen dunkeln Vokalen.

nach dem Gramos- und Smolika-Gebirge zu erhebt. Das Wandern über diese höher gelegene Ebene ist um deswillen sehr unangenehm, weil die von dem Gebirge herkommenden Flüsse und Bäche, die sich in die Bistritsa ergießen, den sandigen Thonschiefer durch mehr oder weniger breite, steil abfallende Thäler durchquert haben.

Nach einem Ritte von 4½ Stunden kamen wir nach Lapsišta, dem Hauptorte des Distriktes Anaselitsa und Sitz des Kaimakams. Auch hier ist die Bevölkerung zum größeren Teile muhamedanisch, doch Griechisch die allgemeine Umgangssprache. In dem Chane Vineti, wo ich abgestiegen war, machte ich die Bekanntschaft eines älteren Herren aus dem nahe gelegenen Schátista, das früher ein rein aromunischer Ort war. Dieser Herr bestätigte mir, was ich schon früher gehört hatte, daß die dortige Bevölkerung fast vollständig gräzisiert ist, daß nur noch die alten Leute die Muttersprache verstehen. Aber eine Menge von Namen in der Gemarkung, sowie auch von Quellen haben die aromunische Bezeichnung bewahrt.

Die aromunische Bevölkerung von Schátista stammt, wie auch schon Pouqueville mitteilt, aus Sisanion, das von den Aromunen Schaïnlji genannt wird und als kleines Hirtendorf, etwas unterhalb Blatsa gelegen, noch heute ein kümmerliches Dasein fristet. Die Bewohner der ehemals großen Stadt sind nach Blatsa, Kožani und Schatista gezogen und in allen drei Orten zeigt sich als ein Charakteristikum die schnelle Gräzisierung derselben, vielleicht veranlaßt durch den Umstand, daß Sisanion als Sitz eines Bischofs schon sehr früh dem griechischen Einflusse preisgegeben war. Der Bischof von Schatista trägt bis auf den heutigen Tag den Titel eines Bischofs von Sisanion.

Auf meiner ersten Reise war ich bereits durch Lapsišta gekommen. Damals überschritt ich aber von dort die ½ Stunde entfernte Bistritsa, trat in ein Thal ein, das mich zum Dorfe Lošovits, wo ein kräftiger Bach unter einem Felsen hervorkommt, und weiter ins Gebirge führte, bis wir eine steile Höhe erklimmend nach Vlacho-Klisura gelangten, einem großen

aromunischen Dorfe mit etwa 600 Häusern. Auf dem von Klisura nach Süden ziehenden Höhenzuge liegt noch ein aromunisches Dorf Pipilište, dessen Lage ich nur ungefähr bestimmen kann, und noch weiter nach Süden halten sich im Sommer ar. Hirten auf z. B. bei Ventsilji.

---

4. Grebena. (22. und 23. Oktober.)

Ich hatte die Absicht gehabt, da bisher alles gut gegangen war, ohne militärische Begleitung wenigstens bis Grebena zu ziehen, aber die Polizei in Lapsišta wollte es nicht gestatten, und so hatte ich am folgenden Morgen wieder einen ganzen Troß Soldaten hinter mir, die mein Fortkommen verzögerten und auch nicht wenig kosteten. In sechs Stunden hatten wir Grebena erreicht, wo ich mich bei dem mir von meiner ersten Reise her bekannten Arzte Zisi Papanastas einquartierte.

Grebena hat 80 türkische, 120 griechische und 20 aromunische Häuser. Im Winter steigt die Zahl der Aromunen auf 200 Familien, die von den nahe gelegenen Sommerdörfern wie Samarina, Smixi, Furka hierher ziehen. Außerdem liegt in Grebena eine Garnison von 600 Mann. Der ganze Kasar (Bezirk) zählt 15000 Griechen, 12500 Aromunen und 10000 Muhamedaner. (Türken und Albanesen.)*)

---

*) Von den Griechen sind die allermeisten, wenn nicht alle, sogenannte „Kopatšar“ d. h. Aromunen, die ihre Sprache zu Gunsten der griechischen aufgegeben haben, aber vielfach die Tracht und Gebräuche bewahrt haben. Auch hört man in ihrem jetzigen griechischen Dialekte sowohl ar. Wörter wie: oaĭe, piduklju, šoput etc., als auch erinnert ihre Aussprache lebhaft an die aromunische, da š, ž, tš, dž und selbst ă ganz gewöhnlich sind. Von einer ganzen Anzahl von Dörfern weiß man bestimmt, daß sie früher ar. waren, weil sich verwandtschaftliche Verhältnisse zwischen diesen und den rein aromunischen bewahrt haben wie z. B. in Lavda, Lipinitsa, Schárganlji, Kipurjó, Vudinisko u. a. m. Aus dem letzteren Orte stammt auch der Vater des verstorbenen Obe-

Am folgenden Tage besuchte ich den Kaimakam, der mich einlud, einem Konzerte der Militärkapelle beizuwohnen, was ich natürlich annahm. Ich war überrascht ein leidlich geschultes Musikkorps zu finden, das das nicht umfangreiche Programm ganz gut ausführte.

Ich hörte dort, daß ein gewisser Išlam Aga, der reichste Mann des Ortes, eine Sammlung von Münzen und dergl. habe. Ich ging mit mehreren Bekannten zu ihm, und sah daselbst eine große Anzahl antiker Münzen, die zum Teil recht wertvoll waren. Außerdem besaß er einige Kameen und, als ich eine derselben bewunderte und in aromunischer Sprache zu meinen Begleitern den Wunsch äußerte, einen derartigen Stein zu besitzen, schenkte mir Išlam Aga sofort einen, da er mich verstanden hatte, ohne daß ich es ahnte. Sein schönstes Stück aber war eine Schale von Kupfer, mit wunderbar feiner Darstellung des Helios in der Mitte und der Planeten ringsum. Ich nahm, da ich diese Schale doch nicht erwerben konnte, eine Photographie von derselben, die ich verschiedenen Sachverständigen vorlegte, von denen die einen meinten, sie sei antik, die andern, sie sei eine Renaissancearbeit, auf alle Fälle aber ein Meisterwerk.

---

denar. Das Gebiet der Kopatšar erstreckt sich von Samarina über den Kasar Grebena bis über die Nordgrenze von Thessalien hinaus und von Schátista nach Kranja. Der Name Kopatšar ist slavischen Ursprungs und bedeutet „Gräber, Ackerbauer" im Gegensatz zu den wandernden Hirten und Handwerkern, die gerade infolge ihrer Wanderungen, wodurch sie dem Einflusse der Kirche und Schule mehr entzogen wurden, ihre Sprache bewahrt haben. Mit „kopatš" Busch, „kopatšar" also etwa „Buschbewohner" hat die Bezeichnung nichts zu thun, ebensowenig wie die andere ar. Bezeichnung „chăšót" mit dem griechischen Verb *χάνω* zusammenhängt, wonach man das Wort als „einer der (seine Sprache) verloren hat" erklären will, es entspricht vielmehr *Χασσιότης* d. h. Bewohner von *Χάσσια* = ar. Chăš, wie der westliche Teil des kambunischen Gebirges genannt wird.

BUCUREȘCI
CAROLI
FUNDAȚIUNEA UNIVERSITARA

5. Avdhela. (24. Oktober.)

Zwei Saptjé und acht Soldaten sollten mich ins Gebirge begleiten. Nach Südwesten ziehend gelangten wir in 2 Stunden nach Mavronei, wo wir kurze Rast machten. Dann stiegen wir abwärts in das Thal eines Flüßchens, das von dem Vasilitsaberge herkommt und in den Venetikós geht. Jenseits erhebt sich ein steil abfallender, langgestreckter Gebirgskamm zwischen den Dörfern Spileon und Tista. In letzterem Dorfe machten wir Mittag im Hause des Pfarrers.

Ehe wir weiter zogen, machte ich eine Aufnahme von unserem Zuge, wie ihn das Titelbild zeigt. (Drei Albanesen, drei Türken, ein Araber und zwei Neger). Als wir den felsigen Kamm, von dem man einen schönen Rückblick genießt, überschritten hatten, hielt sich unser Pfad auf der andern Seite auf der Höhe, durch prächtigen Tannenwald führend. Der Charakter der Gegend wird anders. Die Flußthäler sind tief und eng, für den Ackerbau ist kein Platz mehr. Kräftiger Hochwald bedeckt die Berge, soweit das Auge reicht, nur unterbrochen von saftigen Triften, die den Schafen vortreffliches Futter gewähren. Wir sind im Lande der Aromunen, die von dem Gramos und Smolika-Berge im Norden dem Höhenzuge des Pindus folgend bis zum Mittellaufe des Aspropotamos das Land in Besitz haben, ohne daß eine andere Nation sich zwischen sie gedrängt hätte.

Die höchstgelegenen Dörfer sind nur im Sommer bewohnt, die tiefgelegenen aber beständig, wenn auch im Winter weniger dicht, da die Hirten sich mit ihren Familien und Herden Ende Oktober in die Ebene begeben, die oft viele Tagereisen weit von der Sommerweide entfernt ist.

Wir begegneten hier den ersten Karawanen solcher ausziehenden Aromunen. Es sind immer eine Anzahl Familien, die demselben Reiseziel zustrebend sich vereinigen, um in Gemeinschaft die Mühen der nicht ungefährlichen Reise zu überstehen. Wird die Gegend noch in so später Jahreszeit durch Räuber unsicher gemacht, was jedoch sehr selten der Fall ist, —

denn mit den Aromunen verschwinden auch die Räuber! — so befinden sich einige kräftige, wohlbewaffnete Leute an der Spitze des Zuges, die auch allenfallsige Hindernisse des Wegs hinweg zu räumen haben. Dann folgt in langer Reihe der Zug der Pferde und Maultiere, schwer beladen mit Decken, Geräten, Kindern und Frauen. Zum größeren Teile sich selbst überlassen, suchen die Tiere die sichersten Stellen des Weges auf und wissen geschickt solche zu vermeiden, die ihnen durch Anstoßen mit den überaus breiten Ladungen gefährlich werden könnten. Auch am Schlusse des Zuges sind gewöhnlich einige bewaffnete Männer, sowohl zum Schutze, als auch um darauf acht zu geben, daß nichts verloren geht.

Von einem Tage zum andern wird der Zug kleiner, je nachdem die Familien sich gruppenweise trennen, bis die am weitesten Wohnenden in kleiner Anzahl in ihrem Winterquartiere ankommen. Wie oft kommt es da vor, daß unterwegs jemand krank wird, aber da giebt es keinen Aufenthalt. Selbst wenn eine Wöchnerin niederkommen sollte, das hält eine Karawane kaum auf; nach der Geburt, die nebenbei bemerkt, durchaus nicht als intime Angelegenheit behandelt wird, da selbst die Kinder nicht dabei entfernt werden, wird die Frau mit dem Neugeborenen auf Decken zwischen die Lastballen eines Maultieres gebettet und weiter geht der Zug. Um alle Kosten zu vermeiden wird fast immer im Freien übernachtet, falls man nicht Gastfreundschaft bei Landsleuten findet. Unter solchen Umständen machen die Aromunen jährlich zweimal eine weite Reise, und ein kräftiges, abgehärtetes Volk ist so entstanden, das gerade infolge des Umherziehens an Lebensklugheit, List und Erfahrung die an die Scholle gebundenen Bauern bei weitem übertrifft.

Wir folgten immer dem herrlichen Waldwege, erblickten ganz plötzlich durch eine Lichtung uns gegenüber in wundervoller Lage Avdhela, das von Grebena etwa 8 Stunden entfernt ist. Da es nur selten Chane in diesen Dörfern giebt, war ich auf die Gastfreundschaft angewiesen, die mir auch ohne weiteres von dem Tšelnik Agnosti gewährt wurde. Es

war die höchste Zeit, daß ich kam, denn am folgenden Tage wollten die Letzten das Dorf verlassen. Einige Männer bleiben gewöhnlich zur Bewachung zurück und wohnen den Winter über in der Kirche, wohin Vorräte und Holz in genügender Menge gebracht werden. So lange das Wetter gut ist, begeben sie sich auf die Jagd, dann aber, wenn Schnee gefallen ist, folgt eine Gefangenschaft von vielen Wochen, bis im April sich dann allmählich wieder die andern einstellen.

Es ist eine Thatsache, die man in sämtlichen Sommerdörfern dieser Gegend beobachtet hat, daß, seitdem Thessalien zu Griechenland gekommen ist, die Zahl der Bewohner stetig abgenommen hat. Als ich im September 1886 in Samarina war, fand ich kaum 3000 Bewohner vor, während früher bis 10000 zusammen kamen. Viele Häuser stehen leer, andere sind schon zusammen gefallen, kein Mensch denkt daran sie wieder aufzubauen; ebenso ist es in Avdhela, das 200 Häuser mit 300 Familien zählt, früher über 400 hatte; in Perivoli ist es noch schlimmer: von 500 Familien kamen damals nur noch 200.

Und was ist die Ursache hiervon? Mein Wirt Agnosti gab darüber Folgendes an. Die Gemeinde hat in ihrer Gesamtheit 12000 Schafe und zwar haben daran nicht nur diejenigen Teil, die sich ausschließlich mit der Schafzucht beschäftigen, sondern auch die Handwerker besitzen mehr oder weniger Schafe, die von den Hirten mit auf die Weide genommen werden. Früher nun bezahlte die Gemeinde an Steuern 400 Lira für Menschen und Häuser und für jedes Schaf $4\frac{1}{2}$ Piaster; da aber keine genaue Kontrolle ausgeübt werden konnte, wurde die Regierung oft um ein schönes Stück Geld betrogen. Jetzt aber müssen sie, um auf die Winterweide in Thessalien zu gelangen, die griechische Grenze passieren, wobei eine genaue Zählung der Schafe stattfindet. Die türkische Regierung verlangt für das Weiderecht an der Grenze $3\frac{1}{2}$ Piaster und die griechische 60 Para, im Ganzen also $5\frac{1}{2}$ Piaster, das ist ein Piaster für das Schaf mehr gegen früher, was bei der ganzen Zahl eine bedeutende Summe

ausmacht und Hinterziehung der Steuer auch nicht mehr möglich ist, es sei denn durch Bestechung der Grenzwächter.

Damit nicht genug, haben sie Gebühren für Ausfertigung der Pässe zu bezahlen und außerdem Zoll für neue Decken, Teppiche und Kleiderstoffe zu erlegen, was ehedem auch wegfiel. Diese Erzeugnisse der weiblichen Hausindustrie tauschen sie in Trikala, Larissa und Volo gegen Baumwolle und Getreide um. Das Bargeld, das sie erlösen, wird fast vollständig für Abgaben gebraucht, sodaß die Ärmeren, und das ist bei weitem die Mehrzahl, genötigt wurden, nach und nach Schafe zu verkaufen. Der Wohlstand ging immermehr zurück und schließlich sahen sich viele gezwungen, die Viehzucht aufzugeben und sich als Ackerbauer anzusiedeln, wie z. B. in den Dörfern Schesku, Bahtše und Alimeria in der Nähe von Volo. Da der Ackerbau aber nicht nach dem Geschmacke der Aromunen ist, haben sich andere in den größeren Städten der Küste oder des Auslandes als Handwerker, Wirte, Krämer niedergelassen, wo sie nach kurzer Zeit ihre Nationalität aufgeben, wie ich das in vielen Orten habe beobachten können.

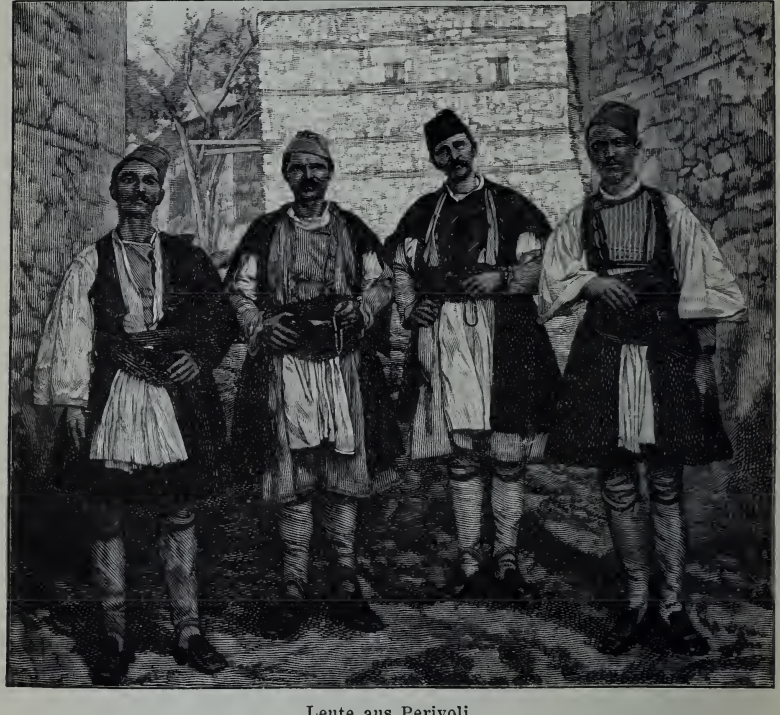
Auch diejenigen, die nicht über die Grenze ziehen, sind jetzt schlimmer dran, als früher. Denn obgleich ihre Zahl bedeutend geringer geworden ist, hat eine Gemeinde dieselben oder noch mehr Steuern zu zahlen. So z. B. hatte Avdhela noch 180 Lira in einem Jahre für Straßenbauten aufzubringen, und zwar für Straßen, die die Gemeinde gar nicht berühren, die für sie von gar keinem Nutzen sind.

---

6. Perivoli. (25. Oktober.)

Die Entfernung von Avdhela nach Perivoli beträgt in gerader Linie nicht mehr als 3 km, doch brauchten wir eine gute Stunde, um auf dem an den Bergesabhängen sich hinziehenden Fußpfade, der in einem schrecklichen Zustande ist, dorthin zu gelangen.

Der Ort liegt noch höher als Avdhela und ist sehr weitläufig gebaut. Als ich mit den Soldaten auf dem Marktplatze ankam, drängten sich eine Menge Leute um uns und es entstand ein förmlicher Streit unter ihnen, wer mich mit in seine Wohnung nehmen sollte. Man kannte mich bereits von Hörensagen und da hier, ebenso wie in Avdhela, die nationalgesinnte



Leute aus Perivoli.

Partei stärker als die griechische ist und auch die Bessergestellten von glühendem Nationalgefühle durchdrungen sind, wollten sie mir ihren Eifer zu erkennen geben, indem sie mir ihre Gastfreundschaft anboten.

So sehr ich auch dagegen ankämpfte, man glaubte, ich sei im Auftrage der rumänischen Regierung gekommen, und

selbst wenn ich auch Deutscher wäre, so habe ich doch den geheimen Auftrag Propaganda zu machen. Ich entschied mich schließlich mit dem Pfarrer zu gehen und die andern versprach ich zu besuchen. Ich führte das auch am Abend aus, so weit es möglich war, und erfuhr dabei nicht nur Lieder u. dergl. sondern auch Interessantes aus der Vergangenheit.

Die Pirvoljats (Bewohner von Perivoli) sind abgehärtete Menschen, die in der Hauptsache von Schafzucht leben. Um recht viel Berge mit den Weiden zu eigen zu haben, haben sie vor vielen Jahren eine ganze Anzahl kleinerer aromunischer Dörfer, die auf den benachbarten Höhen lagen, zerstört und die Bewohner vertrieben. So ist die Gemeinde, die sehr groß wurde, nicht nur zu Wohlstand gelangt, sondern hat sich auch einen gefürchteten Namen gemacht, der selbst bei den Muhamedanern so sehr in Ansehen stand, daß sie vollständig frei von Abgaben blieb, wie die meisten aromunischen Kapitanate des Pindus. Ja sogar, wenn ein Muhamedaner durch das Dorf wollte, um von Makedonien auf dem Sommerwege nach Janina in Epirus zu gehen, mußte er die Hufeisen seinem Pferde abnehmen. Als Ali Pascha einmal durch das Dorf zog, wurde auch er, der Gewaltige, gezwungen, sich diesem Brauche zu unterwerfen; aber er schwor Rache. Er kam zurück mit Heeresmacht, zerstörte das Dorf, wodurch viele Bewohner veranlaßt wurden sich anderwärts namentlich in Thessalien anzusiedeln und legte der Gemeinde eine Abgabe auf, die aber nur unbedeutend war. Jetzt dagegen beläuft sich die Steuer auf 700 Lira jährlich und, wie schon oben erwähnt, beträgt die Zahl der Bewohner nicht mehr als 200 Familien.

Als die nationale Bewegung in der aromunischen Bevölkerung an Ausdehnung gewann, wollte der Pfarrer, bei dem ich mich einquartiert hatte, in der Kirche aromunisch singen, und da es der Bischof verbot, ließ er sich in Monastir in den Verband der römischen Kirche als unierter Pfarrer aufnehmen. Nach Perivoli zurückgekehrt, wurde er nach Grebena vor das Gericht geladen, um dort Rechenschaft abzulegen. Er begab sich ohne Furcht dorthin, wurde aber gefangen genommen

und dem Bischofe ausgeliefert, der ihn ins Kloster des hl. Dionys bei Zabărda am Haliakmon (Bistritsa) bringen ließ, wo er drei Monate gefangen gehalten wurde, Knechtdienste verrichten mußte und die schlechteste Nahrung erhielt. Man drohte ihm sogar mit dem Tode, (er wurde drei Tage lang in eine Zisterne eingesperrt) wenn er nicht die Autorität des Patriarchen anerkenne. Es gelang ihm an den Pascha in Servia einen Brief zu schicken; durch seine Vermittelung und die des österreichischen Konsuls in Monastir wurde seine Freiheit erwirkt, und nun kann er ungestört in Perivoli das Evangelium in aromunischer Sprache lesen, ohne etwas von dem Bischofe befürchten zu müssen, aber nur eine kleinere Zahl von Bürgern hat sich unieren lassen. Unter allen aromunischen Dörfern ist Perivoli der einzige Ort, wo es eine unierte Gemeinde giebt, während in Ochrida die einzige aromunische Gemeinde ist, die nicht den Patriarchen, sondern den bulgarischen Exarchen als Oberhaupt anerkennt.

Am nächsten Morgen machte ich in Gesellschaft einiger kräftiger Burschen einen Ausflug, um auf dem benachbarten Berge eine passende Stelle zu gewinnen, von der aus ich eine Aufnahme von Perivoli machen konnte. Wir mußten tüchtig klettern, bis wir eine genügende Höhe und einen Felsen gefunden hatten, von dem aus wir einen freien Blick auf das Dorf hatten. Der Berg, auf dessen Abhange es liegt, heißt Ou, wie die Leute behaupten, weil der Gipfel desselben aussehe, wie ein liegendes Schaf. Ich glaube vielmehr, daß es der antike Name des Flusses Aous, der jetzt Vovusa genannt wird, ist, der auf der südlichen Seite desselben seinen Ursprung nimmt; außerdem heißt Schaf garnicht „ou“, sondern „oaie“. Die Wasser von Perivoli und Avdhela heißen vereinigt Prussian, weiter unterhalb Venetikós. Die Verbindung zwischen Vasilitsa und Ou wird durch den Kuléo-Berg gebildet, auf dem sich ein kleiner See, „lak“ genannt, befindet.

7. Vovusa (arom. Băjasă.) (26. Oktober.)

Am Nachmittage des folgenden Tages zogen wir nach Westen weiter, unsere Gastfreunde dagegen nach Osten, um in Thessalien Winterquartier zu beziehen.

Man hatte uns gesagt, daß die Soldaten, die uns geleiten sollten, schon voraus gegangen seien, und wir beeilten uns, sie einzuholen, bis wir nach einer Stunde zufällig zurückblickend gewahrten, wie sie eine Höhe abwärts hinter uns hergelaufen kamen. Wir zogen dann zusammen den Ou-Berg hinunter, der die Wasserscheide zwischen Vovusaflusse und Bistritsa oder in weiterem Sinne zwischen dem adriatischen und aegaeischen Meere bildet. Wir kamen durch hohen Tannenwald, der aber einen traurigen Anblick gewährte, denn Tausende von gefällten Baumstämmen lagen vermodernd kreuz und quer. In dem im Thale liegenden Dorfe Vovusa sind mehrere Sägemühlen, die ihren Holzbedarf aus den Wäldern beziehen. Ohne Rücksicht auf die Zukunft geht man dabei zu Werke. Fällt ein Baum so, daß er nicht leicht fortzuschaffen ist, so läßt man ihn einfach liegen. Oder man holzt ein Stück vollständig ab, große wie kleine Bäume und nimmt dann nur das Brauchbare heraus. Durch heftige Regengüsse wird die Erde bald weggeschwemmt und der nackte Fels liegt zu Tage. Auf dem überaus steilen Abhange schleift man die Stämme bis ins Thal, wo sie zu Brettern zersägt und nach ganz Epirus versandt werden. Nach $2^1/_2$ Stunden waren wir in Vovusa angekommen, wo ich in dem Hause des Herrn Kasana Wohnung nahm.

Das Dorf liegt auf beiden Ufern des Vovusa-Flusses, der jahraus jahrein wasserreich ist. Über ihn führt in mächtigen Bogen eine Steinbrücke, die einzige am Oberlaufe des Flusses, daher den Sommer über auch ein reger Durchgangsverkehr im Dorfe stattfindet. Die Bevölkerung besteht aus 120 aromunischen Familien, die sich mit Holzfällen, Holzschneiderei, Tuchfabrikation und Viehzucht beschäftigen. Letztere ist aber bei weitem nicht so bedeutend als in Perivoli; für Ackerbau

ist in dem engen Flußthale kein Platz. Inmitten des Dorfes auf einem Felsvorsprung liegt die Kaserne der Soldaten, die von der Gemeinde ihrer Sicherheit wegen unterhalten werden; denn des Öfteren schon sind die Räuber ins Dorf eingedrungen, um wohlhabende Leute zu entführen.

---

8. Laïsta (aromunisch Laka.) (27. und 28. Oktober.)

Wir stiegen mit mehreren Soldaten in westlicher Richtung bergaufwärts, um eine Gegend zu besuchen, die auf der Kiepertschen Karte von Thessalien und Epirus als „terrain inexploré“ bezeichnet wird. Allerdings ist auch das, was ich gefunden habe, wesentlich verschieden von dem auf unsern Karten Angegebenen.

Ich wunderte mich schon, daß wir einen Höhenzug zu übersteigen hatten, um nach Laïsta zu gelangen, das auf den Karten doch in unmittelbarer Nähe des Flusses angegeben wird. Als wir den Kamm erreicht hatten, stiegen wir auf dem mit Steingeröll überdeckten Fußpfade in ein Thälchen hinab, das in größter Stille daliegend, in dem Schmucke der in allen Farben prangenden Bäume, wie Eichen, Ahorn, Kastanien, Kornelkirschen einen prächtigen Anblick gewährte. Schließlich gelangten wir an eine Treppe von 150 Stufen, die uns bis auf die Thalsohle brachte. Jetzt erst wurde mir klar, wie der Pfad weiter oberhalb derartig mit Steingeröll bedeckt sein konnte. Offenbar hatte früher eine Treppe von mehreren Hunderten oder gar Tausenden von Stufen aus diesem weltabgeschlossenen von Aromunen bewohnten Thale geführt.

Dem Bache Rašinit abwärts folgend kamen wir an einer mit Häusertrümmern bedeckten Weiterung des Thales vorüber; ein Röhrenbrunnen allein hat sich noch erhalten. Wir stiegen dann etwas aufwärts und hatten bei einer plötzlichen Biegung des Weges das ganze Dorf Laïsta vor uns liegen, das von Vovusa $3^1/_2$ Stunden entfernt ist.

Leute aus Laïsta (Laka).

Ich hatte einen Empfehlungsbrief für einen Arzt mit, der aber gerade abwesend war. Ich zog dann an verschiedene Orte unter Führung des türkischen Unteroffiziers, aber niemand machte Miene mich aufzunehmen. Ich fand in der Nähe der Kirche eine Anzahl Herren in europäischer Kleidung, offenbar wohlhabende Kaufleute, die ich direkt um Unterkommen anredete; aber spöttisch wandten sie sich von mir ab. Ich merkte, was der Grund war: sie hielten mich für einen aromunischen Lehrer und, da diese Gemeinde gut griechisch gesinnt ist, verweigerte man mir die Aufnahme. Schließlich erklärte ich den Herren nun erst recht dableiben zu wollen, auch wenn ich im Freien übernachten müßte. Ich zog auf einen freien Platz in der Nähe der Schule und befahl meinem Diener unter einem Platanenbaume abzuladen; dort wollte ich bleiben. Wir machten auch schon Anstalten dazu, als der Bürgermeister kam und uns zu einem Krämer führte, der gerade ein Zimmer fertig gestellt hatte, das wir beziehen konnten. Der Mann mit seinen schwarzen, stechenden Augen und das noch feuchte Zimmer gefielen mir gar nicht, doch zog ich es dem Lager im Freien vor. Am andern Tage, als man sich überzeugt hatte, daß ich kein Lehrer war, wurde die Stimmung der Leute freundlicher, aber mit Argwohn wurde ich doch betrachtet.

Das Dorf zählt 450 Häuser. Die meisten Männer sind Kaufleute auswärts, besonders in Südmakedonien in Kavalla, Dramá, Alistrate und andern Orten. Daher tragen auch viele bulgarische Kleidung oder gar europäische. Die eigentlich aromunische Tracht sieht man garnicht. Auch die Tracht der Frauen ist anders, als ich seither gesehen. (Siehe hierzu das Bild.) Auffallend besonders ist, daß der Kopf mit dem roten Feß bekleidet ist, um den der Zopf geschlungen wird. Die Schürze ist grell orangefarben und der Brustlatz und die Schigune sind durch zwei Paar kleine, silberne Schnallen zusammengehalten, während sonst bei den Frauen nur ein Paar größere Schnallen sich auf dem Gürtel befinden.

Die Gemeinde unterhält auf eigene Kosten die griechische

Schule, an der vier Lehrer wirken. Mit einer wahren Wut sprechen die Leute über die rumänische Propaganda; Griechen wären sie und wollten sie sein, trotzdem die Mehrzahl der Bewohner, namentlich die Frauen, außer „kalimeras“ (guten Tag) kein Wort griechisch versteht. Die Abgeschiedenheit der Lage und der Umstand, daß die Frauen im Dorfe bleiben, haben bewirkt, daß die Sprache hier besser als anderwärts bewahrt wurde. Laïsta ist auch das einzige Dorf, wo sich das Wort „negru“ (schwarz) erhalten hat; doch bezeichnet man damit nur den „schwarzen Kaffee“. Anderwärts wird es durch „laï“ ersetzt.

---

9. Dobrinovo und Lešnitsa. (29. Oktober.)

Ich ließ mein Gepäck in Laïsta zurück und machte mit drei Soldaten und Naki einen Ausflug zu den andern aromunischen Dörfern dieser Gegend. Wir durchschritten das breite, gewöhnlich wasserlose Bett des Baches, der von dem mächtigen Flamburaríberge, auf dessen südlichem Abhang das Dorf liegt, herunter kommt. Nach Regengüssen wird es oft plötzlich mehrere Meter hoch mit reißendem Wasser erfüllt. So geschah es, daß vierzehn Tage vor meiner Ankunft, ein heftiger Regen niederging und drei Kinder, die gerade in dem Sande des Flußbettes spielten, fortgerissen wurden und ertranken.

Durch Weinberge hin führte uns der Fußpfad, der bald so schmal wurde, daß kaum die Pferde Fuß fassen konnten und wir erleichtert aufatmeten, als wir ins Thal des Rašinit gelangt waren. Wir erklommen auf der andern Seite die Höhe und kamen nach $1^1/_4$ stündigem Ritte nach Dobrinovo mit 175 Häusern.

Unter einer mächtigen Platane auf dem Marktplatze, wo die faulen Männer tagsüber plaudernd, Karten spielend und rauchend ihre Zeit verbringen, machten wir kurze Rast. Ich

traf dort den Arzt von Laïsta; da er aber vorgab, wenig Zeit zu haben, zog auch ich gleich weiter und gelangte nach einer Stunde nach Lešnitsa mit 230 Häusern.

Das Dorf ist ausgedehnt gebaut; auch hier wird Wein gezogen, doch nur für den eigenen Bedarf. Der Haupterwerb ist, wie auch in Dobrinovo, die Schafzucht; außerdem sind viele Kaufleute auswärts thätig. Der Chef des bedeutenden Handelshauses Perdhiki in Volo, Piräus und Triest stammt von Dobrinovo.

Der Lehrer der griechischen Schule hatte mich bewirtet und ging dann mit mir auf eine Anhöhe, von der aus ich einen weiten Überblick hatte, der mir die beste Gelegenheit gab, eine topographische Skizze von der so unbekannten Gegend anzufertigen. Nach Norden hin begrenzt den Blick der hohe Smolika. Auf seinem südlichen Abhange liegen die Dörfer Grižban, das einzige griechische Dorf der Gegend, von diesem aus in einer Reihe nach Osten zu die aromunischen: Paljoseli, Pădz, Armata, Breaza, sämtliche nicht weit von der Vovusa entfernt, aber auf der Höhe liegend. Laïsta, Dobrinovo, Lešnitsa und Paljochori, das eine Stunde westlich von Lešnitsa liegt, gehören zum Thale des Rašinit, das von dem Hauptthale durch einen hohen, Flamburari genannten Berg getrennt ist. Auf der westlichen Seite wird das Gebiet durch den schneebedeckten Papingo abgeschlossen. Eine enge Schlucht führt nach dieser Seite durch die Berge hindurch nach Konitsa. Auch die Wasser von Samarina, also von der Ostseite des Smolika, gehen nicht nach Osten, sondern fließen nach Süden im Bogen um den Berg herum in die Vovusa.

Noch an demselben Abend ritten wir wieder nach Laïsta. Ich hatte den Wirt mit seiner Familie während meines Aufenthaltes mit mir essen lassen, trotzdem aber ließ er sich etwa das Zehnfache seiner eigenen Ausgaben bezahlen.

Perivoli.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

10. Flamburari (aromunisch Floro). (30. Oktober.)

Um 8 Uhr traten wir unsere Wanderung nach dem südlichen Zagori an. Ich hatte fünf Soldaten bei mir. Wir kreuzten das Thal des Rašinit und stiegen eine steile Anhöhe in südöstlicher Richtung hinauf. Da der Weg, der meist durch Wald geht, schwer zu finden ist, hatte ich einen ortskundigen Führer mitgenommen. Es findet nur sehr wenig Verkehr zwischen dem nördlichen und südlichen Zagori statt, da beide Teile durch einen Höhenzug getrennt sind, der die Wasserscheide zwischen Vovusa und Arta bildet. Wir waren genötigt meist zu Fuß quer durch den Wald zu gehen und die Pferde hinter uns herzuziehen, was eine harte Arbeit war, bis wir endlich den Kamm erreicht hatten. Dort mußte ich zwei Soldaten zurücklassen, die behaupteten aus Erschöpfung nicht mehr weiter zu können; auch den Führer sandte ich zurück, da wir in ein unbewaldetes Thal hinabzusteigen hatten.

Die Berge werden von einem eisenhaltigen, weichen Thonschiefer gebildet, der durch starke Regengüsse seine Pflanzendecke verloren hat, auch haben Bergrutsche an verschiedenen Stellen stattgefunden. Ein schmaler, in den Einbiegungen der Bergwände ausgewaschener Pfad schlängelt sich thalabwärts. Ich hatte das Gefühl, als ob er für Nakis Pferd zu gefährlich sei und ritt in der Erinnerung an jenen schrecklichen Anblick bei dem Falle in der Nähe von Kastoria voraus. Naki selbst war wohlweislich auf meine Warnung hin abgestiegen. Was ich befürchtete, trat ein. Als ich auf ein lautes Geschrei mich umsah, war Nakis Pferd verschwunden. Wir sprangen alle hinzu. Da lag das arme Tier eingeklemmt in der Schlucht einige Meter unterhalb des Pfades, dem Ersticken nahe. Mit unsäglicher Mühe gelang es unsern vereinten Anstrengungen die Säcke und den Sattel loszumachen und das Pferd wieder auf den Pfad zu schaffen, und selbst diesmal war es ohne besonderen Schaden abgelaufen.

Gegen ein Uhr kamen wir in Tšerneši an, einem aromunischen Dorfe mit 150 Häusern. Frauen und Kinder flohen

bei unserem Anblicke in die Häuser; wie mir der Krämer, bei dem ich eingekehrt war erklärte, aus Furcht vor den Soldaten, die hier sehr herrisch auftreten, auf ihren Durchmärschen Speise und Trank verlangen, ohne Bezahlung dafür zu geben, sodaß den Gemeinden eine nicht unerhebliche Ausgabe dadurch erwächst.

Auffallend ist, daß man kaum einen Mann in diesem Dorfe erblickt, denn außer dem Pfarrer, Lehrer und einigen älteren Leuten sind alle in den Küstenstädten als Kaufleute oder Chandži beschäftigt. Viele haben schon ihre Familien nachkommen lassen, hauptsächlich aus dem Grunde, um sie der Gefahr von Räubern gefangen oder von Soldaten mißhandelt zu werden, zu entziehen. In ganz Zagori sind Räubereien an der Tagesordnung.

Einige Tage vorher waren in Leaskovits, einem halb gräzisierten Dorfe vier Räuber eingedrungen, hatten einen Mann getötet und aus dem Hause bares Geld und Wertgegenstände im Betrage von 100 Lira mitgenommen. Trotz der geringen Zahl derselben wagten die Einwohner nicht, gegen sie vorzugehen, weil sie sich zu sehr vor der Rache ihrer Kameraden fürchteten.

Früher war ganz Zagori aromunisch. Aber dem Einflusse der Geistlichkeit, besonders dem fanatischen Eifer eines Kosmas ist es gelungen, der griechischen Sprache Eingang in die Familien zu verschaffen. Man sagte unter anderm den Leuten, daß sie zum lieben Gotte nur griechisch beten dürften, aromunisch gebrauche Gott nur, wenn er zum Teufel rede. Die Lehrer und Ärzte tragen das ihrige dazu bei, die Gräzisierung fortzusetzen und zu vertiefen.

Die drei auf den östlichen Abhängen des Thales liegenden Dörfer Tšerneši, Flamburari, Grebeniti haben bis heute ihre Muttersprache bewahrt, die gegenüberliegenden Makrini, Dragori und Doliani sind halb, und das übrige Zagori ganz gräzisiert. In Tšupelovo, Skamnel und Schuputsel verstehen nur noch einige ältere Leute aromunisch. Die Schulen in diesen Dörfern sind griechisch und werden auf Gemeindekosten

unterhalten. Trotz der griechischen Gesinnung und, obgleich ich aus dem Zwecke meiner Reise kein Hehl machte, wurde ich in Flamburari (aromunisch Floro), wohin ich in einer Stunde von Tšerneši aus gelangte, herzlich bewillkommnet und gastfrei im Hause des Herrn Jani Schkambeli bewirtet.

---

11. Über Grebeniti nach Métsovo. (31. Oktober.)

Der Bruder meines Wirtes, ein Kaufmann in Katherina, der seit Jahren nicht in der Heimat in Zagori gewesen war, benutzte die Gelegenheit um mit mir unter militärischem Schutze bis nach Métsovo zu kommen; da ihm Freunde und Verwandte, wie es Sitte ist, eine Strecke weit das Geleite geben wollten, verzögerte sich unsere Abreise bis 8 Uhr. Wir brauchten etwas mehr als 2 Stunden um an den Bergesabhängen hin nach Grebeniti (200 aromunische Häuser), einem schön gelegenen Dorfe, zu gelangen. Die Frauen tragen sich hier sehr verschieden von den seither von mir beobachteten Trachten; mit den leinenen, hemdartigen Kleidern und den schwarzen Kopftüchern erinnern sie an die Tracht der Bulgarinnen in Makedonien. Auch macht sich ihr schmutziges Äußere unangenehm bemerkbar. Trotz der aromunischen Sprache scheint mir viel slavisches Element in der dortigen Bevölkerung aufgegangen zu sein.

Die Soldaten wollten mich von dort aus nicht mehr weiter begleiten und nur durch die Drohung, ihnen kein Trinkgeld zu geben, konnte ich sie bewegen bis zur nächsten Militärstation mitzukommen.

Wir wandten uns wieder ein Stück auf dem Wege, den wir gekommen waren, zurück, bogen dann nordöstlich in das Thal ein, durch das der Weg von Vovusa nach Janina führt, dem wir bis zu der Stelle folgten, wo ein Seitenthal in östlicher Richtung sich abzweigt. Wir mußten stark bergaufwärts steigen, bis wir nach zwei Stunden die Kula Pantaloni

erreichten, wo ich meine müden oder vielleicht nur faulen Soldaten zurücklassen konnte und ich, da wir nichts zu essen bekommen konnten, mich von einem Saptjé ohne Aufenthalt weiter führen ließ.

Wir befanden uns in einer ziemlich schmalen, langgestreckten Hochebene, die die slavische Bezeichnung Politsa (Ebene) führt und von der vielgewundenen Vovusa durchflossen wird. Hohe Berge umschließen sie, aber Flußthäler führen von dort aus nach allen Himmelsrichtungen hin. Der Gebirgsstock von Metsovo bildet einen Knotenpunkt für mehrere Gebirgszüge, und die am Fuße desselben befindliche Ebene ist der Kreuzungspunkt für die Karawanenstraße von Makedonien nach Epirus einerseits, von Albanien nach Thessalien anderseits.

Ziemlich in der Mitte der Ebene in der Nähe der Ruinen von Beratoria (aus Imperatoria entstanden) befindet sich daher auch ein vielbesuchter Chan, fünf Viertel Stunden von Pantaloni; nicht weit davon ist eine Kula mit einer größeren Anzahl von Soldaten.

Nachdem wir Mittagsrast gemacht, ließ ich den Kommandierenden aus der Kula holen und bat ihn um Begleitung für das noch zwei Stunden entfernte Metsovo. Er weigerte sich, mir Soldaten mitzugeben, da er keinen Auftrag habe, außerdem brauche er alle Mann zum Schutze der in der Nähe weidenden Herden, die beständig durch Räuber beunruhigt würden. Weder Bitten, noch Drohungen halfen, wir mußten uns, trotzdem die Gegend sehr gefährlich war, entschließen allein weiter zu reisen.

Der Weg war nicht schwer zu finden. Wir durcheilten die Ebene in südöstlicher Richtung bis wir das Ende derselben bei einer Kula erreichten und dann einer in vielen Windungen steil abwärts führenden Straße folgend in Metsovo ohne Unfall ankamen.

12. Metsovo (ar. Mintšu*) und Reise nach Janina.
(1.—3. November.)

Ich hatte ein leidlich gutes Unterkommen beim Chandži Agrivu gefunden. Unmittelbar nach meiner Ankunft stellte sich schon die Polizei ein, erkundigte sich, woher ich käme, was ich wollte u. s. w. Es war aufgefallen, daß ich ohne Soldaten gekommen war, und da außerdem die griechische Grenze sehr nahe und Metsovo mit seinem Kastell als wichtiger Grenzpunkt gilt, so glaubte man doppelt vorsichtig jedem Fremden gegenüber sein zu müssen.

Der Kaimakam, der die oberste Civilbehörde repräsentiert, verlangte, daß ich ihm noch an demselben Abend meinen Besuch mache, was ich ablehnte mit der Entschuldigung, daß ich zu müde sei. Der Abgesandte entfernte sich, kam aber bald wieder, um meine Papiere zu verlangen, die er bald darauf wiederbrachte.

Am andern Morgen, ich hatte mich kaum erhoben, erschien der Festungskommandant mit mehreren Offizieren, entschuldigte sich, daß er so früh käme und nahm Einsicht in meinen Paß und das Empfehlungsschreiben für den Vali von Janina. Darauf forderte er mich auf, Metsovo sofort zu verlassen, erst nach Janina zu gehen, mir dort die Erlaubnis zum Aufenthalte zu holen und dann wieder zu kommen. Ich gab zur Erwiderung, daß, da meine Papiere in Ordnung seien, ich das Recht habe, mich überall aufzuhalten, und ich nicht eher die Stadt verlassen würde, als bis ich meine Arbeiten vollendet hätte, was in zwei bis drei Tagen der Fall sein würde, nur der Gewalt würde ich weichen. Er verbot mir darauf

---

*) Der arom. Name des Ortes darf nicht mit dem italienischen Flußnamen Mincio verglichen werden, sondern ist wahrscheinlich aus einem slavischen МАЧОВО = Bärenstadt ganz lautgerecht entstanden, denn ѧ wird *in* (grindă), wie ѫ zu *un* vergl. Nonte, Nunte (wie man in einigen Dörfern von Vlacho-Meglen sagt.) Die jetzige griech. Schreibweise *Μεσσοβων* = „*μεσ᾽σ᾽τα βουνά* = mitten in den Bergen“ ist lächerlich.

irgendwelche Aufnahmen zu machen und ließ einen Tšauš (Feldwebel) zurück, der während meines ganzen Aufenthaltes nicht von meiner Seite wich. Auch die Polizei hatte ein wachsames Auge auf mich.

Ich machte später dem Kaimakam einen Besuch, der mich recht liebenswürdig empfing, sogar die Erlaubnis zum Photographieren gab, nachdem ich ihm erklärt, zu welchem Zwecke ich sie gebrauchen wolle; aber mein unzertrennlicher Begleiter bat mich flehentlich, davon abzustehen, sonst würde er seine Stelle verlieren. Ich konnte auch hier, wie schon anderwärts beobachten, daß sich Zivil- und Militärbehörde feindlich gegenüberstehen, oder doch auf einem gespannten Fuße stehen.

Ich besuchte, um der Höflichkeit zu genügen, den Kommandanten auf dem Kastelle, und unsere Unterhaltung wickelte sich so glatt und ruhig ab, als ob wir die besten Freunde wären. Aber es gelang mir doch nicht, die Erlaubnis zum Photographieren zu erwirken. Das Wetter war außerdem so schlecht, früh morgens war dichter Nebel, der schließlich in Regen überging, daß ich außer einigen Besuchen bei vornehmen Kaufleuten und beim Archimandriten (den übrigens die Gemeinde das Recht hat selbst zu wählen, und der unmittelbar unter dem Patriarchen und nicht unter dem Bischofe von Janina steht), die Wohnung nicht verließ, beschäftigt mit Niederschreiben von folkloristischem Material.

Metsovo, oder wie die aromunischen Bewohner sagen Mintšu, ist ein Städtchen von 700 Häusern (dieselbe Zahl giebt auch Leake an), das aus den schon an andern Stellen angeführten Gründen an Bewohnerzahl abnimmt. Seine Lage ist pittoresk auf einem steilen Bergesabhang, aus dem das auf schroffem Fels liegende Kastell hervortritt. Die Hauptstraße zieht in ziemlich ebener Lage durch den Ort; verläßt man sie, so muß man klettern oder springen, um die abseits derselben liegenden Häuser zu erreichen.

Der Blick auf den gegenüberliegenden mächtigen Höhenzug, auf dem man die türkische und griechische Grenzstation erkennen kann, von der aus der Weg in weiten Kurven in

die Tiefe zieht, ist imposant. Metsovo gegenüber, aber etwas tiefer liegt der kleine Ort Anilion, aromunisch Kjare, d. h. Ort in der Schattenseite, mit 80 Häusern, dessen Bewohner gleichfalls Aromunen sind.

Die Bewohner treiben hauptsächlich Viehzucht, und nur wenig Ackerbau, (Gerste und Korn) vermitteln als Keradži den Verkehr zwischen Epirus und Thessalien. Die Frauen verfertigen Teppiche und Wollwaaren. Ein großer Teil der Männer befindet sich auswärts. Einige von ihnen haben es als Kaufleute zu großem Reichtume gebracht, z. B. Averoff, der in Rußland seine Millionen erworben hat, ferner Sturnara und Tošitsa, von denen auch die wohlthätigen Stiftungen herrühren, die ihrer Vaterstadt reichen Segen bringen, nämlich ein Asyl für Altersschwache und Erwerbsunfähige, ferner werden die Arzneien unentgeltlich an die Armen geliefert. Die bedürftigen Mädchen erhalten eine Aussteuer, auch die Lehrer und Schulen werden ausschließlich von Vermächtnissen unterhalten. Es sollte ursprünglich auch ein Polytechnikum dort erbaut werden, aber die türkischen Behörden gaben aus Mißtrauen dazu nicht die Erlaubnis, und so kam es nach Athen, wo es mit zu den prächtigsten Gebäuden gehört. Hier, wie anderwärts, sind die reichen Leute dem Hellenismus ergeben und arbeiten für diesen. Trotzdem und trotz der Schulen, die schon seit Jahren bestehen, ist die griechische Sprache noch nicht durchgedrungen, die Masse der Bevölkerung, die Reichen nicht ausgenommen, sprechen aromunisch, ja es giebt genug ältere Frauen, die überhaupt nicht griechisch reden können.

Es soll in jüngster Zeit auch eine rumänische Schule errichtet worden sein, ich möchte aber bezweifeln, ob dieselbe dort festen Boden gewinnen wird.

Sonntag, den 3. November, verließ ich den Ort, nachdem ich einen Streit zwischen meinem Diener und dem Wirte, der unverschämte Preise verlangte, geschlichtet hatte. Ich bezahlte gerne, was er forderte, da er mir viel Zeit geopfert hatte, doch gab ich ihm den Rat auf seinem Wirtshausschild den Namen Agrivu in Akrivós (teuer) ändern zu lassen.

Der Kommandant hatte mir fünf auserlesene, kräftige Albanesen mitgegeben, außerdem schloß sich mir ein Bey aus Janina mit seinem Diener an, der von seinen Gütern in Thessalien zurückkam.

Wir stiegen zu Fuß den durch zweitägigen Regen aufgeweichten Pfad ins Thal hinab. Auf der gegenüberliegenden Höhe erblickt man das kleine aromunische Dörfchen Vutunosi. Damals wurde mir erst klar, was die seitlich an dem unteren Ende der Mäntel der Aromunen angebrachten Schlitze zu bedeuten hatten, die ich früher für Zierrat gehalten hatte. Man steckt nämlich die Mantelschöße hinein, um ungehindert durch den tiefen Schmutz bergab steigen zu können. Den weiten Weg ins Thal nahmen auch eine Anzahl schwer mit Körben beladener Weiber, um dort ihre Wäsche zu waschen.

Dichter Nebel lagerte in der Tiefe und benahm uns den Blick. Ich sah nur, daß in Menge immergrüne Bäume mit stacheligen Blättern und eine Art von Eicheln längs unseres Weges standen. Etwas weiter unterhalb traten die Platanen auf. Vierzig- bis fünfzigmal hatten wir den angeschwollenen Bach zu überschreiten, auf große Strecken zogen wir im Flußbett selbst weiter. Die Soldaten hielten sich anfangs am Ufer, später aber, als sie durch die Umwege, die sie zu machen genötigt waren, zurückgeblieben waren, gingen sie, um uns wieder einzuholen durch das kalte Wasser.

Nach $2^1/_2$ Stunden hatten wir die Triachania erreicht, wo wir so lange warteten, bis alle zusammen waren. Das Wetter hellte sich auf, und warm schien die Sonne.

Wir kamen an einer langen Karawane vorüber, die in Schläuchen von Ziegenfällen, von denen je zwei auf einem Pferde lagen, Wein von Schatista nach Janina brachte. Nach $3^1/_2$ Stunden waren wir in dem Chane Balduni, der nahe bei der Stelle liegt, wo die Flüsse von Metsovo und Zagori sich vereinigen und unter dem Namen Arta nach Süden fließen. Die ehemals dort vorhandene, auf den Karten angegebene Brücke ist bis auf wenige Spuren geschwunden.

Es führt außer dem von uns verfolgten Wege noch ein

anderer über die Berge nach Metsovo, der aber nur beim schlechtesten Wetter im Winter begangen wird oder wenn das Wasser zu hoch steht. Er muß in einem schauderhaften Zustande sein, wir bekamen eine Idee davon, als wir von Balduni, wo wir kein Essen bekommen konnten, weiterzogen nach dem auf der Höhe gelegenen eine Stunde von letzterem entfernten Chane Drisko. Mehr als einmal mußten wir absteigen, um den Pferden auf dem durch den Regen glatten Lehmboden, den Aufstieg zu ermöglichen. Als wir endlich unter großer Anstrengung in dem Chane ankamen, mußten wir selbst lachen über unser Aussehen. Nicht nur die Kleider waren durchnäßt und mit Schmutz bedeckt, sogar das Gesicht und die Kopfbedeckung waren nicht verschont geblieben. Hier ruhten wir uns längere Zeit nach dem siebenstündigen Ritte aus. Die Soldaten stellten sich auch einer nach dem andern in bejammernswerten Zustande ein, doch verfehlte der Bakschisch und ein reichliches Essen nicht, sie bald in gute Laune zu versetzen. Ich verabschiedete sie dort von mir, da wir nur noch eine waldlose Höhe hinabzusteigen und einen Teil des Sees zu umreiten hatten, wo wir kaum mehr zu befürchten hatten, angefallen zu werden.

Von der Höhe genießt man einen herrlichen Blick auf Janina und den im Sonnenschein erglänzenden See mit seiner Insel. Am Südende des Sees kamen wir an einer Stelle vorüber, wo das abfließende Wasser desselben, indem es sich über die Räder einer tiefliegenden Mühle stürzt, brausend in der Tiefe verschwindet und wohl auf unterirdischem Wege in die Arta gelangt. Ich erstaunte auf den im saftigsten Grün prangenden Wiesen längs des Ufers eine Menge Frühlingsblumen zu finden und die Vögel zwitschern zu hören. Auf den Höhen, aus denen wir kamen, waren die meisten Bäume schon blätterlos, während sie hier noch durch den schönsten herbstlichen Farbenschmuck erfreuten. Das muß auch den aromunischen Räubern aufgefallen sein, die in ihrer Geheimsprache die Gegend von Janina „Grădină mare“ (großer Garten) nennen. In den Gärten sah ich blühenden Orleander, Levkojen

und Rosen. Aber nicht jedes Jahr ist das Wetter so mild, als es gerade damals war: kommt es doch vor, daß selbst der See zufriert, und war ich doch einige Tage später genötigt mich vermittels des Mangals (Kohlenbecken) notdürftig vor der Kälte zu schützen. Wir waren in raschem Ritte durch die Ebene in die Stadt gekommen und in einem Chane abgestiegen, den mir der Bey empfohlen hatte.

---

13. Janina. (4.—17. November.)

Auch hier, wie in Metsovo hatte ich viele Plackereien mit der Polizei. Über Epirus ist der Belagerungszustand verhängt, und daher ist man außerordentlich vorsichtig Fremden gegenüber. Selbst mein Empfehlungsbrief von dem Ministerium des Innern in Konstantinopel an den Vali vermochte nicht mir verschiedene Verhöre zu ersparen, erst das energische Eingreifen des österreichischen Konsuls verschaffte mir Ruhe.

Da ich um meine Platten zu entwickeln und um meine während des schnellen Reisens gemachten kurzen Notizen in mein Tagebuch nachzutragen eines längeren Aufenthaltes bedurfte, suchte ich an Stelle des geräuschvollen und unbehaglichen Chans eine Privatwohnung, die ich in dem nördlichen Teile der Stadt, in einem in einem Garten liegenden Häuschen fand, wo auch zugleich Stallung für meine Pferde war.

Es giebt ein oder mehrere Lokale in der Stadt, wo man für wenig Geld ein gutes Essen und trefflichen Wein erhält. In dem Gasthause, in dem ich gewöhnlich verkehrte, konzertierte sogar eine deutsch-böhmische Gesellschaft aus Sonnenberg, bestehend aus sechs Herren und sieben Damen, die in diesem von der Welt abgeschlossenen, von Fremden äußerst selten besuchten Städtchen ihre deutschen Weisen erschallen ließen und allabendlich zahlreiches und dankbares Publikum von Christen und Muhamedanern fanden. Sie waren nur im geringen Maße der griechischen Sprache mächtig, lebten ab-

geschlossen in einem gemieteten Hause und gedachten nach einigen Wochen nach Korfu zu gehen.

Die Bevölkerung der Stadt, in der ein lebhafter Handel getrieben wird, besteht aus Griechen, muhamedanischen Albanesen und Türken und ist etwa 17000 Seelen stark. Die Umgangssprache ist die griechische, die selbst von einem großen Teile der Muhamedaner in der Familie gesprochen wird. Als Merkwürdigkeit zeigte man mir einen zur Sekte der Derwische gehörenden Muhamedaner, der außer einem weiten Mantel kein anderes Kleidungsstück an hatte und sich zur Belustigung der Jugend bettelnd in den Straßen umhertrieb.

Auf dem Kastron, dem höher gelegenen Teile der Stadt wohnt auch eine Anzahl spanischer Juden. Das aromunische Element ist sehr schwach vertreten, kaum 50 Familien sind ansässig. Die reichsten Bürger sind die aromunischen Kaufleute Pareski und Mekjo, deren Kinder nicht mehr des Aromunischen mächtig sind. Die Silberarbeiter sämtlich, sowie einige Schuhmacher, Sattelschnitzer und Krämer sind von auswärts, namentlich von Metsovo und Siraku hier eingewandert.

Es besteht zwar ein rumänisches Gymnasium, das ein prächtiges Gebäude sein eigen nennt, mit 3 Lehrern und 22 Schülern, aber letztere sind sämtlich von auswärts, arme Hirtenkinder, die in der Schule freie Wohnung und Verpflegung finden. Die wohlhabenden Aromunen in Zagori und Metsovo schicken ihre Kinder in das griechische, seit dem Falle von Muskopolje aufblühende Gymnasium, das unter seinen 500 Schülern 50 Aromunen zählt, wie mir der in München gebildete Direktor desselben, ein Bulgare aus Serres, mitteilte. Der Herr war ehrlich genug, sie als Walachen zu bezeichnen, während man sich sonst von griechischer Seite hütet, diesen Ausdruck zu gebrauchen, sondern von „Vlachofoni Ellines“ d. h. „walachischredenden Hellenen“ spricht.

Überhaupt ist hier das Verhältnis zwischen den aromunischen Lehrern und der griechischen Bevölkerung durchaus nicht so feindlich zugespitzt, als in den Gegenden, wo es keine Griechen, sondern nur eine griechische Partei giebt, wie z. B.

in Monastir. Dort haben die Lehrer keinen Zutritt in die anders gesinnten Familien, während hier nicht nur ein höflicher, sondern sogar ein freundschaftlicher Verkehr stattfindet. Die Erwägung, daß das aromunische Element in Epirus dem griechischen keinen Abbruch mehr thun kann, ist hiervon wohl die Ursache.

Die Stadt selbst bietet nichts Interessantes, sie hat keine große Vergangenheit. Erst Ali Pascha, der Gewaltige, hat ihren Namen in die Welt getragen. Volkslieder und Tradition erzählen von den kühnen und grausamen Thaten des Mannes, der durch Energie und Grausamkeit, durch List und Klugheit, durch persönliche Tapferkeit und Feldherrngeschick es verstanden hat, das ganze Land mit eiserner Faust niederzuhalten und seines Reichtums zu berauben. Durch ihn und seit ihm ist eine vollständige Umwälzung in den Verhältnissen von Epirus vor sich gegangen. Alle Freiheiten, die namentlich die albanesischen und aromunischen Gebirgsbewohner zu behaupten gewußt hatten, sind ihnen genommen worden, und die Türken haben nach dem gewaltsamen Tode des Tyrannen seine Erbschaft angetreten und halten das Land ebenso fest, wie einst dieser, unter ihrer Gewalt. Während in Mittel- und Oberalbanien ihre Herrschaft nur auf schwachen Füßen steht und nur durch die Glaubensgemeinschaft notdürftig gehalten wird, hier in Unteralbanien, in Epirus, haben sie die Macht wirklich in Händen und üben sie straff aus.

Die Lage der Stadt gehört mit zu den schönsten, die man sich denken kann. Lang hingestreckt am Westufer des Sees, die Festung mit zwei durch schlanke Minarets geschmückten Moscheen in den See vorspringend, nimmt sie sich am schönsten aus von den hinter der Stadt liegenden Höhen, von denen aus man zugleich den See mit der Insel überblicken kann, während die schroffen Höhen der Pinduskette den Horizont nach Osten begrenzen.

Lohnend ist auch eine Fahrt auf dem fischreichen, mit Wasservögeln aller Art bedeckten See, der mit seinen dicht mit Schilf und Ried bedeckten Ufern gute Brutplätze

bietet. Auf der Insel liegt ein kleines Dörfchen, dessen Bewohner sich vom Fischfang und der Wasserzufuhr nach der Stadt beschäftigen. Da das Seewasser als Trinkwasser der sumpfigen Niederung im Norden wegen ungeeignet ist, holt man aus den in der Nähe der Insel auf dem Ostufer des Sees am Fuße der Berge reichlich hervorströmenden Quellen den Bedarf in Fässern. Den Platz nennt man „Drabadowa“ eine Umgestaltung des slavischen Wortes „Dobra voda“ das ist „gutes Wasser“. Das Wasser ist in der That gut, es zeigt eine Temperatur von 10° R.

Ich besuchte auch das Kloster auf der Insel, das romantisch an die Felsen gelehnt fast versteckt unter großen Bäumen liegt. Man zeigt darin das Zimmer im ersten Stockwerk, in dem Ali Pascha erschossen wurde. Die zahlreichen Löcher im Fußboden, falls sie echt sind, zeigen, daß viele Schüsse von unten abgefeuert worden sind, ehe man es wagte in das Gemach des gefürchteten und für unverletzlich Gehaltenen einzudringen.

---

14. Siraku, Kalarites und das Kloster Kjepine.

(17.—19. November.)

Ich hatte in Janina mein Gepäck vorgefunden, das ich von Monastir aus durch Keradži hingeschickt hatte. Nun war ich in Verlegenheit, wie ich es weiter schaffen sollte. Es nach einem Küstenplatz zu senden und von dort auf dem Seewege nach Athen, schien zu umständlich und auch gefährlich, so entschloß ich mich ein Pferd zu mieten, dem es, in zwei Kisten gepackt, aufgeladen wurde. Nachdem auch die Pässe in Ordnung gebracht waren, konnten wir Sonntag den 17. November früh 6 Uhr, geleitet von einem Suvari, aufbrechen.

Über dem See lagerte eine dichte Nebelschicht, die Luft war empfindlich kühl und nicht ohne Besorgnis schweifte mein Blick nach der hohen Pinduskette hin, die ich überschreiten

mußte, um nach Thessalien zu gelangen. Es war noch kein Schnee gefallen und, da wir mit Decken und warmer Kleidung versehen waren, glaubte ich das Unternehmen wagen zu können; hätte ich doch sonst darauf verzichten müssen, die Dörfer am oberen Aspropotamus zu besuchen.

Da wir alle beritten waren, hatten wir bald die fruchtbare Ebene, die sich im Westen des Sees ausdehnt, im Rücken und ritten dann im Schritt die Höhe hinauf, die das Artathal von dem Becken von Janina trennt. Bei einer Quelle holten wir einen Aromunen ein, der vorgab nach Siraku zu wollen, sich aber auf dem Weitermarsch, da er ohne Paß war, aus Furcht vor dem Suvari heimlich von uns entfernte, um die Grenze unbemerkt zu überschreiten. In der Nähe des Dorfes Kondovraki machten wir bei der einsam gelegenen Kirche Paraskevi einen kurzen Halt, den ich benutzte um die Inschrift auf einem in die Wand eingemauerten Sandsteine abzuzeichnen. Die in dem rechten oberen Viertel desselben stehenden Buchstaben sind dieselben, die man in Makedonien häufig auf dem Brote eingedrückt sieht: IC. X. C. NIKA. (Jesus Christus siegt).

Wir stiegen der Steilheit des Abhangs wegen zu Fuß in das enge Artathal hinunter, überschritten den Fluß auf einer hohen Steinbrücke, lagerten uns um Mittag zu halten, bei einer ganz in der Nähe befindlichen Mühle. Wir hatten bis dorthin $5^1/_2$ Stunden gebraucht. Etwas unterhalb dieser Stelle bricht sich der Fluß einen Weg mitten durch die Felsen in einer schmalen, unpassierbaren Schlucht mit senkrecht abfallenden Wänden.

Wir wandten uns dann auf einem gefährlichen Wege, der stellenweise in Treppen überging, auf die Höhe, die wir bei dem Chane von Paljochori erreichten. Die Häuser oder vielmehr Hütten dieses aromunischen Dorfes liegen sehr zerstreut, und machen einen armseligen Eindruck.

Die Gegend wird immer wilder und einsamer, auf dem steinigen Boden wird die Vegetation immer spärlicher. Wir passierten ganze Trümmerfelder von Steingeröll, herrührend von einem zusammenstürzenden Berge. Der Pfad hat, wie

man sehen kann, schon oft seine Richtung ändern müssen, da beständig neues Gestein nachrollt. Ich bemerkte zu meinem hinter mir reitenden Diener, indem ich auf eine gewaltige Felsmasse deutete, die drohend in der Höhe hing, daß auch diese bald herunterkommen würde, und kaum waren wir an der Stelle vorüber, als ein donnerndes Getöse und Geprassel unsere Blicke rückwärts zog. Die ganze Masse war herunter gestürzt und hatte den Pfad begraben; kleinere Steine wurden bis zu uns geschleudert, das Pferd des Keradži, der am weitesten zurück war, wurde von einem Felsstücke, das zum Glück auf eine der Kisten fiel, getroffen, sodaß es zur Seite geschleudert wurde. Eine turmhohe Staubsäule wirbelte in die Lüfte und mit Grausen dachte ich an das Schicksal, das uns zu Teil geworden wäre, wenn wir eine Minute später die Stelle passiert hätten.

Als wir nach Siraku kamen, wurden wir gefragt, ob wir nichts von dem Erdbeben gespürt hätten, das um $3^1/_2$ Uhr stattgefunden hätte. Das war die Zeit, zu der die Felswand einstürzte, und ich glaubte erst, man habe das Getöse für ein Erdbeben gehalten, aber wie ich mich später überzeugte, hatte man die Erschütterung in einer solchen Entfernung wahrgenommen, daß sie nicht auf den Einsturz des Berges zurückgeführt werden konnte, sondern daß vielmehr das Umgekehrte der Fall war.

Wir erreichten bald die Region des festen Kalkgesteins mit senkrecht abfallenden Wänden, in die der Pfad eingehauen und an besonders gefährlichen Stellen sogar mit Steinfassung versehen ist, sodaß keine Gefahr für Reiter oder Tier vorhanden ist. Nur wird der Pfad manchmal so bedenklich schmal, daß man einem etwa entgegenkommenden beladenen Tiere nicht ausweichen könnte. Daher stieß auch unser Führer an den Biegungen gellende Schreie aus um etwaige Entgegenkommende zu benachrichtigen. Allmählich erweitert sich der Weg, man gelangt auf eine kleine Ebene, wo sich eine Kirche befindet und Äcker die Nähe eines Dorfes anzeigen. Auf dem gegenüberliegenden Höhenzug sieht man die Dörfer Kalarites

und Matsuki, wonach ich unsern Keradži befragte. Er nannte mir die Namen und fügte in aromunischer Sprache hinzu, sie seien „gjauresk“ (griechisch) während Siraku „domnesk“ (türkisch) sei. Sofort fiel der Suvari, der, ohne daß wir es gewußt hatten, aromunisch verstand und vielleicht gerade deshalb zu unserer Begleitung gewählt worden war, ein und korrigierte ihn, nicht „gjauresk“ sondern „gretsesk“ müsse er sagen. Er hatte als Türke ein feineres Gefühl, als der Keradži dafür, daß in dem „gjauresk“ eine Beleidigung für uns, die wir auch Gjaur (Christenhunde) waren, liegen konnte.

Noch einmal wird der Weg enge und zieht an Abgründen hin, bis wir plötzlich Siraku uns gerade gegenüber wie an die Felsen geklebt erblickten. Hoch überrascht blieb ich stehen, denn ich konnte mich nicht satt sehen an dem Anblick der schönen, stattlichen Häuser in dieser Steinwildnis, wo man es am wenigsten erwartet. (Siehe das Bild.) Ehe man ins Dorf eintritt muß man eine Brücke passieren, unter der ein Wasserfall in die Tiefe stürzt.

Kurz nach Sonnenuntergang zogen wir ein und fanden ein gutes Unterkommen im Hause von Dimitru Krustali, eines Kaufmanns in Janina, der mir einen Empfehlungsbrief an seine Angehörigen mitgegeben hatte. Ich bekam ein reinliches und geräumiges Zimmer zu meiner Verfügung, in dem auch ein guter Kamin war, der in keinem der sehr solid aus Steinen aufgeführten und mit mächtigen Schieferplatten bedeckten Häuser fehlen darf.

Die aromunische Gemeinde zählt 550 Häuser. Die griechische Schule an der drei Lehrer und zwei Lehrerinnen thätig sind, wird von der Gemeinde unterhalten.

Die Bewohner, soweit sie Hirten sind, verlassen im Winter den Ort und ziehen in die Ebene bei Preveza, die Familien der auswärts beschäftigten Kaufleute und Handwerker aber verbleiben im Dorfe und müssen sich gut mit Lebensmitteln und Holzvorräten versehen, weil sie oftmals wochenlang von jedem Verkehr abgeschnitten sind. Mit Stolz erzählte man mir, daß zwei der berühmtesten Männer des modernen Grie-

Siraku.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

chenlands aus dem Dorfe stammen, nämlich der Minister Koletti und der Dichter Dželakosta (Zalakosta). Man zeigte mir auch die Stätte, wo ihre Stammhäuser gestanden, die nun in Trümmern liegen.

Ganz auf der Höhe liegt das von Bäumen umgebene alte Kloster. Ziemlich am untern Ende des Dorfes steht neben der Hauptkirche der Glockenturm mit seinen drei Glöckchen. Glocken sind in der Türkei eine äußerst seltene Erscheinung, da man sie außer in den im Gebirge gelegenen aromunischen Dörfern kaum anderswo finden dürfte. In den Städten, wo Christen und Muhamedaner zusammen wohnen, dulden die Letzteren nicht, daß Glocken geläutet werden.

Dienstag, den 19. November folgte ich einer Einladung nach dem nahen Kalarites, benutzte aber die Gelegenheit, um am Vormittage dem Kloster Kjepine einen Besuch zu machen. Ich wurde begleitet von mehreren Soldaten und einigen Leuten von Siraku, die zugleich als Wegweiser dienten. Wir zogen am oberen Rande der tiefen Schlucht hin, die die Grenze zwischen Griechenland und der Türkei bildet, bis wir an die Brücke gelangten, die über den dort fließenden Bach führt. Von hier aus führt ein schmaler Saumpfad längs der Felswand, stellenweise unter den Felswänden hin, oft so niedrig, daß ich mich tief auf den Sattel bücken mußte, um nur durchkommen zu können. Schließlich erweitert sich der Pfad etwas und wir standen vor einer senkrecht abfallenden glatten Felswand, aus der ein Holzbau hervorragt. Auf unser Rufen erschien ein Knabe, der eine Fallbrücke niederließ, die den kleinen Vorsprung mit dem Holzbau in dem Felsen verbindet. Darüber hinweg schritten wir in das in die Felsen eingehauene Kloster, das von drei Mönchen und einem Knaben bewohnt wird.

Der Blick von dem Fenster in dem Vorbau des Klosters gehört mit zu den wildromantischsten, die man sich denken kann, und erinnerte mich an die Berge und Thäler von Lunga in Mittelalbanien, wenngleich es dort ungleich einsamer ist.

Wohl tausend Fuß unter uns vereinigen sich zwei Thäler,

das von Siraku und das von Matsuki. Letzteres, das ein griechisches Dorf ist, liegt in gleicher Höhe mit dem Kloster schräg gegenüber an den Berg gelehnt, tief darunter sieht man die Gebäude des Klosters Zovistiana. Die Bergesabhänge sind durch Sträucher und Bäume in eine dichte, frischgrüne Laubdecke eingehüllt, nur auf unserer Seite starrt uns die glatte, rote Felswand entgegen, in der nur hie und da ein Busch oder Kraut Wurzel gefaßt haben.

Wir besuchten dann die kleine Höhlung, die als Kirche notdürftig eingerichtet ist, in der wir nichts von Bedeutung fanden. Manuskripte waren gar nicht vorhanden, wohl aber sollen deren in dem Kloster Zovistiana vorhanden gewesen sein, allein die griechische Regierung hat alles aus dem ganzen Lande sammeln und nach Athen bringen lassen, sodaß auf griechischem Boden kaum noch in den Klöstern irgend eine Ausbeute zu machen sein dürfte. Von der Kirche aus gelangt man auch in die Höhle, die wohl die Veranlassung gewesen ist, daß man überhaupt auf den Gedanken kam, an diesem unzugänglichen Orte ein Kloster zu gründen. Wir hatten uns mit Kerzen versehen und aller lästigen Kleidung entledigt. Die Mönche kamen nur mit bis zu einer Lache, von wo sie ihren Wasserbedarf beziehen, und wohin sie sich im Winter bei großer Kälte zurückziehen, denn dort sinkt die Temperatur nie unter 14^0 R. Auch meine Begleiter zeigten Furcht, da die Höhle von Spalten durchzogen und von solcher Größe sein soll, daß man sich darin verlieren müsse, aber die Leute folgten mir doch, selbst über eine Spalte weg, die wir überschritten, indem wir uns an die Seitenwände anstemmten. Schon nach einer halben Stunde hatten wir das Ende, eine Art von niederer Halle, erreicht. Es fehlt der Höhle jenes Interessante, wie es den Höhlen im Kalkgebirge eigen ist, nämlich die die Phantasie reizenden Tropfsteingebilde. Der ganze Boden ist mit einer mehrere Centimeter dicken Schicht von einer glatten, schwarzen Erde bedeckt, die durch die Spalten des Sandsteins durchgesickert ist. In der Halle hatten andere, die vor uns die Höhle besucht hatten, diese Erde zu

einer Pyramide zusammengescharrt und ihre Namen darin eingegraben, die aber nicht mehr zu erkennen waren. Die Mönche wußten nicht zu erzählen, wer die Letzten gewesen, die das Ende erreicht hatten. In Schweiß gebadet gelangten wir wieder an den Ausgang.

Ohne uns weiter aufzuhalten zogen wir auf dem Pfade, auf dem wir gekommen waren, zurück zur Brücke und dann die steile Höhe hinauf zu dem hoch über uns gelegenen „Kalarlji“ d. h. „die Reiter“, das unter der gräzisierten Form „Kalarites“ bekannt ist.

Das Dorf zählt nur noch 300 Häuser, während es zu Ali Paschas Zeiten in der 'größten Blüte gegen 1200 hatte mit sehr vielen reichen Kaufmannsfamilien, die ihre Schiffe auf dem mittelländischen Meere gehen hatten. Der Reichtum reizte die Habgier des Tyrannen; wie Muskopolje, Linotopi, Nikolitsa wurde der Ort geplündert und zerstört und die Bewohner mußten flüchten. Viele gingen nach Korfu, wo sie unter der französischen Herrschaft eine Zufluchtsstätte fanden und bald ihre Nationalität aufgaben. Auch noch gegenwärtig geht die Bewohnerzahl zurück zu Gunsten von Siraku, wohin sich viele gezogen haben, um dem Militärdienste in der griechischen Armee zu entgehen.

In dem Hause des Arztes Georg Malakassi hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, der Dimarch (Ortsvorsteher), der griechische Grenzoffizier und selbst der türkische Befehlshaber von Siraku mit dem Zollbeamten waren erschienen und mir zu Ehren wurde ein großes Gelage abgehalten. Die Begeisterung für Deutschland, das dem griechischen Thronfolger die Gemahlin gegeben, war damals unmittelbar nach der Hochzeit hochgehend, knüpfte man daran doch die Erwartung, daß mindestens Epirus und Kreta als Brautgeschenk mitgegeben würde.

Als die Tafel weggeräumt war, spielten drei Zigeuner (Violine, Klarinette und Tamburin) ihre Tanzweisen auf und die Männer, Frauen waren überhaupt nicht bei dem Mahle erschienen, führten mir eine Anzahl Tänze vor, teils einzeln,

teils in der Kette. Ich muß gestehen, daß der Anblick der jungen mit Fustanella bekleideten und mit Waffen geschmückten Leute, die sich leicht und gewandt nach eigener Erfindung nach dem Takte der feurigen Musik drehten, einen ganz besonderen Reiz ausübte. Die Melodien sind bekannt, aber in der Ausführung der Einzeltänze bemühte sich jeder originell zu sein und seine Gewandtheit und Geschicklichkeit im besten Lichte zu zeigen, worauf ihm der Beifall der Zuschauer zu Teil wird. Dabei muß man sehen, wie auch die Musikanten ganz bei der Sache sind, wie sie bei einem gewandteren Tänzer auch selbst lebhafter und feuriger werden und wie auch die Zuschauer Hände und Füße mit bewegen. Da kann man sehen, was tanzen heißt, und wie es einzelne giebt, die unsere besten Ballettänzer und -Tänzerinnen, wenn auch nicht an Grazie, so doch an Gewandtheit und Ausdauer übertreffen. Wer ein „džone“ (tüchtiger Bursche) sein will, der muß notwendigerweise auch ein tüchtiger Tänzer sein.

Gegen Abend gab mir die ganze Gesellschaft unter Voranziehen der Zigeunermusik bis in die Nähe der Grenze das Geleite. Dabei wurde geschossen und gejauchzt, das Echo trug das Lärmen nach Siraku und wurde von dort beantwortet. Naki mußte mit dem Pferde denselben Weg zurück, auf dem wir gekommen waren, da der Pfad, dem wir folgten, nur für Fußgänger passierbar, aber bedeutend näher als der andere ist. Vermittels in die Felsen eingehauener Stufen und einer Leiter gelangt man in die Tiefe der Schlucht, und auf der andern Seite ebenso in die Höhe.

---

15. Das Überschreiten der Pindus-Kette. Kóturi. Vendista. (20.—21. November.)

Am Morgen meiner Abreise erschien der türkische Offizier und drückte mir sein Bedauern aus, daß er mir nicht eben solche Ehre habe anthun können, wie die Herren in

Kalarlji; er wollte mir aber eine Strecke das Geleite geben. Als er dann von meinem Diener erfuhr, in welch unverschämter Weise ich von dem Vetter meines Wirtes übervorteilt worden war, wollte er denselben einstecken lassen. Ich bat ihn aber, das zu unterlassen, da der Mann mich bis Koturi, wo er Geschäfte habe, begleiten wolle.

Wir zogen in nördlicher Richtung thalaufwärts. Als wir nach einer guten halben Stunde die Grenze an einem Seitenthale erreicht hatten, kehrten die Soldaten zurück. Der Offizier ließ die Grenze passieren, ohne meinen Paß oder mein Gepäck nachzusehen, oder Zoll für die Pferde zu verlangen.

Der Wirt mit noch zwei Burschen zogen mit mir, sodaß wir im ganzen mit Diener und Keradži 6 Personen waren. Um diese Jahreszeit ist im Gebirge nichts mehr von Räubern zu fürchten; sie haben sich dann in die Städte und nicht zum wenigsten nach Athen zurückgezogen, wo sie den im Sommer gemachten Raub in Ruhe verzehren. Sobald aber der Schnee schmilzt, greifen sie wieder zur Flinte und eilen in die Berge.

Ich fragte meine Begleiter, ob sie auch schon Räuberbanden angehört hätten; einer von ihnen bejahte es. Auf meine weitere Frage, welcher Nationalität die Räuber auf dem Pindus angehörten, meinte er, es seien Aromunen, Griechen und Albanesen, aber die Hauptleute seien fast immer Aromunen, weil diese am gescheitesten wären, und ihre Spione in aromunischen Gebirgsdörfern und unter den Hirten hätten, die sie am besten benachrichtigten, wenn ein Fang zu machen sei.

Unter derartigem Gespräche hatten wir das obere Ende des Thales erreicht, und es galt nun die Paßhöhe auf dem schmalen Pfade zu erklimmen, was für die schwerbeladenen Pferde keine leichte Arbeit war, da der Boden mit einer dicken Eisschicht bedeckt war. Ich stieg ab, um meine erstarrten Füße zu erwärmen und um das Pferd vorsichtig zu führen. Unsere drei Begleiter hatten uns verlassen und waren, um die vielen Windungen des Saumpfades zu ersparen, direkt an den nackten, blaugrauen Felsen in die Höhe geklettert, an

denen sie mit wunderbarer Sicherheit Fuß zu fassen verstanden; wir kamen aber nicht viel später als sie auf der Höhe an.

Der Blick nach der Westseite zeigt nur kahle, steinige Höhen und Abhänge, dagegen sind die Berge und Thäler nach der Ostseite bewaldet. Als wir abwärts stiegen, kam das Pferd des Keradži zu Fall, wobei eine Kiste zersprang und meine Bücher und Hefte umhergestreut und von dem Winde auseinandergejagt wurden. Während ich mit Naki die zerstreuten Sachen herbeiholte, (wobei, wie ich erst später bemerkte, ein Heftchen mit Liedern und Wörtern verloren ging) und die Kiste mit Stricken notdürftig wieder herstellte, suchten die andern Holz zu einem Feuer, an dem das mitgenommene Fleisch am Ladestocke, der als Spieß diente, gebraten wurde; durch ein in das Feuer geworfenes Wurzelwerk, wie es schien, von einer Ginster stammend, erhielt der Braten einen sehr angenehmen, würzigen Geschmack.

Wir eilten bald weiter, um nicht von der Nacht überrascht zu werden und kamen auch ziemlich rasch im Walde unter dem Schutze der Edeltannen vorwärts. Ich hielt die Bäume für Zirbelkiefern und sammelte deshalb soviel Samen, als ich bekommen konnte; aber in Athen wurde ich belehrt, daß es nicht die Zirbelkiefer, sondern die griechische Edeltanne ist, deren aufrechtstehende Zapfen ihre Blätter und Samenkörner verlieren und nur einen Strunk stehen lassen, der mit einem Köpfchen geziert ist, sodaß es aussieht, als ob langstielige Pilze auf den Tannenzweigen wüchsen.

Das Thal, dem wir folgten, führte uns an den Aspropotamos, den wir in der Nähe eines verlassenen Klosters, ohne Schwierigkeiten überschritten. Die Wassertiefe betrug nicht ganz einen Meter. Von dort sieht man in nördlicher Richtung das im Winter unbewohnte Dorf Lepenitsa.

Nun begann erst die eigentliche Schwierigkeit für uns. Wir waren seither Pfaden gefolgt, bei denen ein Sturz von keiner schlimmen Folge gewesen wäre; nun aber mußten wir am Bergesabhange hinziehen auf schmalen Pfaden, auf denen das aus den Bergwänden hervorquellende Wasser gefroren

war, so daß sie spiegelglatt waren. Wir kamen nur sehr langsam vorwärts, da wir die Tiere führen mußten, an besonders gefährlichen Stellen aber genötigt waren, erst Steinchen und Laub zusammen zu suchen und auf das Eis zu streuen, damit die Hufe einen Halt gewinnen konnten. Diesen Umstand hatte ich gar nicht berücksichtigt, als ich beschloß, quer durch das Gebirge zu wandern, und so gab ich den Plan noch einige weiter nach Süden gelegene aromunische Dörfer zu besuchen auf und strebte so schnell wie möglich aus den Bergen heraus zu kommen, was ich bei einem etwaigen Schneefalle nicht mehr gekonnt hätte.

Es war schon Abend, als wir in Koturi ankamen, nach einem Marsche von 10 Stunden, während man den Weg im Sommer in 7 Stunden zurücklegen kann. Nach einer guten Weile erschien der Chandži, der bei seiner Familie in einem anderen Hause wohnte, und öffnete uns ein niedriges Zimmer ohne irgend welche Möbel, in dem sich nicht einmal ein Kamin befand. Da wir alle froren, wurde ein tüchtiges Feuer angezündet, aber der stechende Rauch nötigte uns die Thür aufzumachen, bis wir unser Nachtessen bereitet hatten, wozu uns der Wirt einige Eier und etwas Milch brachte. Zum Glücke halfen uns die Drosseln, die wir unterwegs geschossen hatten, den Hunger zu stillen. Wir schliefen aber nach der Anstrengung des Tages auf dem bloßen Lehmboden und trotz der Kälte ganz leidlich.

Der Wirt verlangte am nächsten Morgen für die Eier, Milch und Futter für die Pferde, was im Ganzen nach den dortigen Preisen etwa 3 Francs betragen konnte, 17 Francs. Das war auch mir zu stark. Offenbar war er von dem uns begleitenden Aromunen aus Siraku, der mich am Tage vorher so übervorteilt hatte, dazu angestiftet worden. Diesmal wollte ich es mir nicht gefallen lassen und hielt ihm das Schändliche seines Benehmens vor, worauf er die Summe auf 14 Francs herunter setzte. Ich bot ihm aber nur 10 Francs, womit er schließlich zufrieden war.

Ich fand mit einiger Mühe einen Keradži, der mein Ge-

päck bis Vendista schaffen wollte, sodaß ich jenen von Siraku wieder zurückschicken konnte.

Eine Weile führt der Weg in der Höhe längs des Aspropotamos, dann bei dem aromunischen Dorfe Vilitšani, das wir nach zwei Stunden erreichten, wendet er sich in nordöstlicher Richtung in ein Seitenthal. Nach weiteren zwei Stunden sahen wir uns den beiden Dörfern Kranja (aromunisch Kornu) mit 500 Häusern und eine viertel Stunde nach Norden gelegenen Dolen mit 30 Häusern gegenüber. Beide waren von den aromunischen Bewohnern schon im Oktober verlassen worden. Die Thäler sind nicht etwa um deswillen unbewohnt, weil es im Winter zu kalt wäre, sondern weil die Fußpfade bei einigermaßen hohem Schneefalle unpassierbar werden, so daß die Leute von allem Verkehre abgeschnitten sein würden, und weil außerdem für die zahlreichen Herden kein Futter vorhanden wäre.

Das reichbewaldete und von zahlreichen Bächen durchflossene Land macht einen lieblichen Eindruck und erinnert an die freundlichen Waldlandschaften des Thüringer Waldes.

Wir machten nur einmal kurzen Halt, um unsern Pferden einige Ruhe zu gönnen vor dem letzten Aufstiege über die zweite Parallelkette des Pindus, die Wasserscheide zwischen Aspropotamos und Salamvrias, die sowohl weniger steil als auch weniger hoch ist, als die am Tage vorher überschrittene. Auch empfanden wir den Schutz des Waldes bis auf die Höhe selbst sehr angenehm. Als wir diese hinter uns hatten, ging es rasch abwärts längs eines munter fließenden Bächleins hin, bis wir nach dem immer noch ziemlich hoch gelegenen Vendista kamen, das 7 Stunden von Koturi entfernt ist. Mit dem besser eingerichteten Chane war ich recht zufrieden.

Vendista oder, wie es von den aromunischen Bewohnern genannt wird, „Nevoden“ zählt 160 Familien. Eine halbe Stunde nach Nordwesten liegt ein anderes aromunisches Dorf

Kastanja mit 250 Familien. Das Klima ist hier viel milder als jenseits des Berges. Auf den Bergesabhängen wächst ein guter Wein und die Kastanie gedeiht vortrefflich.

---

16. Kalabaka und die Meteoronklöster.
(22. und 23. November.)

Begünstigt von dem herrlichsten Wetter und ohne von der Kälte wie an den beiden vorhergehenden Tagen zu leiden, setzten wir den Weg thalabwärts fort. Wir näherten uns der gesegneten thessalischen Ebene mit dem milden Winterklima, die den aromunischen Bewohnern des oberen Aspropotamos als Zuflucht im Winter dient, und wohin die Herden und zwar nicht nur der Aromunen, sondern auch der Albanesen aus großer Entfernung, selbst aus Dibra kommen.

Als wir nach $3^1/_4$ Stunden am Chane Kastanja am Ufer des Salamvrias anlangten, hatten wir das Schauspiel endlose Karawanen an uns vorüber ziehen zu sehen, die aus Albanien und Makedonien kommend das Gebirge auf dem Passe von Metsovo oder bei Kutsúflen überschritten hatten und nun dem Salamvrias folgend nach Trikala, Larissa und Almiro zogen.

Dem Chane gegenüber, auf dem nördlichen Ufer des Salamvrias liegt auf halber Bergeshöhe, das letzte rein aromunische Dorf Tšorani mit 30 Häusern, das eine halbe Stunde thalabwärts gelegene Tšereš ist nur zur Hälfte aromunisch.

Wir ritten am rechten Ufer des Flusses hin, später im breiten, nur an einigen Stellen von Wasserarmen durchzogenen Flußbette selbst und sahen zur Linken die gigantischen Felsen der Meteoronklöster aufsteigen. Plötzlich ließ der laute Pfiff der Lokomotive mich freudig aufhorchen. Wie Musik klang der sonst so schrille Ton in meinen Ohren. Es war der erste Gruß aus der zivilisierten Welt, der mir nach einer siebenmonatlichen Wanderung in den Bergen Makedoniens und Albaniens zu Teil wurde.

Noch eine kleine Höhe hatten wir von dem Flusse aus zu übersteigen, als sich das am Fuße senkrecht aufsteigender, mächtiger Felsen freundlich liegende Städtchen Kalabaka unsern Blicken darbot. Der Chan, in dem wir einkehrten, kannte zwar den Luxus der Betten noch nicht, auch mußten wir für unsere Verpflegung selbst Sorge tragen, allein die vorhandenen Tische und Stühle zeigten doch schon, daß die Kultur einen gewissen Fortschritt gemacht hatte.

Der Flecken hat als Endstation der Eisenbahn von Volo einen für seine Größe ziemlich lebhaften Verkehr, wozu wohl auch der Umstand beiträgt, daß daselbst eine Garnison liegt. Die Soldaten in der weißen Fustanella und langen Gamaschen, im dunkelblauen Tuchrock, bedeckt mit phrygischer Mütze mit langer Quaste, beschuht mit Tsaruchen aus rotem Leder und mit einem Büschel auf der Spitze geschmückt, machen im Vergleich zu den türkischen schwerfälligen und älteren Soldaten, die gewöhnlich in sehr schäbiger Kleidung gehen, einen äußerst schmucken, wenn auch etwas puppenhaften Eindruck. Was sie in Märschen zu leisten vermögen, vermag ich nicht zu beurteilen, da glücklicherweise in dem Königreich Griechenland die Sicherheitszustände derart waren, daß ich keiner militärischen Begleitung bedurfte. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß überhaupt keine Räubereien vorkämen, leider hörte ich sogar recht viel davon berichten, aber im Verhältnis zu den Gegenden, die ich im Rücken hatte, ist Thessalien allerdings ziemlich sicher zu nennen.

Den folgenden Tag widmete ich begleitet von Naki, der den photographischen Apparat trug, einem Besuche der berühmten Meteoronklöster, die in hohem Grade die Bewunderung des Reisenden erregen. Von Leake, Pouqueville und Heuzey werden ausführliche Schilderungen dieser einzelstehenden Felskegel oder Wände gegeben, weshalb ich mich hier mit nur wenigen Bemerkungen begnügen will.

Da die Alten nichts über diese so auffallenden Gebilde berichten, ist es wahrscheinlich, daß sie die jetzigen Formen erst in späterer Zeit angenommen haben. Das aus einem

Conglomerat bestehende Gestein fiel früher wohl in einer Terrasse direkt in das Thal des Salamvrias ab. Da das Gestein in seiner Härte ungleichmäßig ist, je nach der Beschaffenheit des verbindenden Zements, so wurde da, wo sich Rinnsale bildeten, die Terrasse bald durch die sich schnell und tief erweiternden Spalten in langgestreckte Wände zerlegt, wovon uns das beigegebene Bild ein Beispiel giebt. Man sieht eine schmale Felswand, die jeden Augenblick umzustürzen droht, deren Kloster daher auch schon verlassen ist, um einige Meter von der viel höheren Hauptwand entfernt. Von dieser Hauptwand selbst hat sich dann ein mächtiger Felsblock durch eine Querspalte gelöst und steht als ein über 160 m hoher Kegel da, der mit dem Meteoron genannten Kloster gekrönt ist. Die übrigen Felskegel haben sich in ähnlicher Weise gebildet und die Verwitterung des Gesteins schreitet so rasch vorwärts, daß von den ehemals 40 vorhandenen Klöstern nur noch 5 bewohnt sind, wozu allerdings nicht nur der Umstand der Unsicherheit des Bodens, auf dem sie stehen, beigetragen hat, sondern auch der, daß die Güter der Klöster, die den Mönchen ein behagliches Leben gestatteten, von der Regierung eingezogen wurden und den gerade vorhandenen Mönchen ein Gehalt auf Lebenszeit ausgesetzt wurde. So werden wahrscheinlich nach einigen Jahrzehnten auch die wenigen jetzt noch bewohnten Klöster eingehen.

Interessant ist die Art, wie man in die verschiedenen Klöster gelangt, was ohne Hilfe von Leitern, Seilen oder Gängen, die teils die Natur, teils die Menschenhände in das Innere der Felsen gehöhlt haben, garnicht möglich wäre. Bei dem Kloster Meteoron steht eine hohe, feste Leiter an die Wand gelehnt, über derselben befindet sich eine ganze Kette von aneinander gebundenen Leitern, die von oben herunter gelassen sind, und frei in der Luft schweben.

In dem Kloster des heiligen Barlaam, (siehe das Bild) das unmittelbar bei Meteoron liegt, wird von dem überhängenden Felsen ein Netz herabgelassen, in das man sich setzt und dann in die Höhe geleiert wird, was auch keine bequeme Art der

Beförderung ist. Man begreift kaum wie es möglich gewesen ist, das Material für den Bau der Häuser auf die Höhe zu schaffen. Die am besten erhaltenen Klöster sind: Meteoron, Barlaam, Stephanos, Nikolaos und hl. Dreifaltigkeit. Eine ganze Anzahl der natürlichen Höhlungen in den Felsen ist auch von armen Leuten bewohnt. Ein einfaches Flechtwerk schließt diese Wohnungen nach außen ab.

---

17. Trikala und Reise nach Athen. (24.—30. November.)

Ich schickte am Vormittage Naki mit den beiden Pferden und einem Teile des Gepäckes nach Trikala voraus, während ich am Nachmittage auf der Eisenbahn folgte. Bei meiner Ankunft fand ich Naki am Bahnhofe, der mich in einen besseren Chan brachte, wo er Wohnung genommen hatte. Es giebt zwar in Trikala ein Hôtel, da ich aber mit dem gewöhnlichen Volke verkehren und auch nicht bemerkt werden wollte, — denn wenn einmal die Anwesenheit eines Fremden den Gebildeten bekannt ist, wird er Besuche und Einladungen nicht los, verliert seine kostbarste Zeit und, was er über die Verhältnisse zu hören bekommt, ist meist in falschem Lichte dargestellt —, so blieb ich in dem Chane und begnügte mich mit dem einfachen Essen.

Ein Gang durch die Straßen zeigt eine aufblühende Stadt mit einem Ansehen, das gänzlich verschieden ist von dem der türkischen Städte gleicher Größe, wenigstens was den innern Stadtteil betrifft. Die Magazine haben ein stattliches Aussehen mit großen Schaufenstern und reichem Lager von europäischen Fabrikaten, die Straßen sind gepflastert und selbst die Gasbeleuchtung fehlt nicht.

Nach Norden liegt ein Kastell auf einem Hügel, ein Bauwerk aus der Byzantiner Zeit. An seinem Fuße fließt ein wasserreicher Bach, der im Bogen die innere Stadt auf der West- und Südseite umfließt. Der jenseits dieses Baches

liegende Stadtteil hat sich seit der Türkenzeit gar nicht verändert. Die Häuser liegen in Gärten, durch hohe Lehmmauern den Blicken der Vorübergehenden entzogen. Ihre türkischen Bewohner aber, deren Zahl noch im Jahre 1880 auf 2000 angegeben wird, ist auf 30 Familien zusammengeschmolzen, die Häuser aber sind von Aromunen um ein Billiges in Besitz genommen worden. Ich besuchte mehrere Familien derselben, hier sowohl, als auch in den am Fuße der Burg gelegenen Häusern. Die kleinen, höchstens zweistöckigen Häuschen sind voll von Menschen. In einem derselben fand ich 50 Personen zusammenlebend. Es sind Aromunen, die aus den Gebirgsgegenden des Aspropotamos und auch aus weiterer Entfernung hierher kommen, und, um Kosten zu sparen, sich mit den allerbescheidensten und engsten Wohnräumen begnügen.

Es war mir interessant, Genaueres über die Bevölkerung von Trikala, der Hauptstadt des im Mittelalter „Groß-Wlachien" benannten Landes zu erfahren. Eine griechische Quelle (Nikolaus Georgiades, Thessalien, Athen 1880) giebt 12000 Seelen an, wovon zwei Drittel Griechen, ein Drittel Aromunen, die aus den Vlachendörfen des Pindus stammen; im Winter, fügte er hinzu, steigt die Bewohnerzahl auf 18000 Seelen, wenn die Gebirgsbewohner hinzukommen. Meine Nachforschungen bei einer großen Anzahl von Personen, die verschiedenen Nationalitäten angehören, verändern aber dieses Resultat mit Ausnahme der Gesamtzahlen ganz wesentlich. Georgiades hat offenbar die aromunischen Bewohner, die sich dauernd hier niedergelassen haben, sei es als Handwerker oder Kaufleute, die ihre Muttersprache schon ganz verlernt haben oder ein abscheuliches Gemisch von Griechisch und Aromunisch sprechen, (wie z. B. der Wirt, bei dem ich wohnte), die sich ja auch ganz als Griechen fühlen, auch als Griechen gerechnet, sonst könnte er nicht die Zahl derselben auf 8000, d. i. zwei Drittel von 12000 angeben. Oder sollte er gar 12000, d. i. zwei Drittel von 18000 im Auge gehabt haben, so würde das noch falscher sein. Wirkliche Griechen, d. h. solche, deren Voreltern auch Griechen waren, giebt es nicht mehr als 600 Fa-

milien, wie mir selbst von griechischer Seite bestätigt wurde, also eine Seelenzahl von 3—4 Tausend. Die übrigen sogenannten Griechen sind gräzisierte Aromunen und Albanesen.

Bei einer offiziellen Statistik, die vor einigen Jahren gemacht wurde, bei der auch die Muttersprache mit angegeben werden sollte, haben selbst die Aromunen aus Makedonien, die nur den Winter hier verbringen, wie mir selbst eine große Anzahl derselben sagten, Griechisch und nicht Aromunisch als Muttersprache angegeben. Die große Masse der Bevölkerung, selbst wenn wir nur die Zahl im Sommer berücksichtigen, ist sicher aromunisch. Im Winter senden die Dörfer Perivoli, Samarina und Kranja je 200 Familien, ein großer Teil der Bewohner des Aspropotamos kommt hierher. Außer Aromunen und Griechen giebt es, wie schon oben erwähnt, 30 türkische Familien, ferner an 200 spanisch-jüdische, 200 bulgarische und albanesische Familien. Man hat also die aromunische Bevölkerung auf mindestens 6000 Köpfe zu setzen, eine Zahl, die im Winter auf das Doppelte steigt. Die Umgangssprache ist die griechische, und wenn die Griechen die Aromunen der Gesinnung nach zu den Ihrigen rechnen, so haben sie darin vollkommen recht. Reden doch auch heute schon die Bewohner von Pertuli, Ndesi, Pira, Kranja, überhaupt der meisten Dörfer, die auf griechischem Boden liegen, eine Sprache, die von griechischen Wörtern wimmelt; ja, mitten im Satze auf einmal die Sprache zu wechseln, ist durchaus nichts Ungewöhnliches. Unaufhaltsam nimmt der Gräzisierungsprozeß in Thessalien seinen Fortgang, und die Zeit ist nicht mehr allzu fern, wo nur noch die Hirten und Keradži, die mit den Aromunen auf türkischem Boden in Berührung bleiben, die walachische Sprache reden.*)

---

*) Noch einen andern Irrtum von Georgiades will ich an dieser Stelle erwähnen. Seite 290 in seinem „Thessalien", giebt er an, daß Trikala eine der wenigen Städte sei, die im Laufe der Jahrhunderte ihren alten Namen bewahrt habe. Ich möchte doch gerne wissen, wie sich eine Umgestaltung von „Trikke" oder „Trikka" zu „Trikala" erklären ließe? Wo sollte denn die Endung „la" herkommen? Die

Ein Fieberanfall hatte mich einen Tag länger, als beabsichtigt in Trikala aufgehalten. Als ich mich besser fühlte, beeilte ich mich nach Athen zu kommen, um dort in Ruhe den Winter zu verbringen. Die Sorge um meine beiden Pferde überließ ich meinem treuen Naki, den ich beauftragte, dieselben zu verkaufen und mir dann, sei es auf dem Land- oder Seewege nachzufolgen. Hatte er die Gefahren und Anstrengungen der Reise mit mir geteilt und sich immer als ein ehrlicher und gewissenhafter Diener bewiesen, so verdiente er auch einige Monate der Erholung, zumal er mehr als ich durch Fieber zu leiden gehabt hatte.

Der Anblick auf die fast baumlose thessalische Ebene, die nach dem außerordentlich trockenen Herbste vollständig grau war, wirkte ermüdend. Hier und da sieht man ein kleines Dorf, dessen Aussehen schließen läßt, daß es ein Tšiftlik ist. Als wir an Kardhitsa, woselbst auch Aromunen sowohl im Sommer, als auch im Winter ansässig sind, vorüber waren, sah ich mich in dem hübschen, in Belgien gebauten durchgehenden Wagen nach Gesellschaft um. Außer dem Bahnmeister war niemand zugegen. Ich ließ mich mit ihm, einem Polen, in ein Gespräch ein. Er teilte mir mit, daß die Strecke sich schlecht rentiere. Der ganze Personenverkehr könne leicht

---

aromunische Bevölkerung nennt die Stadt auch gar nicht „Trikala“ sondern „Tărkólo“ und das ist ein slavisches Wort und bedeutet „Kreis“. Daß in griechischem Munde „Tărkolo“ zu „Trikala“ wird, wozu man außerdem die türkische Form Tirhala heranziehen kann, hat durchaus nichts Auffälliges, zumal eine Anlehnung an „kalá“ (schön) so nahe lag, wie denn auch die Volks-Etymologie das Wort als „dreimal schön“ erklärt. Zuerst wird die Stadt unter diesem Namen von Anna Komnina im 12. Jahrhundert erwähnt, also zu einer Zeit, wo schon die slavischen Fluten über die Gegend hinweggegangen waren. Die nach den Slaven aus dem Norden kommenden Walachen, mit slavischer Sprache vertraut, nahmen, als sie jene Gegend besetzten, den slavischen Namen auf und haben ihn bis heute bewahrt. Wer hiervon noch nicht überzeugt sein sollte, mag seine Blicke auf das Dorf Trikala südwestlich von Verria auf der Karte von v. d. Goltz werfen, das seinen Namen auf dieselbe Weise erhalten hat und gewiß nichts mit einem Trikke zu thun hat.

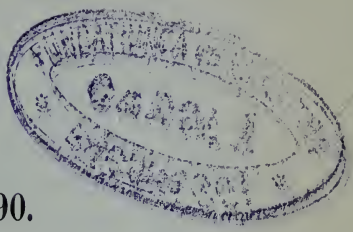
mit drei Wagen bewältigt werden und der Güterverkehr hebe sich nur dann, wenn eine gute Ernte gewesen sei. Man ziehe immer noch, wenn es nicht auf Schnelligkeit ankomme, die Beförderung der Waren und des Getreides durch die walachischen Keradži vor. Diese kommen mit ihren Pferden vor die Magazine, laden auf und bringen die Güter bis an die Stelle, wo sie verladen werden, sodaß das Umladen gespart wird. Und da sie zuverlässig sind und sich mit einem geringen Lohne begnügen, so können sie trotz der Eisenbahn bestehen.

Erst von Pharsala an, das in einiger Entfernung von der Bahn hübsch am Fuße der Berge liegt, wird der Blick auf die Landschaft abwechselnder. Der Bahnkörper windet sich wie eine mächtige Schlange bis zur Kammhöhe eines Bergzuges hinauf, von wo er rasch nach dem von Bäumen umgebenen Velestino hinabfällt, wo sich die Bahn nach Larissa abzweigt. Bald darauf waren wir in Volo, dem Ausgangspunkte der Bahn. Droschken erwarten den Fremden am Bahnhofe, und im Hôtel de France durfte ich mich nach langer Zeit an nach europäischer Weise zubereiteten Speisen ergötzen und meine an das harte Lager auf Dielen oder dem bloßen Boden gewöhnten Glieder in einem weichen Bette ausstrecken. Wie schnell gewöhnt man sich an die bescheidenen und einfachen Verhältnisse der Einheimischen und glaubt es einem Diogenes an Bedürfnislosigkeit gleich thun zu können, und doch, welch' behagliches Gefühl empfand ich, als ich mich wieder mit etwas Komfort umgeben sah.

Am folgenden Tage nachmittags verließ gerade ein griechischer Dampfer den Hafen, den ich benutzte, um nach Piräus zu fahren. Die Einrichtung und Verpflegung auf demselben waren gut. Wir liefen nur in Lamia und Chalkis an, da ein heftiger Sturm hinderte auf der offenen Rhede von Laurion zu halten. Mit einer nur zweistündigen Verspätung erreichten wir den Hafen, von wo mich die Bahn nach Athen führte.

Kloster des hl. Barlaam, rechts die Felswand von Meteoron.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.



IV. Kapitel.

Winter 1889|90.

1. Aromunen und Albanesen in Athen.

Drei volle Monate, abgesehen von einem Ausfluge zu den Aromunen in Akarnanien, verbrachte ich in der Hauptstadt Griechenlands. Die ersten Tage wohnte ich im Hôtel Stadt Athen, bis ich eine Wohnung und gute Verpflegung im Hause des Herrn Dr. Chrysikopulos fand. Wenige Tage nach mir traf auch Naki mit dem Erlöse für die günstig verkauften Pferde ein.

Es sei ferne von mir, eine Beschreibung von Athen geben zu wollen, oder meine Beobachtungen über seine Bewohner mitzuteilen. Mein Buch ist den Aromunen gewidmet und ihren Spuren in Athen nachzugehen, war mein erstes Bemühen. Schnell hatte Naki Landsleute ausfindig gemacht. Es waren die Verkäufer von gerösteten Kastanien und Süßigkeiten, die die Straßen durchziehen oder an einer belebten Ecke sich niederlassen, wo sie auf einer von Holzkohlenfeuer erhitzten Platte ihre Kastanien rösten und feilhalten. So viele ich anredete, sie stammten alle vom oberen Aspropotamos; es waren schmutzige, listig blickende Gesellen, die das elendeste Leben führen, mit einem Winkel als Schlafstätte, mit Brot und Oliven als Nahrung zufrieden sind, um etwas Geld sparen zu können. Die heißen Sommermonate verbringen sie in ihren Bergen. Handwerker sind nur in geringer Zahl vorhanden, einige Schuhmacher, Schneider und Silberarbeiter; Kaufleute

konnte ich gar nicht ausfindig machen. Wohl aber giebt es unter der Studentenschaft viele Aromunen aus Thessalien und Makedonien. Selbstverständlich werden diese Herren in den offiziellen Listen als Hellenen aufgeführt. Einer von ihnen, mit dem ich näher bekannt wurde, und dem ich manche wertvolle Mitteilung über die Sprache verdanke, namens Vasili Vasilaki aus Vovusa, hatte es gewagt, als er nach seiner Nationalität gefragt wurde, sich als Walachen zu bezeichnen; er wurde daraufhin verschiedene Male vorgeladen, und man drängte ihn so lange, bis er sich als Griechen bekannte. Ich möchte den Herren von der Universitätsverwaltung nur den Rat geben, einmal dem Kafé „Ἡ Ἀναπαύσης“ in der Nähe der Laurionstation einen Besuch zu machen. Da können sie hören, mit welchem Behagen diese καθαροὶ Ἕλληνες von Monastir, Kruševo, Neveska, Klisura und andern Orten ihre aromunische Muttersprache miteinander reden. Ich selbst habe dort und an verschiedenen Orten die Bekanntschaft von wenigstens 40 Aromunen gemacht, aber wenn ich den Angaben verschiedener Studenten glauben darf, sind es über 200. Allerdings sind alle, wie das ja auch kaum anders möglich ist, Feuer und Flamme für die griechische Sache.

Unter den Professoren fand ich nur zwei Aromunen: den Philologen Herrn Pantesidhis aus Kruševo, der eine sehr einflußreiche Stellung an der Universität einnimmt und, beiläufig gesagt, auch die Schwester unseres Kaisers im Neugriechischen unterrichtet hat, und den Geschichtsforscher Herrn Spiridhion Lampros, gebürtig aus Korfu, wohin sein Vater von Kalarites geflüchtet war. Beide Herren haben in Deutschland ihre Studien gemacht und haben sich mit dem bekannten Sprachtalent der Aromunen das Deutsche in vollkommener Weise angeeignet.

In der Vuli, der Kammer, sind nur zwei aromunische Abgeordnete: Hadžigaki aus Pertuli und Taki Januš aus Vendista.

Wenn so das aromunische Element in der Bevölkerung von Athen verschwindet, so zeugen doch um so auffallender

einige unvergängliche Denkmäler sowohl von der Begeisterung und Opferwilligkeit für den Hellenismus, als auch von dem Reichtum einiger Kutsovlachen, wie die Griechen spöttisch die Aromunen benennen.

Da ist vor allem zu nennen die herrliche Akademie, ein wahres Meisterwerk der Baukunst, ein Geschenk des um die griechische Sache so hoch verdienten Baron Sina in Wien, der, wie schon erwähnt, aus Muskopolje stammt; nur Schade, daß er mit dem Gebäude nicht auch gleich die Akademiker mitschenken konnte. Ferner ist der mächtige Bau des Polytechnikums auf Kosten einiger aromunischer Kaufleute aus Metsovo aufgeführt worden. Wie eine Inschrift besagt sind die Stifter: Sturnara, Michael und Helene Tošitsa und Georg Averof. Von den Gebrüdern Averof stammen auch die Denkmäler für den Patriarchen Ariga und den Philologen Koraïs, sowie eine reiche Stiftung für die technische Schule für Offiziere. Dem Wohlthäter Tošitsa hat man auf dem Friedhofe von Athen ein prächtiges Denkmal in Marmor gesetzt, dabei in lächerlicher Weise den Geburtsort desselben „Metsovo“ in „Messovon“ umgeändert, um dem Worte ein mehr griechisches Aussehen zu geben.

Neben den Aromunen haben auch die Albanesen bedeutende Stiftungen der Stadt Athen vermacht. So ist das Arsakion, eine große Mädchenschule, das Geschenk von Arsaki, der Ausstellungspalast das Geschenk von Dzappa (žaba). Das albanesische Element, das in einem großen Teile Attikas und Böotiens das vorherrschende ist, hat auch in Athen selbst sich noch in einem Fleckchen aus früheren Jahrhunderten erhalten, nämlich auf der Nordseite der Akropolis. Dort bedienen sich die älteren Bewohner der kleinen an den Berg angelehnten Häuschen noch heute untereinander des Albanesischen als Umgangssprache. Verschiedene Male habe ich versucht, auch mit dort spielenden Kindern Gespräche anzuknüpfen, erhielt aber nur Antworten in griechischer Sprache, obgleich einige recht gut verstanden, was ich fragte. Nach der Zählung von 1879 sollte es im Königreiche Griechenland nur 58,858 nicht

griechischredende Bewohner geben. Was damit gemeint ist, ist mir unklar. Wenn damit gesagt sein soll, daß es 58000 Staatsangehörige giebt, die überhaupt nicht griechisch reden können, so ist die Zahl viel zu hoch, wenn aber darunter die Albanesen und Aromunen gemeint sind, die sich ihrer Muttersprache noch bedienen, so ist die Zahl viel zu gering. Giebt es doch nach der Zusammenstellung von Philippson in Petermanns Mitteilungen 1890 Heft I im Peloponnes allein 90000 Albanesen, die noch ihre Muttersprache reden.

Albanesische Studenten namentlich aus Kortša, Berat und Elbassan giebt es eine große Anzahl. Ich erneuerte zum Zwecke der Erlernung des gegischen Dialektes von Elbassan die Bekanntschaft mit Ephraim Ginnis, meinem Begleiter bei dem Ausfluge nach der Höhle von Bidzula. Durch ihn wurde ich auch mit dem studentischen Leben etwas näher bekannt, als es den meisten Reisenden möglich ist.

Wir Deutschen lernen an unsern Universitäten die griechischen Studenten, an denen es wohl an keiner größeren Universität mangelt, meist von der besten Seite kennen. Sie sind im Durchschnitte sehr fleißige, vom Wissensdurst durchdrungene Leute, die den Aufenthalt in der Fremde gewissenhaft ausnutzen. Durch meinen Verkehr mit den aromunischen und albanesischen Studenten wurde ich mit dem Treiben derselben in der Öffentlichkeit und im Wirtshause näher bekannt. Was ich nun da gesehen und gehört habe, konnte mich nicht gerade für die studierende Jugend begeistern. Zwar wurde nicht übermäßig gekneipt, aber gespielt mit Karten und Würfeln bis tief in die Nacht. Diese Spielwut erstreckt sich auf alle Kreise der Bevölkerung und im täglichen Verkehr auf der Straße, im Wirtshause, in der Pferdebahn kann man oft genug Gespräche, ähnlich wie das folgende hören: „Guten Tag, wie geht es?“ „Danke, gut.“ „Wie haben Sie sich bei Herrn X unterhalten?“ „Gut, sehr gut.“ „Ein Spielchen gemacht?“ „Gewiß.“ „Haben sie gewonnen?“ „120 Drachmen verloren, vorgestern 200 gewonnen, bleiben noch 80 Gewinn.“ Und das hört man von Leuten, die ihrem Äußeren nach keineswegs

den Eindruck machen, als ob die erwähnten Summen bloße Lappalien für sie wären. Auch die Studenten spielen unverhältnismäßig hoch.

Kommt unter Studenten eine Unterhaltung in Gang, so kann man sicher sein, daß es sich um Politik oder um das schöne Geschlecht handelt. Das sogenannte „Fachsimpeln", das man dem deutschen Studenten selbst zum Vorwurfe macht, ist hier ein unbekannter Begriff. Höchstens kann man wegwerfende Kritiken über die Professoren zu hören bekommen.

Um kein einseitiges Urteil über die Studenten zu bekommen, beschloß ich, sie im Hörsaale aufzusuchen. Ich benutzte dazu im Dezember eine Vorlesung des bekannten Professors Kondos, eines Altphilologen. Als ich in den geräumigen, schönen Saal, der fast vollständig mit Zuhörern gefüllt war, eintrat, sah ich zu meinem Befremden, daß ein großer Teil der Studenten die Hüte auf hatte, Cigaretten rauchte und sich sehr laut unterhielt. 12 Minuten nach 11 Uhr erschien der Professor, ein würdiger Greis und nahm auf dem Katheder Platz. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Ruhe soweit hergestellt war, daß man die laut gesprochenen Worte desselben vernehmen konnte, aber die Bemerkungen meiner Nachbarn, das unruhige Sitzen derselben, hinderte sehr das Verstehen. Statt ruhiger zu werden und dem alten Herrn seine Aufgabe zu erleichtern, wurde er verschiedene Male aufgefordert sich zu wiederholen, da man ihn nicht verstanden habe. Eine Anzahl junger Leute hatte sich dicht um ihn aufgestellt, um keines seiner Worte zu verlieren. Verschiedene wurden von ihm bei Namen aufgerufen und beantworteten seine Fragen, die meistens die Antwort schon enthielten, mit „ja" und „nein". Manche Studenten machten Notizen, doch die große Masse sah sehr teilnamslos aus. Kein Wunder, unter den Zuhörern befand sich eine größere Anzahl sehr knabenhaft aussehender Burschen, die kaum das 16. Jahr erreicht haben konnten. Wo soll da der nötige Ernst, wie man ihn in dem deutschen Hörsaale zu finden gewohnt ist, her-

kommen? Um 20 Minuten vor 12 Uhr erhob sich ein lautes Gepolter durch das Aufstoßen mit enormen Stöcken, mit denen die meisten Studenten bewaffnet waren. Ich fragte meinen Begleiter, was das zu bedeuten habe. „Sie wollen hinaus", war die lakonische Antwort. Sehr gelassen zog der Professor seine Uhr und sagte: „Wir haben noch 20 Minuten Zeit". Wirklich legte sich auch der Lärm etwas, sodaß er noch 5 Minuten weiter lesen konnte, dann aber mußte er schließen. Ganz betrübt und niedergedrückt verließ ich die Halle, die auf demselben Boden steht, wo einst die Schüler des Sokrates begeistert den Worten des erhabenen Mannes lauschten.

Was ist der Grund für diese traurige Erscheinung? Die Antwort hat Herr Professor Pantesidhis im Januar 1890 in der Vuli gegeben. Dort führte er aus, soviel mir nach dem Zeitungsbericht erinnerlich ist, daß Griechenland viel zu viel kleine und schlechte Gymnasien habe, die ein nur ungenügend vorbereitetes unreifes Schülermaterial liefern. Ja, das ist es auch, „unreif" sind die Studenten, „unreif" ist das Wort, das einem auch noch bei mancher anderen Gelegenheit auf die Lippen kommt, und diejenigen, die den Mut haben, die Schäden und Mißstände öffentlich darzulegen, ziehen sich nicht etwa den Dank der Nation zu, sondern müssen sich dafür die Schmähungen und Verunglimpfungen in den Zeitungen gefallen lassen.

Vieles ist schon in dem jungen Königreiche besser geworden, zu vielem Guten ist der Anlauf genommen worden, Handel und Gewerbe sind im Aufblühen begriffen, die Wissenschaft zählt eine ganze Anzahl namhafter Vertreter, aber der unbeschränkte, denkbar freiste Parlamentarismus, das Haschen einer unverhältnismäßig großen Menge von Advokaten nach Volksgunst und politischem Einflusse, drohen die gesunde Entwicklung des Ganzen zu hindern.

2. Ausflug zu den Aromunen der Manjana in Akarnanien. (20.–27. Januar 1890.)

Die erste Nachricht über Aromunen in Akarnanien erhielt ich von dem alten Tšelnik Bulamatše in Kortša in Albanien, der in seiner Jugend selbst in die Gegend gekommen war und wußte, daß die dort ansässigen Aromunen seinem eigenen Stamme, dem Stamme der Faršerioten, nahe standen. Pouqueville (II, 208ff.) spricht nur von walachischen Hirten, die den Winter in Akarnanien verbringen und dort Pistiki genannt werden. Meine Nachfragen bei verschiedenen Griechen in Athen über aromunische Dörfer in Akarnanien waren erfolglos, wohl aber fand ich in Bädecker's Griechenland Angaben über ein walachisches Dorf Suroveli, das auf den Ruinen von Stratos liegen soll. Ich beschloß daher mich zunächst dorthin zu wenden. Ein günstiger Umstand verschaffte mir die Adresse eines Angestellten der Tabaksregie in Patras, der alljährlich bei einem gewissen Herrn Tselingas in einem aromunischen Dorfe in der Nähe von Vrachori Tabakseinkäufe machte. Damit war mir ein Anknüpfungspunkt gegeben.

Montag den 20. Januar reiste ich ab in Gesellschaft von Ephraim Ginnis. Naki blieb nur ungern in Athen zurück; denn da ich nur das allernötigste Gepäck mitführte, das ich leicht in einem Ranzen auf dem Rücken tragen konnte, bedurfte ich seiner nicht. Die Eisenbahn führte uns durch die im hellen Sonnenschein daliegende, scharf gezeichnete Landschaft, vorüber an dem reizend gelegenen Megara, dann hart an dem Ufer des hellglänzenden Meeres nach Kalamaka, von wo der Zug mit Schnauben und Brausen die Höhe des Isthmus gewinnt.

In Korinth wollten wir den folgenden Zug erwarten, um in der Zwischenzeit Akrokorinth zu besuchen, aber wir hatten uns in der kleinen, am Bahnhofe idyllisch liegenden Schenke, verführt durch den vortrefflichen Wein, etwas länger als nötig aufgehalten, so daß wir es vorzogen, den ganz in der Nähe befindlichen Kanalbau zu besichtigen, der allerdings damals,

da aus Geldmangel nicht daran gearbeitet wurde, einen recht traurigen Anblick bot.

Erfreulicher wurde das Bild, als wir beim Weiterfahren durch die berühmten Weinberge in der Nähe von Korinth kamen, in denen überall die regste Thätigkeit herrschte. Unter den Arbeitern kann man selbst viele Gegen aus Nordalbanien, besonders aus der Schămrie (St. Maria) bemerken, die den weiten Weg nicht scheuen, um etwas zu verdienen. In Patras angekommen fanden wir im Hôtel Patras, dessen Besitzer ein Holländer ist, gute und preiswerte Unterkunft. Es gelang mir, noch an demselben Abende von dem Herrn, an den ich gewiesen war, einen Empfehlungsbrief für den Herrn Tselingas in Suroveli zu erhalten.

Am andern Morgen fuhren wir mit dem Dampfer, auf dem auch eine Anzahl Sträflinge transportiert wurden, mit denen sich die Passagiere fast vertraulich unterhielten, nach Missolongi. Des flachen Strandes wegen legen die tiefgehenden Schiffe weit von dem Ufer an; ein großes Segelboot brachte die Reisenden dem Ufer näher, aus diesem mußte man in kleinere Nachen umsteigen, die schließlich noch von den Schiffern mit Anstrengung über den Sand hin bis an den Landungssteg gezogen wurden. Von dort fuhren wir im Wagen auf dem etwa eine Stunde langen Dammwege in die kleine, aber verkehrsreiche Stadt, Trikupis Geburtsort.

Gleich nach dem Mittagessen brachen wir mit zwei Herren, die dasselbe Reiseziel hatten, in einem Landauer nach Vrachori auf. Der Weg führt in nordwestlicher Richtung am Fuße des Zygosberges hin, auf dessen Abhängen ich an verschiedenen Stellen die armseligen Hütten von aromunischen Hirten aus dem Stamme der Faršerioten bemerkte, die dort in dem milden Klima mit ihren Herden den Winter verbringen. Es sind die Pistiki, von denen Pouqueville berichtet. Wir kamen dann in nördlicher Richtung durch eine breite, nach der Mitte etwas ansteigenden Schlucht, Klisura genannt, die von glatten, senkrecht abfallenden Felswänden gebildet wird. Etwa in der Mitte derselben befindet sich ein Chan und eine Kapelle, wo

ein Klausner gewohnt haben soll, der der Stadt Missolongi im Befreiungskriege einen außerordentlichen Dienst erwies.

Die Stadt war von der Seeseite von türkischen Schiffen belagert und zu Land von den wilden Scharen des Omer Paša Verion hart bedrägt. Aber die begeisterte Schar der Griechen und besonders Marko Botsari mit seinen Helden von Suli wehrten sich wie Löwen und die Belagerung zog sich in die Länge. Man knüpfte schließlich Unterhandlungen an, um Zeit zu gewinnen. Glücklicherweise kam auch unterdessen die griechische Flotte, vertrieb die türkischen Schiffe und brachte der in Not geratenen Stadt Lebensmittel und Munition, die schon anfingen knapp zu werden. Unter diesen Umständen verzagte Omer Paša die Festung mit Gewalt nehmen zu können, sondern griff zur List. Er zog mit seinem ganzen Heere ab. In der Weihnachtsnacht aber, als die Christen zum Danke für die Erlösung von dem Feinde in den Kirchen versammelt waren, kamen die Türken plötzlich wieder, um die Stadt zu überrumpeln, und es wäre ihnen auch gelungen, wenn nicht der Mönch in der Klisura ihre Umkehr bemerkt und, so schnell ihn seine Füße trugen, zur Stadt geeilt wäre, um die Männer zu alarmieren. So entging die Stadt dem drohenden Verhängnis im Jahre 1822.*)

Wenn der höchste Punkt der Schlucht erreicht ist, fällt der Weg nach einer Biegung rasch in die Ebene hinunter bis zu einem Chane, von wo er sich durch eine sumpfige Niederung allmählich ansteigend nach Vrachori wendet.

In dem großen von einem Albanesen bewirtschafteten Chane stiegen wir ab. Der Besitzer sorgte dafür, daß wir in einem andern Hause ein gutes Nachtlager hatten. Ich zog auch sofort Erkundigungen nach den Aromunen von Suroveli

---

*) Die That des Mönches aus der Klisura ist verherrlicht in einem von einem Aromunen aus Siraku verfaßten Gedichte. *Ὁ Καλόγηρος τῆς Κλεισούρας του Μεσολογγίου* von Konstantin Krystalli, Athen 1890. Die in dem Werkchen angewandte Sprache ist für Philologen von hohem Interesse, da sie volkstümlich gehalten ist. Leider ist der talentvolle, jugendliche Verfasser vor kurzem gestorben.

ein, und erfuhr, daß außer diesem dort noch mehrere Dörfer liegen sollten, deren Besitzer sämtlich den Namen „Tselingas“ trügen und Verwandte sein sollten. Ich wußte, was ich davon zu halten hatte. Die Griechen hatten aus dem Worte „Tšelnik“, das sie nicht verstanden, „Tselingas“ gemacht, welches Wort sie für einen Eigennamen hielten, während es die Stellung und den Titel des Gemeindevorstandes resp. das Haupt einer Sippe (arom. fălkare genannt) bezeichnet. Das Wort ist slavischen Ursprungs, in Makedonien hört man daneben auch die türkische Bezeichnung „Kechajá“.

Die Tšelnikverfassung war ehemals bei den Hirtenwalachen fast überall verbreitet, kommt aber mehr und mehr zu Gunsten der Familienselbständigkeit in Verfall, höchstens findet man sie bei den umherziehenden Aromunen, den Faršerioten, bis zu einem Gewissen Grade erhalten. Auch in den Dörfern, die ich in Akarnanien kennen lernte, fand ich sie im wesentlichen wieder, weshalb ich das Hauptsächlichste darüber an dieser Stelle anführen will, und zwar so, wie sie jetzt noch bei den Faršerioten im Gebrauch ist.

Der Tšelnik hat 20 bis 200 Familien unter sich (hinter sich, sagen die Faršerioten) deren fast unumschränkter Herrscher er ist. Der Reichtum und die einzige Nährquelle machen die Herden aus, die sie im Sommer im Gebirge, im Winter in der Ebene weiden und keineswegs immer an denselben Plätzen, da sie nicht eigene Berge haben, wie die andern Aromunen, sondern das Weiderecht erkaufen müssen. Deshalb hat dieser Stamm auch keine soliden Häuser, nicht einmal im Winter, sondern sie wohnen in elenden Hütten aus Weiden- oder Binsenflechtwerk, aus leichtem Holzbau mit Strohbedeckung, Kalive genannt. Sie ziehen dahin, wohin der Tšelnik sie richtet. Dieser bezahlt sämtliche Steuern, Grenzzoll und sonstige Verpflichtungen, während die Gemeindemitglieder ihm für jedes Schaf, das sie zu eigen haben 20 Para abgeben. Wer aber nicht mehr als 20 Schafe hat, braucht nichts zu zahlen. Die Hauptmasse der Herde gehört aber dem Tšelnik allein, und es giebt deren, die bis 10 000 Stück

haben. Die Männer haben die Schafe und Ziegen zu weiden, die Hämmel getrennt von den Mutterschafen. Jeder Schäfer erhält 3—5 türk. Lira und ein paar Schuhe (Zaruchen) für ein halbes Jahr, das von St. Georg (April) bis St. Dimitri (Oktober) gerechnet wird. Außerdem bekommt jeder Schäfer im Herbste einen Mantel aus Ziegenhaaren, (Tumbar) der wasserdicht ist und mit dem zugedeckt die Leute selbst kalte Nächte ohne Schaden im Freien verbringen können. An Mehl wird eine Oka täglich geliefert; je zwei bekommen sechs Ziegen zugewiesen, deren Ertrag an Milch ihnen gehört. Nach 14 Tagen oder länger giebt der Tšelnik auch ein Lamm; wenn die Schäfer sonst Fleisch essen wollen, müssen sie sich Tiere stehlen, was oft genug vorkommen soll, und zwar sollen die Hirten verschiedener Herden oft im Einverständnis handeln, da so nicht sie, sondern der Tšelnik zu Schaden kommt. Der Ertrag an Wolle gehört ausschließlich dem Tšelnik, wofür er die nötige Summe für die Abgaben verschafft, höchstens giebt er noch Käse und Butter ab, doch sind in dieser Beziehung die Bestimmungen bei den Sippen sehr verschieden. Streitigkeiten schlichtet der Tšelnik, dessen Urteil man sich früher unbedingt unterwarf. In neuerer Zeit sollen sich aber die Hirten keine Strafen mehr vom Tšelnik gefallen lassen, während ihm ehemals sogar das Recht über Leben und Tod zustand. Über den Rückgang des Wohlstandes und seine Ursachen habe ich bereits Seite 134 gesprochen.

---

3. Suroveli*).

Mittwoch Morgen traten wir unter Führung eines der Gegend kundigen Mannes, eines Griechen, unsere Fußwanderung an. Nach einem rüstigen Marsche von $2\frac{1}{2}$ Stunden auf guter

*) Vergl. hierzu die topographische Skizze, die ich meinem Aufsatze „Ein Besuch bei den Walachen der Manjana in Akarnanien“ im Globus, Band 63, Nr. 6 p. 88 beigegeben habe.

Straße erreichten wir in der Nähe des Dorfes Spolaito die neue eiserne Brücke, die mit großem Kostenaufwand über den Aspropotamos gebaut worden ist. Nach einem kurzen Aufenthalte bei der Militärstation folgten wir eine Strecke weit der nach Süden führenden Straße. Ein uns begleitender Soldat führte uns dann auf dem Fußpfade die Höhe hinauf nach Suroveli, dem ersten aromunischen Dorfe, das eine Stunde von der Brücke entfernt ist.

Suroveli zählt 90 Familien und gehört dem Tšelnik Jankas. Dieser ist Besitzer der Häuser, des Landes und der Herden, mit denen ein Teil der jungen Leute im Sommer den Aspropotamos aufwärts zieht, ohne aber die türkische Grenze zu überschreiten; ein anderer Teil bleibt mit dem Tšelnik in den Dörfern zurück, um das Land, das ziemlich ausgedehnt ist, zu bestellen. Vorzugsweise wird Tabak gebaut, und zwar soll der aus der Gegend von Vrachori kommende der beste von Griechenland sein. In Suroveli werden jährlich ungefähr 15 000 Oka, in dem nahen Ochtu 6000 Oka gewonnen, gewiß beträchtliche Mengen, deren Ertrag dem Tšelnik zufällt, der, in so bescheidenen Verhältnissen er auch zu leben scheint, doch selbst nach unseren Begriffen ein wohlhabender Mann ist.

Die Häuser sind zum Teil niedere Hütten; einige sind aus Stein aufgeführt; das des Tšelnik allein ist zweistöckig. Daneben befindet sich noch ein langgestrecktes, niedriges Haus mit gedieltem Boden, in dem wir Unterkommen fanden. Die Einrichtung ist die denkbar einfachste. Außer dem an der Wand hängenden Tische bemerkt man kein Mobiliar. Der Boden aber ist, wenigstens wenn Besuch kommt, mit schönen Teppichen belegt, die von den Frauen angefertigt werden. Das Eigentümliche der aromunischen Teppiche ist, daß die eine Seite derselben von etwa 8 cm langen Fransen dicht bedeckt ist, die durch die Verschiedenheit der Farben das einfache, geradlinige, meist quadratische Muster bilden. An den Wänden befinden sich einige schmale, dicke Kissen, die im Verein mit den Teppichen als Bett dienen. Zwar ist auch ein Kamin im Zimmer, er wird aber wenig gebraucht, denn

das Klima macht nur äußerst selten eine Feuerung nötig, und die Küche wird meist im Freien besorgt. Ein Dreifuß, einige Töpfe, Pfanne, Spieß und Rost bilden die einzigen Küchengeräte.

Nach dem Abendessen, bestehend aus einem am Spieße gebratenen Lamme, saßen wir im größeren Kreise beisammen. Es wurden aromunische Lieder angestimmt, die mir zum größeren Teile bekannt waren; einige der unbekannten schrieb ich nieder. (Vergl. Aromunen II, S. 174ff., wo auch über die Eigenheiten des dortigen Dialektes gesprochen ist.) Dann ließ der Tšelnik zwei Mädchen im Alter von 12 und 14 Jahren kommen, um uns Lieder vorzusingen, die sie noch aus ihrer ehemaligen Heimat bewahrt hätten.

In einem hohen Tone setzte das eine Mädchen ein, das andere folgte mit einem um eine Schwebung tieferen, dann allmählich fiel der Ton, bis das Intervall eine Terz betrug, in welchem Abstande sie weiter sangen, bis die eine wieder einen hohen Ton auf einer Silbe aushielt, während die andere in schnellerem Rhytmus den Text sang, und im gewöhnlichen schnellsinkenden Sprechton schloß das Lied. Die Anwesenden hielten während des ganzen Gesanges einen tieferen Ton an, einerlei, ob er mit den Solostimmen harmonierte oder nicht. Der Gesang verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen; ich bedauerte lebhaft, zu sehr Dilettant zu sein, als daß ich das Gehörte hätte aufschreiben können. Aber selbst einem Musiker von Fach muß ein derartiger Gesang große Schwierigkeiten in der Fixierung machen; denn in Bezug auf den Rhytmus herrscht vollständige Freiheit; es kommen ferner kleinere Intervalle als Halbtöne vor, die eine besonders erregende Wirkung auf den Zuhörer auszuüben scheinen, eine ungeduldige und doch nicht unangenehme Stimmung in ihm erzeugen.

Drei verschiedene Lieder trugen uns die Mädchen vor, die ich mir mehrmals wiederholen ließ, und es gelang mir, die Tonleiter festzustellen, die mir große Ähnlichkeit mit der der Zigeuner zu haben scheint, da zwei übermäßige Intervalle

darin vorkommen. Sie lautet: g, a, b, cis, d, es, fis, g. Das Merkwürdige aber war, daß die Mädchen, als ich ihnen unsere natürliche Molltonleiter vorgesungen hatte, nicht mit dem Grundton, sondern mit der Quinte begannen, sodaß ihre Tonleiter d, es, fis, g, a, b, cis, d hieß. Wunderbar an den Liedern war auch, daß ihr Text den Sängern und Zuhörern vollständig unverständlich blieb; ich konnte viele albanesische Wörter heraushören, aber es gelang selbst meinem Begleiter Ephraim Ginis als Albanesen nicht, einen zusammenhängenden Text zu verstehen. Kein Zweifel, als zu Ali Paschas Zeiten die Leute ihren Sitz in Mittelalbanien verließen, waren sie noch, wie alle Aromunen daselbst, des Albanesischen mächtig; da sie aber seit Jahrzehnten nicht dorthin zurückgekehrt sind, haben sie die Sprache vergessen, das Lied aber, wenn auch verstümmelt, bewahrt.

Genaues wissen die Leute nicht über ihren früheren Wohnsitz anzugeben, nur, daß sie aus dem Norden gekommen sind. Jedenfalls haben sie, noch ehe sie sich fest in den jetzigen Wohnsitzen niederließen, Beziehungen dorthin gehabt, indem sie wohl den Winter mit ihren Herden daselbst verbracht haben. Auch in Volksliedern, die ich in Albanien sammelte, wird das Gebiet von Xiromeri, zu dem die dortigen Dörfer gehören, erwähnt. (Vergl. Aromunen II S. 64 u. 101.)

Die Kleidung der Frauen ist altertümlich, ähnlich der der Faršerioten. Sie tragen auch den Feß (tšupare) mit der „tšitšeroana“, einem weißen darum gewundenen Tuche, und die blaue šigune mit weißen Streifen, doch abweichend davon durch einen über die Schulter hinausragenden Lappen „tšipa“ genannt, der den obersten Teil des Armes bedeckt. Hiernach nennt man im Norden des Pindus derartige Aromunen „Tšipan“, doch konnte ich diesen Namen bei ihnen selbst nicht in Erfahrung bringen. Sie selbst nennen sich in ihrem eigenen Dialekte „Arămän“, von den umwohnenden Griechen werden sie Karagunidhes genannt; in Kleidung und Sitte stehen die Aromunen dieser Gegend den Faršerioten am nächsten.

Am folgenden Morgen machte ich den Ruinen von Stra-

tos, innerhalb deren das Dorf errichtet ist, einen Besuch. Es ist ein weites Trümmerfeld, das man zum Teil abgeräumt hat, um Ackerland zu gewinnen; von Gebäuden ist nichts erhalten, aber wohl steht noch teilweise die westliche Seite der hohen und breiten Stadtmauer. Ich kletterte auf den mächtigen Quadersteinen derselben nach unten, als ein überraschender Anblick meine Schritte hemmte. In einer Ecke, die von der Mauer und dem ehemaligen Thorausgang gebildet wird, standen etwa 20 barfüßige, ärmlich gekleidete Knaben und vor ihnen ein Mann in der Fustanella und dem Feß, der eine lange Gerte schwang. Ich hatte die Schule vor mir, die im Januar im Freien zwischen den Trümmern einer antiken Stadt abgehalten wurde.

Vorsichtig näherte ich mich der Stelle, um dem Unterricht der interessanten Schule zuzuhören. Der Lehrer behandelte die zehn Gebote in griechischer Sprache, wobei die Jungen sich in der dem Lehrer offenbar unverständlichen aromunischen Sprache unterhielten und Witze über ihn machten, worauf die Gerte auf diejenigen, die gar zu lebhaft wurden, niedersauste. Leider wurde meine Anwesenheit durch das Geräusch eines herabfallenden Steines von einem der Jungen bemerkt, sofort wandten sich alle Köpfe nach oben und der Lehrer schloß die Schule schleunigst. Er kam zu mir und beklagte sich sehr über die Faulheit der Jungen und über seine schlechte Bezahlung, die allerdings, da sie nur vier Napoleon im Jahre betrug, nicht hoch zu nennen war. Außerdem durfte er bei den einzelnen Familien abwechselnd zum Essen kommen; für Wohnung hatte er auch nicht zu sorgen, denn er schlief meistens im Freien oder wo er sonst Lust hatte, niemand wies ihn zurück. Die Schule wird nur bei ungünstigem Wetter im Hause des Tšelnik abgehalten.

Er führte mich dann zu einer andern Stelle der Ruinen, wo die Mädchen sich befanden. Sie waren unter Leitung einer Frau fleißig mit Handarbeiten, Stricken und Sticken auf Leinwand beschäftigt, sprachen auch nur aromunisch. Ich hielt es nur einen Augenblick dort aus, denn unmittelbar vor

dem betreffenden Platze befand sich ein ganz frisch mit Jauche begossenes Feld, was die Nasen der Mädchen nicht im geringsten zu belästigen schien.

Die übrigen dortigen aromunischen Dörfer haben ebenso schlechte Schulverhältnisse oder gar keine Schulen. Die armen Aromunen! Lebten sie in Makedonien, wie hätte ihnen der Syllogos Lehrer und Lehrerinnen mehr als nötig geschickt, um sie möglichst rasch in echte Griechen zu verwandeln; aber nun sie einmal zu Griechenland gehören, kümmert sich niemand um sie, mögen sie doch selbst für den Unterricht ihrer Jugend sorgen!

---

4. Ochtu. Katsarós. Kutšobina und Rückkehr.

Wir gingen später mit unserem Wirte Jankas nach dem eine Stunde südlich in der Ebene liegenden Ochtu, das 70 Familien zählt und dem Tšelnik Niku Pangu gehört, wo wir ebenfalls freundlich bewillkommnet und mit Lammbraten bewirtet wurden.

Nach dem Essen brachen wir wieder auf, überschritten bei einer Mühle einen Bach und wanderten durch die mit Tabak bebaute Ebene; kamen dann eine Strecke weit durch verwilderten Wald, in dem Tausende von gefällten und gestürzten Bäumen vermodern, ließen zur rechten den kleinen See Liguvitsa und erstiegen dann einen niederen, aber steil in die Ebene abfallenden Höhenzug, auf dem $1\frac{1}{2}$ Stunden von Ochtu das Dorf Katsarós liegt, das den Namen nach dem Tšelnik trägt. Dieser war nicht zu Hause und so führte man uns in den Chan. Dort versammelten sich die Männer, die unser Näherkommen in der Ebene schon längst bemerkt hatten, und die nun die Neugierde trieb, zu erfahren, wer die Fremden wären. Ich sprach nur griechisch mit ihnen, mit meinem Begleiter Ephraim albanesisch, das sie für eine fränkische Sprache hielten, und so hatte ich das Vergnügen, sie ohne Rückhalt

Freistehende Felswände bei Kalabaka.
(Auf der niederen Felswand in der Mitte ist ein Kloster zu bemerken.)

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

in ihrer Muttersprache über mich reden zu hören, da sie nicht ahnen konnten, daß ich das verachtete Aromunisch verstände. Die einen meinten, ich sei bei der in der Nähe im Bau begriffenen Bahn angestellt, andere, es solle eine Straße gebaut werden, andere wieder, ich käme, um neue Steuern zu erheben, worüber sie sich besonders erhitzten und drohende Worte gegen mich ausstießen.

Da trat der Tšelnik ein, den ich in aromunischer Sprache anredete, Grüße von Suroveli und Ochtu bestellte und ihn um Nachtquartier bat. Die Schreier, die mich schon zum Dorfe hinausprügeln oder steinigen wollten, waren im Nu verschwunden, die wenigen, die mich verteidigt hatten, drängten sich um so freudiger zu mir.

Katsarós zählt 90 Familien, $1^1/_2$ Stunden westlich davon liegt das Dorf Buša mit 50 Familien und eine halbe Stunde weiter Nušas mit 30 Familien. Da ich doch nichts Neues hätte erfahren können, zog ich am nächsten Morgen nach Kutšobina weiter. Meinen Führer von Vrachori schickte ich hier zurück, weil ihm der weitere Weg unbekannt war; zu spät erst wurde ich gewahr, daß er mein Besteck aus dem Ranzen, wohl zum Andenken an mich, mitgenommen hatte. Mit einiger Mühe fand ich einen Burschen, der uns den Weg durch den Wald zeigen wollte, bis wir ihn nicht mehr verfehlen konnten. Verschiedene, die ich vorher darum angeredet hatte, lehnten es aus Faulheit trotz des versprochenen guten Trinkgeldes ab. Wir kamen nach $1^3/_4$ Stunden nach Kutšobina, das auf demselben Höhenzug liegt wie Katsarós.

Kutšobina ist das größte der Dörfer, es zählt 150 Häuser. Es trägt auch den Namen Mánjana und danach wird auch die ganze Gegend benannt. Auffallend ist, daß hier nicht ein Mann an der Spitze der Gemeinde steht, sondern eine Witwe, „die Tšelnikoanja“, die so lange das Dorf beherrschen wird, bis ihr Sohn herangewachsen ist. Im Norden des Gebietes würde ein derartiger Fall unmöglich sein, da der nächste männliche Verwandte die Stelle des verstorbenen Tšelnik einnimmt, bis der Sohn von der Gemeinde als mündig erklärt

wird. Bei den Hirten-Aromunen nimmt die Frau überhaupt eine sehr untergeordnete Stellung ein, selbst in der Márnjana haben die Sitten der umwohnenden Griechen noch wenig Einfluß auf die Aromunen geäußert, höchstens den, daß die Mädchen sich nicht mehr verborgen halten, wie das sonst üblich ist. Die Männer sitzen den größten Teil des Tages faul beisammen und sonnen sich, während die Frauen die meisten Arbeiten besorgen müssen; ich sah selbst solche, die Holz fällten und pflügten.

Eine Stunde westlich von Kutšobina liegt das Dorf Gakia Pipa mit 54 Häusern, das dem Schwiegersohne der Tšelnikoanja gehört.

Gestärkt durch einen kleinen Imbiß, bestehend aus Eiern mit Käse in der Pfanne gebacken, setzten wir ohne Führer unsern Weg fort an der Kirche des hl. Nikolaus vorüber und kamen nach zwei Stunden an den Aspropotamos, den wir auf einer Fähre überschritten. Auf guter Straße zogen wir weiter und nach weiteren $2^1/_2$ Stunden trafen wir in Etoliko ein, wo ich mich genötigt sah, meines müden Begleiters wegen einen Wagen zu nehmen, der uns in der Dämmerung nach Missolongi brachte.

Nach dem Abendessen gingen wir noch einmal aus, um dem Denkmale Lord Byrons, das sich auf dem Friedhofe befindet, einen Besuch zu machen. Da wir diesen verschlossen fanden, klopfte ich an die Thüre einer anliegenden Stallung, worauf ein Soldat erschien und uns, bewogen durch ein Trinkgeld, durch eine Hinterthür auf den Friedhof ans Denkmal führte. Er erstieg den Sockel und beleuchtete mit der Laterne die in Marmor ausgeführte Statue des großen Dichters, dessen rechte Hand, beabsichtigt oder nicht die Haltung hat als wollte sie Geld aufzählen. Auch dem tapferen Sulioten Marko Botsari hat man in der Nähe ein einfaches Denkmal errichtet.

Um 7 Uhr des andern Morgens waren wir schon an der Landungsstelle der Dampfer, aber der Sturmwind, der dem von Patras kommenden Schiffe entgegenwehte, verhinderte

dessen Ankunft. Wir warteten bis 9 Uhr vergeblich, und da auch keine Aussicht auf Änderung des Windes vorhanden, und soweit ich mit dem Fernrohr sehen konnte, nichts von dem Dampfer zu entdecken war, so machte ich unter den etwa 50 anwesenden Personen Propaganda, in einem großen Segelboote mit dem Winde hinüber zu fahren, wozu sich auch über 20 bereit fanden, darunter zwei italienische Arbeiter mit ihren Familien. In zwei Stunden hatte das Boot die 30 km betragende Entfernung durchflogen, eine äußerst kurze Zeit, die aber doch den meisten Passagieren zu lang dünkte, so sehr hatte die Seekrankheit sich ihrer bemächtigt.

Ich machte einen Spaziergang durch die Straßen des sich lebhaft entwickelnden Handelsplatzes, und lernte dabei auch einige Aromunen kennen, die dort ihre Geschäfte haben, und erfuhr, daß über 20 Familien dort sein sollen, die aus Epirus (Siraku, Kalarites, Metsovo) stammen. Ich erwähne dieses nur, weil Philippson in Petermanns Mitteilungen 1890, Heft I, S. 19 die Bemerkung macht: „Es giebt keinen einzigen walachisch redenden Menschen im Peloponnes“. Gegen Abend ging ich mit Ephraim auf die hochgelegene Burg, von der aus man einen prächtigen Blick auf die Umgebung und den Golf genießt.

Andern Tages führte uns die Eisenbahn nach unserm Ausgangspunkte Athen, dessen scharfe, staubige Luft mir unangenehm auffiel im Vergleich zu der milden, feuchten von Akarnanien.

V. Kapitel.

Frühjahr 1890.

1. Von Athen über Theben und Chalkis nach Volo.
(8.—13. März.)

Nach dreimonatlichem Aufenthalte in Athen freute ich mich, daß mir das beginnende Frühjahr gestattete, mein Wanderleben wieder aufnehmen zu können, das durch den ständigen Wechsel der Umgebung, durch den Umgang mit den einfachen, natürlichen Leuten, durch das Losgelöstsein von allem gesellschaftlichen Zwange einen Reiz auf mich ausübte, dem ich mich gerne hingab.

Am Abend des 8. März fuhr ich nach einem Chane in der Athenestraße, von wo die Post nach Theben abgeht. Trotzdem ich eine große Kiste mit Gepäck nach Deutschland geschickt hatte, blieb mir immer noch ein bedeutendes Gewicht, das mir auf der Weiterreise sehr hinderlich war. Um $8^1/_2$ Uhr setzte sich der schwere Postwagen, gezogen von vier Pferden, in Bewegung. In dem kleinen Raume desselben saßen sechs Personen zusammengepfercht. Es war heller Mondschein, sodaß man weithin die Landschaft überblicken konnte.

Von Daphne ab senkt sich die Straße längs des Meeres in die eleusinische Ebene hinab, die wir rasch durchfuhren; dann traten wir in die Berge ein. Bei Vilari verließen wir wegen der Steilheit des Weges den Wagen und setzten zu Fuß unsern Weg bis zum Chane Kundura fort, wo wir kurz

nach Mitternacht ankamen. Eine Viertelstunde später erschien auch der Wagen.

In dem niedrigen, schwarzgeräucherten Raume lagen einige Gestalten auf dem Boden ausgestreckt, die sich nur mühsam aus dem Schlafe aufrafften. Das Feuer wurde angefacht und bald ließ sich das Zischen der Bratpfanne hören. Wir bekamen Eierkuchen und Rezinato, mit Harz versetzten Wein, an den man sich, so unangenehm auch im Anfange der Geschmack erscheint, doch bald gewöhnt, gerade so wie an den Geschmack der Oliven.

Um 2 Uhr ging es mit frischen Pferden weiter. In der Nähe der Ruinen von Elevtherae durften wir wieder etwa eine Stunde lang zu Fuß gehen, was mir trotz der empfindlichen Kühle der Nacht nicht unangenehm war; bot mir doch der ungehinderte Anblick der wilden Gegend mit den kahlen, schwarzen, schroffen Felsen einen angenehmen Ersatz für die Enge des Wagens. Auf der Höhe bei einem zerfallenen Wachthause stiegen wir wieder ein, und rasch rollte der Wagen in die böotische Ebene hinunter. Es war schon hell, als wir das albanesische Dorf Krüekukj passierten und um $6^1/_2$ Uhr fuhr der Wagen rasselnd in Theben ein.

Im Hôtel Böotia, dem einzigen, bescheidenen Gasthause, in dem etwa 3500 Einwohner zählenden Städtchen, das dazu noch von Ingenieuren und Baumeistern, die an der Bahn und bei den Arbeiten am Kopaïssee beschäftigt waren, in Beschlag genommen war, mußte ich eine kleine Kammer mit zwei Betten mit einem Ingenieur, einem Venetianer teilen; während Naki mit der Diele fürlieb nehmen mußte. In der Nähe dieses Hôtels befindet sich eine Art von Restaurant, wo man für viel Geld wenig zu essen bekommt.

Beim Mittagessen hatte ich die Freude einige Amerikaner zu treffen, die von dem nahen Platäa, wo sie Ausgrabungen machten, herübergekommen waren. Gemeinschaftlich besuchten wir die Sehenswürdigkeiten Thebens. Von Altertümern sind nur spärliche Reste vorhanden, die in einem Keller zusammengestellt sind. Einige Stücke befinden sich auf dem Friedhofe,

wo in der Kirche das Grab des Evangelisten Lukas gezeigt wird, andere befinden sich in dem Thurme der Venetianer und als Brunnenzierden eingemauert.

Die Stadt besteht aus drei getrennten Teilen. Der größte liegt auf der Höhe, wo die alte Stadt gestanden hat; von der Westseite aus nimmt sich dieser Teil sehr hübsch aus. Die beiden andern Viertel liegen in der Tiefe.

Die Bewohner sind zum größten Teile Albanesen, wie auch die umwohnende Landbevölkerung. In zweiter Linie kommen die Aromunen in Betracht. In der Hauptstraße habe ich mit einer ganzen Anzahl von ihnen gesprochen und sie bestätigten mir alle, daß die Bewohner dieser Straße zur Hälfte aromunischen Ursprungs seien. Sie stammen meist von dem oberen Aspropotamos, aus Koturi, Lepinitsa, Pira und andern Orten. Die meisten kennen ihre Heimat nur von Hörensagen, da sie schon seit Anfang dieses Jahrhunderts in Theben ansässig sind. Die jüngere Generation versteht zwar noch die Muttersprache, spricht sie aber nicht mehr. Der Fremde, der nicht sein besonderes Augenmerk darauf richtet, dem der aromunische Typus unbekannt ist, wird sie als solche gar nicht erkennen, er wird sie für Griechen halten. Das eigentlich griechische Element ist in Theben nur schwach vertreten.

Wieder konnte ich die Post benutzen, um nach Chalkis zu gelangen. Diesmal war außer mir und Naki kein Fahrgast in dem alten Wagen, dessen Fensterscheibe auf der rechten Seite durch eine Blechplatte ersetzt war, die die Aussicht benahm; von vorn wehte der Wind herein und trieb uns einen fein niederrieselnden Regen ins Gesicht. Das einzige Gute war, daß die Fahrt rasch ging, denn schon nach 3 Stunden hatten wir die 35 kl betragende Entfernung zurückgelegt.

Ich stieg ab im Hôtel des Etrangers, dessen Einrichtung aber keineswegs dem stolzen Namen entsprach. Für eine kleine Kammer mit zwei schlechten, schmutzigen Betten forderte man vier Francs, für die dortigen Verhältnisse ein hoher Preis. Der Fußboden bestand aus einfachen Dielen, durch deren Spalten man in den unteren Raum blicken konnte, und die

unter unsern Tritten elastisch schwankten; Naki meinte lachend, es sei ein Fußboden à la Franca mit Federn. Was die leibliche Verpflegung betrifft, so läßt sie für einen an griechische Kost einigermaßen gewöhnten Magen nichts zu wünschen übrig.

Die etwa 8000 Seelen betragende Bevölkerung ist rein griechisch. Von Aromunen fand ich nur einige Silberarbeiter aus Neveska, die sich dort niedergelassen haben. Die Leute klagten über den Rückgang der Geschäfte, veranlaßt durch die Einführung der billigen, europäischen Schmucksachen, die wenigstens bei der städtischen Bevölkerung die feinen Silberfiligranarbeiten verdrängt habe.

Das Landvolk hängt noch an den alten Gebräuchen und Trachten fest und die jungen Mädchen sind glücklich, wenn sie eine Schnalle in getriebener oder Filigranarbeit von unförmlicher Größe und mit einigen Glasperlen geschmückt an Sonntagen und bei festlicher Gelegenheit tragen dürfen. Der Preis einer solchen Schnalle beläuft sich auf 100 bis 150 Francs, früher, als man noch reines Silber nahm, schwankten sie im Werte von 500 bis 1000 Francs. Außer den Schnallen werden auch schwere Halsketten getragen, deren einzelne Stücke gegossen sind. Hier zum ersten Male hörte ich, eine unter den Silberarbeitern verbreitete Überlieferung, daß die Aromunen die Kunst der Filigranarbeit nach Venedig gebracht hätten. Was daran Wahres ist, oder ob sie nicht vielmehr die Kunst von dort geholt haben, vermag ich nicht zu sagen. (Vergl. Aromunen II, S. 62 u. Tafel I).

Was in Chalkis den Blick des Fremden fesseln kann, das ist die gut erhaltene Wasserleitung, die verlassenen Festungswerke aus der Venetianerzeit und vor allem die Brücke über den schmalen Meeresarm, zwischen der Insel Euböa und dem Festland, unter der das Wasser je nach dem Wechsel der Ebbe und Flut mit einer Macht und Schnelligkeit hindurchströmt, daß selbst Dampfer nicht dagegen ankommen können. Die noch nicht 20 m breite Brücke besteht aus zwei Teilen, die seitlich gedreht werden, wenn Schiffe passieren wollen.

Einen interessanten Anblick gewährt der Brückenkopf mit seinen mächtigen, durch den Thorweg verbundenen Thürmen, die mit den Zinnen und teilweise zerfallendem altersgrauen Gemäuer in die Zeiten versetzen, wo Venedig, dessen Wahrzeichen, der Markuslöwe, in dem südlichen Thurme eingemauert, die Adria beherrschte.

Brücke über die Meerenge bei Chalkis.

Der moderne Name von Chalkis „Negroponte“ rührt offenbar von dem düsteren Aussehen des Brückenkopfes her. Dieser befindet sich eigentlich auf einer kleinen Insel, doch ist der Meeresarm nach der Seite des Festlandes zu noch viel schmäler als der andere und weniger tief und durch eine feste Brücke überwölbt. Die noch erhaltenen Wälle der Citadelle lassen erkennen, wie fest die Stadt früher gewesen sein muß

und wie es der tapferen venetianischen Besatzung möglich gewesen ist einem türkischen Heere von 120000 Mann und einer Flotte von 300 Schiffen vom 15. Juni bis 12. Juli 1470 zu widerstehen. Nur mit dem ungeheuern Verluste von 50000 Mann gelang es den Türken in die Stadt einzudringen und alle Italiener, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, niederzumachen.

Um 10 Uhr früh am 13. März schifften wir uns ein, aber erst um 2 Uhr konnte sich das Schiff der widrigen Strömung wegen in Bewegung setzen. Zum Kajütengefährten hatte ich einen Obersten aus Larissa; der Verkehr zwischen allen Passagieren, die des Zwischendecks nicht ausgenommen, war sehr lebhaft und ungezwungen. Daß der Handwerker, der Kapitän, der Offizier, der Bauer, der Student sich in ein politisches Gespräch einließen und daß dabei jedem die gleiche Aufmerksamkeit zu Teil wurde, ist ein schöner Zug, den man in diesem Maße wohl nur im Orient findet.

Das Wetter während der Fahrt war wunderschön. Wir fuhren immer in der Nähe des östlichen Ufers, das genug landschaftlichen Reiz bietet. Die Hauptberge fallen steil in das Meer, auf ihren Gipfeln lag noch der glänzende Schnee und an ihrem Fuße prangten die Bäume in der herrlichsten Blütenpracht. Um 1 Uhr in der Nacht erreichten wir Volo.

---

2. Volo und Umgebung. (14.—19. März.)

Schon bei meinem ersten Aufenthalte in Volo hatte ich die Bekanntschaft des Herrn Dr. Nikolaidhis Perdhikis gemacht, eines jungen Herrn, der in München studiert hatte und sich freute, einem Deutschen als Führer in seiner Heimat dienen zu können. Sein Vater ist ein reicher Handelsherr, ein Aromune aus Dobrinovo in Zagori, der in Triest und Piräus Zweiggeschäfte hat. Auch das Personal, wenigstens in Volo, besteht zum größten Teile aus Aromunen. Doch ist

im Ganzen das aromunische Element in der Bevölkerung sehr schwach vertreten; zur Winterszeit allerdings sind mehr anwesend, allein diese wohnen weniger in der Stadt selbst, als vielmehr in der Umgebung und finden sich nur an Markttagen ein. Ich fand Aromunen aus Perivoli, Samarina und aus Zagori, die ihre schönen, wollenen Teppiche und Strumpfwaren feil hielten.

In der Nähe von Volo haben sich auch viele aromunische Familien dauernd niedergelassen, haben ihre schönen bewaldeten Berge verlassen und sich dem Ackerbau gewidmet, eine Umwandlung zu der gewiß nur die bitterste Not die an die freie Bewegung im Gebirge gewöhnten und aller ländlichen Arbeit abholden Männer gezwungen hat. Ich besuchte das 20 Minuten nach Nordosten von der Stadt liegende Dörfchen Bachtše, wo sich 50 Familien, meist von Perivoli stammend, angesiedelt haben, wobei sie die turmartigen Häuser eingenommen haben, die von ihren früheren Bewohnern, den Türken, verlassen worden sind, als Thessalien an Griechenland fiel. Die Leute haben ihre Tracht und Sprache noch bewahrt und — die Sehnsucht nach den Bergen.

Eine halbe Stunde östlich von Volo liegt ein anderes Dorf Alimeria oder La Vlachlu, das ich am letzten Tage meines Aufenthaltes besuchte. Es ist eine ältere aromunische Niederlassung. Ein bejahrter Mann sagte mir, daß sie vor zwei Menschenaltern dorthin gekommen seien, vertrieben durch Ali Pascha. Es sind etwa 60 Familien; die übrigen Bewohner des Dorfes sind Griechen. Auch sie haben, trotzdem sie schon lange unter den Griechen wohnen, ihre Sprache und Tracht noch nicht aufgegeben. Ein drittes Dorf nach Westen gelegen ist Schesku mit 40 Familien, sämtlich dem Stamme der Faršerioten angehörig, die man in Thessalien auch Kătšăun oder Kătšun nennt. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, bleiben aber auch im Sommer mit den Herden in Thessalien.

3. Velestino und Larissa. (20.—22. März.)

Den größten Teil meines Gepäcks sandte ich mit dem Schiffe nach Saloṅichi an das deutsche Konsulat. Herr Perdhiki gab mir das Geleit bis Velestino, wo wir uns bis zum Nachmittage aufhielten. Selbst die Bahnverwaltung ist von der Hellenisierungswut befallen. Ich verlangte ein Billet nach Velestino und erhielt eins mit der Aufschrift „Pherae."

Wir besuchten, dort angekommen, verschiedene Chane, bekamen auch ein leidliches Mittagessen. Ich wollte den Vater meines Freundes Vasilaki, den ich in Athen kennen gelernt hatte, besuchen, der mit seiner und den von ihm abhängigen Familien dort den Winter verbringt. Die Leute, obgleich sie vermögend sind, wohnen in einem ebenso einfachen, armseligen Hause und leben in so bescheidenen Verhältnissen, wie die ärmsten Hirten, die in ihren Diensten stehen. Im Winter besteht die Bevölkerung von Velestino zu drei Vierteln aus Aromunen, im Sommer aber bleiben nur 60 Familien zurück, die sich der Landwirtschaft gewidmet haben. Auch diese stammen meist aus Perivoli. Einer der bekannteren Dichter des modernen Griechenlands, Riga (Pheraeos), ist dort aus einer arom. Familie geboren.

Am Nachmittage brachte mich der Zug durch das ebene Land nach Larissa, woselbst ich im Hôtel von Jerji Tsami aus Vlacho-Livadhon abstieg. Dasselbe ist gut besucht, reinlich und hat einen guten, namentlich von Offizieren besuchten Mittagstisch.

Mit dem Wirte unterhielt ich mich über seine Heimat Vlacho-Livadhon, wo ich vier Wochen auf meiner ersten Reise verbracht hatte. Er sprach seinen unverfälschten heimatlichen Dialekt, der den übrigen Aromunen besonders wegen der eigentümlichen Aussprache der š-Laute etwas lächerlich vorkommt. Er erzählte mir, daß er Anführer bei den Aufständen im Jahre 1878 gewesen sei, wobei er von Griechenland Geld empfangen habe zur Ausrüstung und Unterhaltung der

Leute und speziell mit der Bestimmung auf türkischem Boden Aufruhr und Unruhe zu erregen. Es ist das zwar eine bekannte Thatsache, aber ich hatte doch noch niemanden getroffen, der mir darüber eine ganz bestimmte Auskunft hätte geben können. Daß die rohen Gesellen sich oft in Räuber umwandeln und ihre Macht auch gegen die Christen statt gegen die türkischen Soldaten anwenden, ist leider nur zu oft vorgekommen. Tsami, nachdem sein Vermögen in seiner Heimat von den Türken eingezogen worden war, zog sich nach Larissa zurück und beklagte sich bitter nicht von der griechischen Regierung entsprechend seinen Leistungen und dem, was er bei den Kämpfen verloren habe, belohnt worden zu sein. Aber er hat sich durch seine Energie und seine Intelligenz rasch in die Höhe gearbeitet.

Larissa ist noch lange nicht so aufgeblüht wie Volo oder Trikala, aber augenscheinlich hebt sich die Stadt und an Stelle der türkischen Lehmhütten werden solide Steinhäuser errichtet. Die schmutzigen, kleinen Gassen mit dem Blicke auf vergitterte Fenster weichen breiten Straßen mit Magazinen. Die Bevölkerung soll 15 000 Köpfe stark sein, die Zahl der Türken ist sehr gering, da fast alle nach Makedonien und Kleinasien ausgewandert sind. Im Innern der Stadt wohnen etwa 20 aromunische Familien, in der Vorstadt jenseits des Flusses ist ein ganzes Viertel, das im Winter von Hirten aus den Bergen besetzt ist.

Mein Besuch daselbst und in den Läden, veranlaßten einen Herrn, dessen Bekanntschaft ich auf dem Schiffe gemacht hatte, das Gerücht auszusprengen, ich sei der Sohn von Apostel Margarit, dem Führer der rumänischen Propaganda in der Türkei, und sei gekommen auch auf griechischem Boden diese Propaganda zu verbreiten. Die Folge war, daß die Polizei mir auf Schritt und Tritt folgte und, wenn ich einen Besuch gemacht hatte, hinging und sich erkundigte, was ich gesagt habe. Auch mein Wirt wurde veranlaßt mich auszufragen; auch er wollte meiner Versicherung, daß ich Deutscher sei, nicht rechten Glauben schenken. Dieses Spionieren verleidete

mir den Aufenthalt. Ich ließ auf dem türkischen Konsulate unsere Pässe visieren und brach dann auf.

---

4. Toivaš und das Tempethal. (23. und 24. März.)

Von Larissa aus war ich wieder auf das Reiten angewiesen und, da ich keine eigenen Pferde mehr hatte, mietete ich zwei Maultiere für mehrere Tage bis zur Grenze. Es waren alte, schwache Tiere, sodaß ich meist vorzog zu Fuß zu gehen. Wir wanderten in nordöstlicher Richtung durch die um Larissa sich ausbreitende Ebene, die ehemals von Muhamedanern bevölkert war, von denen aber nur noch sehr wenige ansässig sind. Das Land ist sehr fruchtbar, wird aber alle fünf Jahre von dem im Süden sich befindlichen Wasserbecken überflutet. Es besteht der Plan die Wasserverhältnisse zu regeln und den jetzt unbebauten Sumpfboden für den Ackerbau zu gewinnen.

Es erhob sich ein Gewitter und der Regen goß in Strömen hernieder; der schwarze Lehmboden wurde so zäh und schlüpfrig, daß ich kaum darin fortkommen konnte. Unter einer Brücke fanden wir schließlich Schutz, wo wir das Ende des Regens erwarten konnten. Dann bestieg ich doch das Maultier, da der Weg durch einen Morast führte, bis wir den Fuß eines Höhenzuges erreichten, den wir an einer Einsenkung überschritten und uns dann in einem großen Thalkessel befanden, in dem unser Reiseziel, das Dörfchen Toivaš, lag.

Die Bewohner sind Aromunen, etwa 50 Familien. Die meisten bleiben immer im Dorfe, doch die Männer und größeren Burschen und einige Weiber ziehen im Sommer unter Führung des Tšelnik mit den Herden in die Kalive (Hüttendorf) auf dem Bergzug zwischen Ochrida und Resen, an denen ich im vergangenen Sommer beim Überschreiten jenes Berges vorübergekommen war.

Ich fragte einige Burschen, mit denen ich im Chane zusammen kam, nach den Räubern jener berüchtigten Gegend.

„Dir“, meinten sie, „wäre nichts passiert, denn wir kannten dich ja als unsern Freund.“

Die Leute stammen ursprünglich von Perivoli, sie haben das Dorf Toivaš und die gesamte Gemarkung von den wegziehenden Muhamedanern gekauft. Den größten Teil davon nahm der Tšelnik, der allein 1500 türkische Lira bezahlt hat. Die Gemeinde liegt im Prozeß mit der griechischen Behörde über die Gemarkungsgrenze. Eine halbe Stunde nach Südosten liegt ein anderes aromunisches Dorf Suflari mit 35 Häusern.

Der Chandži hatte mich mit in sein Haus genommen, einer armseligen Lehmhütte, die keinen genügenden Schutz vor der eindringenden Kälte in der Nacht bot, bis ich mich schließlich unter dem Teppiche, der mir als Lager diente, vollständig verkroch, in dem ich Nakis Beispiel folgte, der es schon am Abende vorher so gemacht hatte.

Nachdem der Nebel am andern Morgen sich etwas gelegt hatte, zogen wir in dem Thale, das zwischen dem Kissavo (Ossa) und einer davor liegenden niedrigen Bergkette liegt in nördlicher Richtung weiter. Es ist gut bebaut und mehrere größere Dörfer liegen in demselben, in denen auch zerstreut aromunische Hirten ihre Winterquartiere nehmen. Nach einer Stunde waren wir dem großen Dorfe Böjük Kisserli gegenüber, das eine aus Albanesen, Bulgaren und Griechen gemischte Bevölkerung hat, und nach einer weiteren Stunde bei der Verengung des Thales, in der Nähe des Dorfes Kutšuk Kisserli. Als wir das Dorf Baba am Eingange des Tempethales erreichten, waren wir gerade $3\frac{1}{2}$ Stunden unterwegs.

Wir machten Mittag im Chane, der von einem Aromunen aus Dobrinovo in Zagori bewirtschaftet wird. Später ging ich mit Naki in das gepriesene und schon oft geschilderte Tempe-Thal, das von den damals schmutzig gelben Fluten des Salamvrias durchflossen wird. Obgleich ja die Jahreszeit noch zu weit zurück war, als daß das Thal mit seinem vollen Reiz auf mich hätte wirken können, da Bäume und Sträucher noch blätterlos waren, so wurde dennoch meine Erwartung übertroffen.

Die Enge des Thales mit dem rauschenden und brausenden Wasser, die schroff von beiden Seiten abstürzenden gewaltigen Abhänge mit überhängenden Felspartieen, und zahlreich am Fuße derselben hervorbrechenden Quellen, die tiefe Einsamkeit und zugleich der Gedanke an die Vergangenheit des Bodens üben einen Zauber aus, dem sich kein Gebildeter entziehen kann. Ich ließ Naki in der Mitte des Thales, wo ein Weg an eine Felswand hinauf zu der oben liegenden Ruine von Oreas sich abzweigt, mit dem Apparate zurück und wanderte allein weiter, bis die einbrechende Dunkelheit mich ziemlich am östlichen Ausgang der Schlucht zwang zurückzukehren. Bei völliger Nacht traf ich wieder mit Naki, der aus Besorgnis mir entgegenkam, zusammen und ermüdet erreichten wir den Chan.

---

5. Tsaritsena und Elassona. (25.—27. März.)

Am nächsten Morgen folgten wir dem rechten Ufer des Salamvrias aufwärts; nach fünf Viertel Stunden kamen wir durch das Dorf Bašlar, das von Aromunen aus Smixi bewohnt wird. Nach weiteren drei Viertel Stunden überschritten wir den zwischen Felswänden eingeengten Fluß auf einer steinernen Brücke, die sich 2 klm weiter oberhalb der Stelle befindet, als sie auf der Kiepertschen Karte von Epirus und Thessalien eingezeichnet ist.

Wir hielten uns ziemlich am Fuße des Gebirgsstockes, der die Grenze zwischen der Türkei und Griechenland bildet. An einem Bache mit frischem Wasser machten wir eine Rast von einer Stunde; dann ging es weiter durch das Dorf Karadžolo, wo Aromunen vom Aspropotamos den Winter verbringen und sich auch zum Teil niedergelassen haben, kamen von dort in einer halben Stunde nach dem Dorfe Ligari, durch das die von Tirnova kommende Straße zieht. Dieselbe windet sich steil aufwärts nach der Grenzstation, die wir nach einem Marsche von $6\frac{1}{2}$ Stunden von Baba aus gerechnet erreichten.

Bei den Griechen waren die Formalitäten schnell erfüllt, bei den Türken dauerte es schon länger. Ich mußte dem Offizier in sein Haus folgen, mußte Kaffee mit ihm trinken, mußte ihm erzählen, woher ich kam, wohin ich wollte, was ich beabsichtigte, kurz ich hatte wieder eines der Verhöre zu bestehen, wie ich deren schon so viele auf türkischem Boden durchgemacht hatte. Die Untersuchung des Gepäckes dauerte ziemlich lange, da offenbar der Bakschisch, den Naki dem Unteroffizier gegeben hatte nicht genügte, aber wir hatten durchaus nichts Steuerbares, und so ließ ich sie gewähren.

Den Keradži von Larissa konnte ich mit seinen Maultieren zurückschicken, da sich zufällig ein Bursche mit zwei Pferden fand, der nach Tsaritsena ging. Ich war ganz zufrieden, daß ich nach dem langen Fußmarsche reiten konnte. Rasch zogen wir thalabwärts und kamen, als es schon dämmerte, nach dem der Grenze nahen Tsaritsena, wo ich einen mir von meiner ersten Reise bekannten jungen Mann aus Samarina fand, der sich freute, mich bei sich aufnehmen und bewirten zu können.

Tsaritsena zählt 500 Häuser; die Hälfte der Bewohner oder mehr sind Aromunen. Aber nur 50 Familien wohnen auch im Sommer hier, die andern sind dann in den Bergen. Die übrigen Bewohner sind Griechen, griechisch gesinnt sind aber alle. Das sollte auch mein Wirt Papa Joan erfahren, als er im Herbste dorthin kam, um eine aromunische Schule ins Leben zu rufen. Niemand wollte ihn bei sich aufnehmen, bis schließlich eine griechische Witwe, die kurz vorher ihren Sohn verloren hatte, sich seiner erbarmte, obgleich sie sich dadurch viel Feindschaft zuzog. Nach vieler Mühe gelang es dem energischen jungen Manne eine Anzahl der ärmeren Klasse angehörige Kinder zusammen zu bringen, aber bald zwang man die Eltern durch Drohungen oder überredete sie durch Versprechungen ihre Kinder wieder wegzunehmen. Da dies nicht bei allen gelingen wollte, suchte man den Lehrer durch Verläumdungen, die natürlich von der Geistlichkeit speziell dem Bischofe, einem Albanesen, ausgingen, fortzuschaffen. Er wurde angeklagt mit Räubern in Verbindung zu stehen

und deren Helfershelfer zu sein, infolgedessen wurde er ins Gefängnis geworfen, aber nach einer Woche wieder frei gelassen, da man keine Beweise für seine Schuld beibringen konnte; doch der Zweck war erreicht: die Schüler hatten ihn sämtlich verlassen.

Am Mittag des folgenden Tages kam ein Herr, der mir ebenfalls von früher her bekannt war, namens Adam Kotula von Vlacho-Klisura aus dem nahen Elassona herüber, wo er von meiner Ankunft gehört hatte, und lud uns ein, ihn zu besuchen. Wir legten zu Fuß die nur drei Viertel Stunden betragende Entfernung zurück, während Naki mit dem Gepäck und einem Pferde später folgte.

Auch in Elassona, dem Hauptorte des Bezirks und Sitz des Kaimakams, giebt es eine Anzahl Aromunen, meist aus Vlacho-Livadhon stammend und einige Griechen, doch die Mehrzahl der Bewohner sind Türken. Der Grenze wegen liegt auch daselbst eine starke Garnison. Die Lage des Ortes am Fuße einer steilen Bergeshöhe, auf dessen Spitze ein altersgraues Kloster liegt, ist sehr hübsch. Nach Südwesten erstreckt sich eine von Bergen umrahmte fruchtbare Ebene, die im Jahre 1885 der Schauplatz von Kämpfen zwischen Türken und Griechen gewesen ist.

Als Durchgangspunkt des einzigen Weges zwischen Makedonien und Thessalien herrscht hier reger Verkehr. Es befindet sich sogar ein griechischer Konsul am Platze, ein liebenswürdiger Herr. Ich besuchte natürlich auch den Kaimakam, um ihm meine Papiere zu zeigen; er verweigerte aber, sie zu lesen mit dem Bemerken, „meine klaren Augen und meine reine Stirn seien mehr wert als jeder Paß“, doch verfehlte er nicht, mir die Polizei auf den Hals zu schicken, die mich um so gründlicher ausfragte. Er machte mir sogar in Begleitung des Höchstkommandierenden und des Polizeichefs einen Gegenbesuch und alle drei ließen sich von mir photographieren, was strenggläubige Türken nie thun würden. Dann mußte ich sie nach einem Garten begleiten, wo die Militärkapelle aufspielte und zwar meist deutsche Märsche.

Ich besuchte auch das auf der Höhe liegende Kloster St. Maria, um die Bibliothek zu besichtigen, die, wie ich hörte, kirchliche Bücher und Handschriften enthält. Leider aber war der Schlüssel in der Stadt und es war zu spät, um noch danach schicken zu können.

---

6. Servia (Selfidže). (28.—29. März.)

Ein Herr aus Smyrna, der auch nach Servia reisen wollte, war so freundlich mir einen Platz in seinem Wagen anzubieten, was ich dankbar annahm. Als Gegenleistung sorgte ich für die Bedeckung, die in der durch Räuber unsicher gemachten Gegend notwendig war. Es erschien erst ein Suvari zu Pferd und, als wir schon unterwegs waren, stieß noch auf den besondern Befehl des Kaimakams eine Abteilung von sechs Dragonern zu uns, die den Wagen umgaben, sodaß wir beruhigt sein konnten. Naki folgte mit dem Gepäck zu Pferd nach. Die Straße nach Servia als Militärstraße ist in einem leidlichen Zustand, selbst die Brücken waren sämtlich passierbar, was in der Türkei eine große Seltenheit ist.

Bald hatten wir die Höhe von Elassona hinter uns und fuhren durch welliges Terrain mit dem Blick auf den in einen mächtigen Schneemantel eingehüllten Olymp, an dessen Fuß das große aromunische Dorf Kokinopló liegt, während uns von dem Abhange des Tšapkaberges die schmucken Häuser von Vlacho-Livadhon herüber winkten, wo ich im Sommer 1886 vier Wochen mit Sprachstudien beschäftigt verbracht hatte.

Wir machten nur einmal Halt bei einem Chane, wo wir uns stärkten an den kalten Speisen, die wir der Liebenswürdigkeit des griechischen Konsuls in Elassona verdankten. Von dort hebt sich die Straße allmählich bis in die Nähe von Servia, dessen verfallenes Schloß, das ziemlich hoch über der Stadt liegt, man von der Straße aus in der Tiefe erblickt.

Ein Fußweg führt schnell in den Ort, die Straße aber, der wir folgten, macht einen weiten Umweg um an den nördlichen Fuß der Berge zu gelangen. Nach siebenstündiger Fahrt hatten wir das im hellsten Sonnenschein daliegende Städtchen erreicht.

Von Herrn Dr. Athanas, einem Aromunen aus Salonichi, aus einer Livadhiotischen Familie stammend, wurde ich als alter Bekannter herzlich bewillkommnet.

Interessant war mir das Urteil dieses Mannes über seine eigene Nation. Während nämlich die der griechischen Partei Angehörigen nichts davon wissen wollen, daß sie Aromunen sind, sondern, wo sie nur können, in verächtlicher Weise ihre Nationalität verläugnen, die nationale Partei aber in dem Wahne befangen, als zählten sie nach Millionen, sich der Illusion hingiebt, daß sie dereinst eine wichtige Rolle unter den Balkanvölkern zu spielen berufen sind, meint Dr. Athanas in der bilderreichen Sprache seines Volkes: „Wir Aromunen sind unter einem bösen Stern geboren.“ Damit hat er die Lage der Aromunen richtig erkannt. Ein schlimmes Geschick war es, das die Aromunen von ihren Brüdern, von ihren Stammesgenossen getrennt hat, das sie ebenso verschwinden lassen wird, wie die Walachen Mährens, oder wie die Istriens, die dem Erlöschen nahe sind. Ohne seine Nationalität läugnen zu wollen, im Gegenteil, stolz darauf ein Aromune zu sein, weil diese in den Gegenden, wo sie wohnen, sowohl den Slaven, als den Albanesen durch Intelligenz und Reichtum überlegen sind, zieht er es doch vor, sich der griechischen Partei anzuschließen, weil er inmitten des griechischen Volkes wohnt, und weil es vergeblich wäre, gegen das Schicksal anzukämpfen. Die Aromunen des Olymp in den drei Orten: Vlacho-Livadhon, Kokinoplo und Fteri sind wohl ausnamslos der griechischen Sache ergeben und die aus den Freiheitskriegen bekannten Thaten eines Georgios Olympios, eines Aromunen aus Fteri, von den Türken Vlach-Bey genannt, eines Andrutsu und dessen Sohnes Odysseus aus Vlacho-Livadhon beweisen, bis zu welchem Grade die Begeisterung geht.

Die Bevölkerung von Servia besteht zum größten Teile aus Türken, es giebt etwa 100 griechische und 50 aromunische Familien aus Vlacho Livadhon und dem nun verlassenen Neochori stammend. Merkwürdig ist, daß hier selbst die Griechen aromunisch sprechen können oder wenigstens verstehen, da sie als die Ärmeren auf jene angewiesen sind.

Am andern Tage besuchten uns vier Räuber, die bewirtet und so behandelt wurden, als ob sie die trefflichsten Menschen wären. Sie hatten sich, nachdem sie jahrelang in den Bergen gelebt und die Gegend unsicher gemacht hatten, freiwillig der türkischen Behörde gestellt, da sie das Räuberleben leid waren. Statt nun aber, wie es rechtens wäre, eine Strafe für ihre Schandthaten zu erhalten, bleiben sie auf freiem Fuße, werden eingekleidet und besoldet und helfen Jagd auf andere Räuber machen, um eines schönes Tages, wenn die Sehnsucht sie packt, wieder in die Berge zu laufen. Es waren vier verwegen aussehende Gesellen, sämtlich gedrungene, kräftige, nicht unschöne Gestalten, die aber dadurch, daß sie Bart- und Haupthaare hatten lang wachsen lassen und die Kleidung, um in der weißen Fustanella nicht aufzufallen, mit Ruß schwarz gefärbt hatten, wohl Schrecken einzuflößen vermögen, wenn sie urplötzlich auf den Reisenden einspringen. (Siehe das Bild S. 112 in Aromunen II.) Mit größter Ruhe sagte mir der Hauptmann, sie hätten auch mich herankommen sehen und auch gewußt, daß ich kommen würde, aber es wären zu viel Dragoner gewesen, als daß sie uns hätten angreifen können.

„Was hättet ihr denn verlangt, wenn ihr mich gefangen hättet?“ fragte ich ihn.

„1000 Lira“ (etwa 20000 M.)

„Aber soviel Geld habe ich bei weitem nicht.“

„Doch, doch, ihr Franken tragt Hosen, ihr habt alle viel Geld“, meinte er.

Wie es den Leuten geht, die das Unglück haben in die Hände der Räuber zu fallen, mögen einige Beispiele illustrieren. Herr Dr. Athanas, mein Wirt, ist von Räubern, größtenteils Aromunen, gefangen und für 10000 M. freigelassen worden,

ebenso seine Frau, die man auf 8000 M. taxierte. Die Behandlung war gut, und hatte auch seine Frau sich über nichts zu beklagen. Die muhamedanischen Albanesen und die Gegen nehmen nie Frauen gefangen, so ungalant sind nur die Aromunen und Griechen.

Dr. Zisi Papanastas in Grebena wurde mit mehreren anderen gefangen, aber es gelang ihm mit Hilfe eines der Bande angehörigen, ihm bekannten Räubers zu entfliehen.

In Vlacho-Klisura wurden bei einer festlichen Gelegenheit eine Anzahl Frauen geraubt, alle bis auf die schönste entlassen, diese gab man nach einigen Tagen ohne Lösegeld frei, aber — man hatte sie nicht galant behandelt.

In demselben Orte wurde ein Knabe gefangen, für den man eine große Geldsumme verlangte. Der Vater konnte aber nur einen Teil der Summe zusammenbekommen, den er mit einem Briefe an die Räuber schickte, flehentlich bittend, in Anbetracht seines Unvermögens sich damit zu begnügen. Man schickte ihm das Geld zurück und in einem Sacke den Kopf seines Kindes. Der Vater selbst erzählte mir 1886 weinend diese Greuelthat. In beiden Fällen waren die Räuber zum größeren Teile Aromunen, die wenig Rücksicht darauf nehmen, ob sie es mit Landsleuten zu thun haben oder nicht.

Herr Jerasimos Kyriaš in Monastir ist von albanesischen Räubern entführt und 5 Monate lang unter unsäglichen Leiden und Entbehrungen von Ort zu Ort geschleppt worden, bis er von der englischen Bibelgesellschaft für 700 tk. Pfund freigekauft wurde.

Wie schon oben erwähnt, wurde der arom. Lehrer in Nižopolje gefangen und sollte eine Summe Geldes beschaffen. Da er aber ganz unvermögend war, behauptete er kein Geld schaffen zu können. Darauf schnitten ihm die Räuber ein Ohr ab und, als auch das nichts half, ließen sie ihn nach drei Wochen laufen.

In allen diesen Fällen haben wir es mit Räubern zu thun, die die Räuberei handwerksmäßig betreiben. Es kommt ihnen darauf an, vermögende Personen gefangen zu nehmen und eine

möglichst große Summe zu erpressen. Die Behandlung ist im allgemeinen eine gute, jedenfalls sorgen sie, daß die Gefangenen zu essen haben, so gut und noch besser als sie selbst. Aber sie stellen auch sehr große Anforderungen an ihre Marschfertigkeit und sparen selbst dabei nicht Schläge. Doch ist das Leben des Gefangenen nur dann bedroht, wenn sie verfolgt werden; dann kennen sie keine Barmherzigkeit.

Sie leben in Banden von 6—100 Mann, selbst solche bis 300 Mann sollen vorkommen. Es sind kräftige Menschen, die den Tod nicht scheuen. Gustav Meyer, in seinen Essays und Studien II p. 195, sagt in Bezug auf die Räuber: „Besonders das Überwintern an den eisigen Abhängen des ganz von Menschen verlassenen Gebirges ist eine furchtbare Probe auf die Widerstandsfähigkeit dieser Leute". Das trifft für die Pindusräuber nicht zu, denn diese leben im Winter in Städten, seltener auf dem Lande. Nur wenige wagen es in den milderen Küstenstrichen ihr Handwerk fortzusetzen. Im Winter reist jeder ohne Furcht durch das Gebirge, weil er weiß, daß es dann keine Räuberbanden giebt. Wovon sollten auch die Leute in dem verlassenen, mit Schnee bedeckten Gebirge leben? Jahre und Jahre lang treiben sie das verbrecherische Handwerk, bis eine Kugel sie erreicht oder sie die Lust an dem unstäten Leben verlieren. Noch eine andere Sorte von Räubern giebt es, denen auch alle und jede Romantik abgeht. Es sind solche, die ihr Opfer aus dem Verstecke niederschießen, es aller Wertsachen berauben und sich aus dem Staube machen. Es sind das meist Gelegenheitsräuber, Hirten, Bauern und Keradži, die nach dem Morde, um unverdächtig zu sein, sofort ihre gewöhnliche Beschäftigung aufnehmen.

Zwischen den Räuberbanden verschiedener Gegend kann sowohl freundschaftliches, als auch feindliches Verhältnis bestehen. Im ersteren Falle kommt es vor, daß Gefangene im Bedrängnisfall an andere Banden übergeben werden, im letzteren finden selbst blutige Kämpfe statt, wenn sie sich zufällig im Gebirge treffen. Nicht eher hören diese auf, bis die beiderseitigen Führer gefallen sind und unter neuen Führern Friede

geschlossen wird. Es ist selbstverständlich, daß die arom. Räuber unter den Hirten des Gebirges ihre Mitwisser haben, die sie mit Nahrungsmitteln gegen Bezahlung versehen, und unter den Keradži ihre Spione, die sie benachrichtigen, wenn ein guter Fang zu machen ist. Freilich sind viele unfreiwillige Helfer, denn wohl oder übel müssen die im Gebirge einsam weidenden Hirten den Räubern Dienste leisten, da sie diesen vollständig in die Hände gegeben sind. Verrat müßten sie mit dem Leben zahlen.

Daß das Räuberhandwerk in der Türkei bei gehöriger Energie zu unterdrücken wäre, das hat Rifat Pascha als Vali bewiesen. Durch die von ihm getroffenen Maßregeln wurde in Kurzem das Vilajet von Räubern gesäubert. Es ist ein offenes Geheimnis und den Behörden gewiß nicht unbekannt, daß es albanesische Räuberbanden giebt, die im Dienste der großen Herren stehen. Als besonders berüchtigt in dieser Beziehung ist Aló Bey in Kortša und Jizet Bey in Florina, der, wahrscheinlich infolge seiner Verdienste um die Bevölkerung, in letzter Zeit sogar zum Pascha ernannt wurde. Griechenland ist ziemlich frei von Räubern; denn größere Banden können sich nicht halten. Aber in Thessalien, in Agrapha, namentlich im Gebiete des Aspropotamos, selbst bis in die Gegend von Trikala kommen noch oft genug Anfälle vor.

---

7. Xerolivadhon und Verria. (30. März—2. April.)

Da mein Gefährte aus Smyrna noch einige Tage in Verria blieb, setzte ich allein meinen Weg fort. Ich fand einen Keradži, der für $4^1/_2$ Medžidje (etwa 20 Mark) mit zwei Pferden mich über das Gebirge nach Verria bringen wollte. Naki und der Keradži brachen schon um 5 Uhr früh mit dem einen Pferde auf, während ich in Begleitung eines Suvari ihnen zwei Stunden später folgte; da wir auf der guten Straße, die sich ganz allmählich bis zur Bistritsa (Haliakmon) senkt, rasch vorwärts kamen, hatten wir Aussicht sie bald einzuholen.

Nachdem wir die durch ein Gitter verschließbare große Holzbrücke passiert und den üblichen Tribut bezahlt hatten, verließen wir die Straße, die sich nach Kožani und weiter nach Monastir hinzieht, in nordöstlicher Richtung und zogen auf einem schmalen, steinigen Pfade aufwärts. Bei dem türkischen Dorfe Odžak gelangten wir in ein reizendes Thälchen, dessen größter Ort Akšalá ist. Leider ist in den Dörfern der Wassermangel recht empfindlich. Wir passierten auf einer Anhöhe einen Brunnen, der von Frauen umlagert war, und stiegen dann einen Abhang hinunter in die in die Berge hineinragende gut bebaute Ebene von Egribudžak mit 24 türkischen Dörfern. Dort holten wir Naki und den Keradži ein und machten in der Mitte der Ebene Halt, um uns und den Pferden Ruhe zu gönnen vor dem Übersteigen des Gebirgsstockes.

Leider hatten wir versäumt uns mit Vorräten zu versehen, da ich glaubte, genug Dörfer zu treffen, was auch der Fall war; aber in den muhamedanischen Dörfern ist nichts zu haben. Unser Suvari verschaffte uns schließlich etwas Brot und eine des Weges kommender Albanese verkaufte uns Halva, ein auch in Deutschland unter dem Namen türkischer Honig bekannte süße Masse. Ich hatte zum Glück noch etwas Kaviar, den ich von Athen mitgenommen hatte, und der mir immer im Notfalle gute Dienste leistete. Unser Suvari, der einer muhamedanischen Sekte angehörte, hatte seine große Schnapsflasche schon beinah leer getrunken, da er keine halbe Stunde reiten konnte, ohne einen kräftigen Zug daraus zu thun. Er war ein Mann von sechzig und etlichen Jahren, der früher Offizier gewesen war, aber aus irgend einem Grunde degradiert worden war. Sowie wir Servia verlassen hatten, nahm er seinen Feß ab und setzte ihn auch nicht eher auf, als bis wir in Verria waren. Sommer und Winter, bei Regen und Sonnenschein, nur nicht in der Garnison, geht er barhaupt, was ihm trotz seines hohen Alters und seines spärlichen Haarwuchses nicht zu schaden scheint.

An dem Dorfe Dörtali vorüber wandten wir uns in ein

Thal, das uns rasch bergauf führte. Zweimal bis zur Paßhöhe kamen wir an Wachthäusern vorüber, in denen einige Soldaten wohnten. Auf der Höhe selbst lag der Schnee noch meterhoch, aber unmittelbar daneben, wo er schon weggeschmolzen war, sproßten blaue und gelbe Krokos in zahlreichen Mengen hervor und boten direkt neben der weißen Schneedecke einen entzückenden Anblick. Die Hyacinthen blühten einige Hundert Fuß tiefer. Als wir auf der Ostseite des dichtbewaldeten Gebirges hinunter stiegen, fanden wir auch Primeln, Schneeglöckchen und weiter unten Veilchen.

Um drei Uhr nachmittags erreichten wir das auf einer von Bergen umschlossenen großen Wiese liegende Sommerdorf Xerolivadhon. Es war aber noch zu früh im Jahre, als daß die aromunischen Bewohner es schon bezogen hätten. Außer einigen Soldaten und dem Chandži waren keine Leute da. Auch hier konnten wir nichts zu essen bekommen, nicht einmal trockenes Brot, da vor uns durchziehende Soldaten alle Vorräte verzehrt hatten.

Das Dorf mit seinen 100 einstöckigen Hütten mit hohen, spitzzulaufenden Dächern macht einen sehr eigentümlichen Eindruck. Ich hatte schon viele Sommerdörfer gesehen mit soliden Steinbauten und hübscher Einrichtung im Innern, meist zweistöckig, auch solche, die aus leichten Hütten aus Flecht- und Strohwerk bestehend nur vorübergehend zum Aufenthalt dienten. Hier jedoch waren zwar sämtliche Häuser aus Steinen aufgeführt, allein ohne daß dabei Mörtel verwendet worden wäre. Um den eindringenden Wind abzuhalten, hat man die innere Wand mit einer Lehmschicht überdeckt. Die Wände sind kaum mannshoch, das Dach dagegen unverhältnismäßig in die Höhe ragend und auf Balken lose aufliegend, sodaß man bequem unter dem überstehenden Dachrand in das Innere der ungedielten Hütten blicken kann. Und doch stammen diese Aromunen zum größten Teile aus Perivoli und Avdhela, wo man an eine solide Bauart gewöhnt ist. Die Ursache mag wohl die sein, daß die Häuser nicht Eigentum der Bewohner sind, sondern zwei Herren in Verria gehören, einem

Türken und einem Griechen, sodaß das Verhältnis ähnlich ist, wie in einem Tšiftlik, nur daß hier kein Ackerbau getrieben wird, sondern ausschließlich Viehzucht.

Rasch gelangten wir, der Steilheit des Weges wegen meist zu Fuß gehend, in die Tiefe und kamen gegen 7 Uhr in Verria an, das wie Vodena auf einer Terrasse liegt, die aber weniger

Judenviertel in Verria.

hoch ist als jene. Auch an gutem Wasser ist kein Mangel. Man sieht, namentlich auf der Ostseite, noch Überreste der ehemaligen Befestigung und im Hofe des Konaks befindet sich ein gut erhaltener, mächtiger Turm. Die Straßen sind eng und winkelig, die Häuser mit ihren überragenden Obergeschossen machen einen altertümlichen Eindruck. In dem von

spanischen Juden übervölkerten Viertel, das von Schmutz und üblen Gerüchen erfüllt ist, glaubt man sich in ein ehemaliges Judenviertel deutscher Städte versetzt; nichts erinnert an den Orient als die offene Gallerie auf der Hofseite der Häuser. Tritt man aus diesem Viertel nach Westen zu heraus, so befindet man sich an einem hochromantischen Platze. Ein Bach stürzt sich schäumend durch eine wilde mit Felsblöcken erfüllte Schlucht, deren Ränder mit Bäumen und Gebüschen bewachsen sind. Hier ist es auch, wo der Türke seine Kaffehäuser errichtet hat. In aller Beschaulichkeit kann er sich dort dem Genusse des Mokka und des Tabaks hingeben, so nahe der Stadt und doch inmitten der prächtigen Natur, für die der Türke wohl empfänglich ist.

Was die Bevölkerung von Verria betrifft, so besteht diese zu fast gleichen Teilen aus Griechen und Türken und zwar je 2500 Seelen von beiden Nationalitäten. Dazu kommen etwa 100 Familien Juden und ebenso viele Bulgaren und Aromunen. In den türkischen Familien, die erst im letzten Jahrzehnt sich so zahlreich dorthin gezogen haben, soll man ein reineres Griechisch sprechen, als in den griechischen Familien, da erstere aus Thessalien und Morea eingewandert sind, während in die dortige griechische Sprache eine Menge slavischer Wörter eingedrungen sind.

Es besteht auch eine aromunische Schule mit drei Klassen in der Stadt, die von 150 Kindern besucht ist; allein man würde irren, wenn man diese der aromunischen Bevölkerung von Verria zuschreiben würde. Es sind die Kinder der aromunischen Hirten, die hier nur den Winter verbringen. Im Sommer wohnen sie in den Dörfern auf dem Gebirge, das sich von Vodena südlich bis zur Bistritsa erstreckt und sich im Karataš und Doxa zur größten Höhe erhebt. Dort liegen im Ganzen acht Dörfer: 1) Selja mit 400 Familien; 2) das westlich davon gelegene faršeriotische Selja mit 200 Familien; 3) Voladha 50 Familien; 4) Maruša 130 Familien; 5) Doljani 90 Familien; 6) Xerolivadhon 150 Familien; 7) Kastanja mit 70 Familien; 8) Tsarkovian mit 50 Familien. Auffallend ist,

daß abgesehen von Xerolivadhon, das einzige, das Tšiftlik ist, auf unsern Karten von keinem Reisenden die aromunische Bevölkerung des Neaguš Gebirges erwähnt wird. Allerdings sind die meisten Bewohner erst in diesem Jahrhundert namentlich von Avdhela und Perivoli dorthin gezogen. Den Winter verbringen sie meist in der Ebene, der sogenannten Kampania; ein Teil kommt nach Verria, weniger ziehen nach Niausta.

In letzterer Stadt ist die Bevölkerung bereits bulgarisch, wirkliche Griechen giebt es nur wenige und die umliegenden Dörfer sind ganz bulgarisch. Aber zu bemerken ist doch, daß die Bulgaren von Niausta auf dem besten Wege sind ganz gräzisiert zu werden, ja in vielen Familien ist schon die griechische Sprache eingedrungen. Wie die Sprachgrenze zwischen Griechen und Bulgaren zieht, wolle man in der dritten Beilage nachsehen.

Die Gesinnung der Mehrzahl der Bewohner der aromunischen Dörfer, namentlich in Selja, ist durchaus nicht griechisch; durch das energische Eintreten des reichen Chandži Goga in Verria ist vielmehr eine begeisterte nationale Gesinnung unter der Hirten-Bevölkerung entstanden; die in den Städten ansässigen Aromunen aber gehören, wenn sie nicht schon vollständig gräzisiert sind, zur griechischen Partei.

Meine Ankunft in Verria, mein Besuch in der aromunischen Schule bereiteten dieser Partei großes Unbehagen; der Bischof, der Pfarrer und der Arzt waren in der größten Aufregung, was sie dem vermeintlichen rumänischen Agitator gegenüber thun sollten, und es gelang ihnen auch, mich bei dem Kaimakam zu verdächtigen. Als ich diesem meinen Besuch machte, sagte er mir trotz meiner Papiere, daß ich ein Rumäne sei und verlangte, daß ich sofort nach Salonichi reisen solle. Es folgte eine etwas lebhafte Auseinandersetzung, bei der ich meinem Grundsatze, dem Türken gegenüber immer ruhig zu bleiben, untreu wurde und meine Geduld vollständig verlor und so heftig wurde, daß meine Begleiter für meine Sicherheit besorgt wurden. Aber es schadete gar nichts, zumal ich doch schon am folgenden Tage den Ort verließ.

8. Salonichi. (2.—18. April.)

Um 6 Uhr früh fuhr ich im Wagen mit Naki ab. Das am Tage vorher so günstige Wetter hatte sich vollständig geändert. Ein kalter Wind brauste über die ausgedehnte, als Ackerland und Winterweide dienende Ebene und zwang uns, uns in unsere Decken einzuhüllen. Beim Überfahren des Karasmak, dem Abflusse des nahen Sees von Janitsa, sah ich überrascht kleinere Seeschiffe, die bis dorthin in den Fluß hinauffahren, wo sie umgeladen werden. Wir machten einen längeren Aufenthalt in dem Chane bei der Vardarbrücke und um 6 Uhr abends langten wir in Salonichi (Sálonik ist die gewöhnliche Aussprache von Seiten der Europäer im Orient, die Bulgaren nennen es Solun, die Aromunen Sărună) an, das mir von einem früheren Aufenthalte her bekannt war.

Das von Europäern meist besuchte Gasthaus ist das Hôtel Colombo, das sehr gerühmt wird. Da es aber im Innern der Stadt liegt, zog ich das einem Griechen gehörende empfehlenswerte Hôtel Trakaly vor, wo ich von einem Balkonzimmer aus einen herrlichen Blick auf das Meer und den Olymp genießen und die auf dem Quai sich ergehende bunte Menge in Muße betrachten konnte.

Von Vorteil für den Fremden ist die Kenntnis der griechischen Sprache, da sie in der Stadt sehr verbreitet ist und selbst von den spanischen Juden, die bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachen, gesprochen wird. Von der etwa 120000 Seelen betragenden Einwohnerzahl sind gewiß $^2/_3$ Juden, die sich unter dem türkischen Regime, das ihnen die größte Freiheit gewährt, sehr wohl fühlen. Als Großkaufleute und Krämer, als Handwerker jeder Art und Lastträger verdienen sie ihren Lebensunterhalt. Als Bootsführer und Fischer wagen sie es, bei dem stärksten Sturm in die See hinaus zu fahren und ihrem Handwerke obzuliegen in einer Weise, daß niemand mit ihnen konkurrieren kann.

Ein Besuch in dem Stadtviertel, wo die ärmeren, jüdischen Klassen wohnen, ist geradezu ein Wagnis. Vier- und fünf-

stöckige Häuser vollgepfropft von Menschen, starrend von Schmutz, stehen so nahe einander gegenüber, daß sie für Wagen unpassierbar sind; infolgedessen sind die Gassen dunkel und feucht und mit Unrat erfüllt. Frauen mit offener Brust und schreiende Kinder liegen in den Hausthüren oder auf der Straße selbst, mit zerfetzten, schmutzigen Kleidern angethan und betrachten gerade nicht freundlichen Blickes den Fremdling, der es wagt, in ihr Viertel einzudringen, das selbst für die türkische Polizei ein Gebiet ist, wohin sie sich nur in größerer Zahl begiebt. Im Sommer 1891 ist dieses schreckliche Viertel zum großen Teile abgebrannt und, wie man sagt, soll man keine besonderen Anstrengungen gemacht haben, dem Brande Einhalt zu thun, sondern nur dafür gesorgt haben, daß er nicht auf andere Stadtteile übersprang.

Das sogenannte griechische Element in Salonichi besteht zum größten Teile aus gräzisierten Aromunen und Bulgaren. Erstere haben zum Teil schon ihre Muttersprache aufgegeben, doch kann man in den Bezirken St. Nikola, St. Athanas und St. Theodor noch genug aromunisch sprechen hören. Auch bei einem Besuche in den Kirchen zur Zeit des Osterfestes, das ich in Salonichi verbrachte, fiel mir der unter den Männern vorherrschende aromunische Typus sehr in die Augen. Die Leute stammen meist aus Vlacho-Livadhon, Muskopolje und Vlacho-Klisura. Der früher gemachte Versuch, eine rumänische Schule zu eröffnen, mißglückte, denn wohl alle dortigen Aromunen gehören der griechischen Partei an.

Dagegen haben die Bulgaren ein blühendes Gymnasium; doch auch in diesem sind die Schüler meist von auswärts. In der Stadt selbst giebt es nicht mehr als 250 Familien, die sich auch als Bulgaren bekennen. Die Türken sind nach den Juden am zahlreichsten vertreten. Den türkischen Kaufleuten auf dem Bazare rühmt man nach, daß sie am ehrlichsten von allen sind.

Auch die deutsche Kolonie in Salonichi ist nicht unbedeutend und zeigt einen schönen Zusammenhalt. Es besteht sogar eine einklassige Schule, und man geht mit dem Plane

um, einen zweiten Lehrer anzustellen. Im Hôtel Colombo ist eine Kegelbahn angelegt, wo man sich an bestimmten Abenden gemütlich zusammenfindet. Ein ganz vorzügliches Löwenbräu trägt nicht wenig dazu bei eine heimatliche Stimmung zu erwecken. Selbst die Einheimischen haben dem deutschen Biere Geschmack abgefunden; die Effendis und Kirii kann man im Garten des Hôtels sitzen sehen und den Klängen einer böhmischen Gesellschaft lauschen hören, wobei sie ein „Krigl" (unter dieser Form hat das bairische Krügel in Salonik Eingang gefunden) nach dem andern leeren. Die Mitglieder der deutschen Kolonie sind vorzugsweise höhere Bahnbeamte, die sich auch in den amtlichen Schriftstücken der deutschen Sprache bedienen, während die unteren Beamten, wie das Zugpersonal oder Stationsvorsteher auf kleineren Stationen meist Levantiner sind, die ihre Rapporte in französischer Sprache einliefern. Deutsche Kaufleute und Handwerker sind nur wenige ansässig. Ganz besonders angenehm und anregend waren mir die Stunden, die ich in Gesellschaft unseres Konsuls, des Herrn Dr. Mordtmann, und des Herrn Bankdirektors Heinze verbrachte.

Beide Herren, die den Orient durch langjährige Erfahrung auf's Gründlichste kennen gelernt haben, stimmen darin überein, daß der Türke von allen Nationalitäten, die die Balkanhalbinsel bewohnen, den sympathischsten Charakter hat, daß er etwas Ritterliches und Rechtschaffenes besitzt, das den andern abgeht, daß er durch seine Ruhe und Höflichkeit zu imponieren versteht. Die Kehrseite fällt allerdings den in Städten lebenden Fremden weniger auf. Wenn man aber, wie ich, monatelang im Lande umherstreift und genauer mit dem unterdrückten Volke bekannt wird, bekommt man doch Dinge zu hören, die ihn in einem etwas andern Lichte erscheinen lassen. Ich habe mich ja im Allgemeinen durchaus nicht über die mir widerfahrene Behandlung zu beklagen, im Gegenteil, in bei weitem den meisten Fällen ist man mir mit der größten Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit entgegengekommen. Daß man oft mißtrauisch war, ist nur zu natürlich;

sind doch die guten Türken schon gar zu oft hintergangen worden. Aber wie von den in der Provinz zerstreuten Unterbeamten das arme Landvolk geplagt und gedrückt wird durch unerhörte Abgaben und Naturallieferungen, wie von parteiischen Richtern das offenbarste Recht in Unrecht verkehrt wird, wie Suvari und Soldaten sich in die Dörfer einquartieren und rücksichtslos den Leuten die letzten Lebensmittel wegnehmen, im Weigerungsfalle sie prügeln oder töten, das sind Dinge, die doch nur von einem grausamen Charakter ausgeführt werden können, für die die einzige Entschuldigung ist, daß die Leute von der Regierung schlecht besoldet sind, und ihnen oft monatelang kein Gehalt ausbezahlt wird. Wenn ein ohnedies kärglich bezahlter Beamter nur Gehalt für 10 Monate bekommt, während ihm Jahr für Jahr zwei Monate gut geschrieben werden, und er keine Aussicht hat je zu seinem Gelde zu kommen, so sieht er sich eben um, auf andere Weise sich zu entschädigen, und da muß das beherrschte Christenvolk herhalten. Wären die finanziellen Verhältnisse andere, verschluckten nicht die oberen Beamten und die Beys den Löwenanteil von den Einnahmen, dann würden die christlichen Bewohner sich garnicht nach einer andern Regierung sehnen. Jetzt sind aber die Verhältnisse so schlecht, daß viele Bauern auf den Standpunkt gelangt sind, zu sagen: Es ist uns vollständig einerlei, wer das Land beherrschen wird, wenn wir nur die Türken los sind, schlimmer wie jetzt, kann es auf keinen Fall werden.

Marktplatz von Džumaja.

(Unter den Bulgaren fallen zwei Aromunen in ihrer weissen Tracht auf.)

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

VI. Kapitel.

Ost-Makedonien. Spätfrühjahr 1890.

1. Serres und Džumaja. (19.—21. April.)

Nachdem die Osterfeiertage vorüber waren, dachte ich daran, das letzte Gebiet zu besuchen, in dem Aromunen in größerer Zahl wohnen, nämlich Ost-Makedonien. Um 1½ Uhr in der Nacht kam schon der Wagen ans Hôtel, um mich und Naki abzuholen, aber es dauerte eine Stunde, bis wir reisefertig waren. Kaum waren wir eine kurze Strecke gefahren, als schon die Polizei erschien und sich nach dem Woher und Wohin erkundigte. Am Thore gesellte sich der Suvari zu uns, der uns auf Befehl des Vali mitgegeben wurde.

Langsam fuhren wir auf schlechtem Wege bergaufwärts, bis wir um fünf Uhr morgens Haivatovo passiert hatten, von wo aus sich eine fruchtbare Thalebene bis nach dem Langaza See ausbreitet, die wir rasch durchfuhren bis zum Dorfe Gjüvešne. Dort tritt die Straße wieder in hügeliges Terrain ein. Dörfer und Windmühlen zeigen sich nah und fern. Wald ist nirgends zu entdecken, aber das ganze Land ist wohl angebaut. Die Bewohner sind Bulgaren, die in einigen Orten gräzisiert sind, und außerdem zeigen die Minarets, daß auch das muhamedanische Element gut vertreten ist, ja auf einem Teile der Strecke entschieden vorwiegend ist.

Die Straße ist noch in halbfertigem Zustande; man benutzt sie nur, wenn es gilt die Höhe zu gewinnen oder in die Tiefe zu gelangen, sonst fährt man lieber auf dem weichen

Ackerboden nebenher. Wir fuhren durch das große Dorf Negovan und in dem eine Stunde von dort entfernten türkischen Lachana machten wir Mittagsrast.

Man wies uns im Hintergrunde des Hofes einen Platz an, wo ich mich niederließ, mir einen Thee braute und mich an den mitgenommenen Vorräten stärkte. Da erschien plötzlich eine junge Dame und redete mich folgendermaßen in korrektem Deutsch an:

„Mein Herr, sie sind Deutscher?“ Als ich es bejahte, fuhr sie fort: „Ach, sie sendet uns der Himmel. Ich bin hier allein mit einer alten Dame und meiner Dienerin, und wir haben in Erfahrung gebracht, daß Räuber uns aufpassen und uns fangen wollen.“

„Woraus schließen sie denn das?“

„Erst kam ein verwegen und verdächtig aussehender Mann und erkundigte sich bei dem Kutscher, ob die alte Dame nicht die Frau X. wäre. Woher wußte er den Namen! Meine Dienerin stand dabei und hat es gehört. Dann ritt er eilends weg und wandte sich im Bogen um das Dorf herum. Später kamen auch noch andere. Es ist sicher, die Leute haben in Erfahrung gebracht, daß wir nach Salonichi gehen und wollen uns fangen.“

Ich suchte die Dame zu beruhigen und sie zu bereden ihre Reise fortzusetzen, aber es gelang nicht. Sie befand sich in einer furchtbaren Aufregung, und bat mich alles aufzuwenden, um ihren Kutscher zu bewegen wieder nach Serres umzukehren, wozu dieser durchaus keine Lust hatte, was ein weiterer verdächtiger Umstand war, da sie glaubte, er handele mit den Räubern im Einverständnis. Obgleich ich nun durchaus keine Furcht hatte, so schien mir doch die Sache in einer Gegend, wo Reisende so häufig weggefangen werden, allerdings verdächtig, zumal ich mich erinnerte bei Negovan zwei bis an die Zähne bewaffnete, mit Fustanella bekleidete Gesellen gesehen zu haben, die eine Schlucht hinaufgingen und sich dann unter den Bäumen niedersetzten.

Es gelang mir schließlich auch durch Beihilfe meines

Suvari den Kutscher zu bestimmen, umzukehren, aber es verging etwa eine Stunde, bis wir fertig waren, sodaß die Dame in die höchste Ungeduld geriet und bat, doch die Abfahrt zu beschleunigen. Sie zeigte sich erst dann beruhigt, als ich mit dem Revolver in der Hand neben ihr Platz genommen hatte und der Wagen sich in der Richtung nach Serres in Bewegung setzte. Der Suvari ritt unmittelbar hinter uns, dann folgte der zweite Wagen mit Naki und der Dienerin, die in einer noch viel schlimmeren Verfassung war, als ihre Herrin. Sie war früher einmal von Räubern gefangen worden und der Gedanke an die Leiden, die sie durchgemacht hatte, versetzte sie in einen Zustand, der schließlich in eine vollständige Bewußtlosigkeit überging. Es hielt mir schwer, die Damen durch allerlei Gespräche von dem Gegenstand ihrer Furcht abzulenken. Sowie nur in der Ferne eine Gestalt mit Fustanella erschien, waren sie beide alarmiert. Sie glaubten sich erst außer Gefahr, als wir die über den Karasu (Struma) führende Brücke hinter uns hatten. In dem dort befindlichen Chane machten wir der kranken Dienerin wegen kurzen Halt.

Ich war garnicht böse darüber, daß ein günstiges Geschick mich den Damen in den Weg geführt hatte, wurde ich doch dadurch in eine aromunische Familie eingeführt, und erfuhr daselbst Genaueres über die Verhältnisse in Serres, als es möglich gewesen wäre, wenn ich in einem Chane hätte übernachten müssen.

Die Dame war bei ihrem Onkel, dem bekannten Dumba in Wien, einem Aromunen aus Platsa, der in der Nähe von Serres begütert ist, aufgewachsen und hatte ihre Angehörigen, die Familie Karamitšu, besucht und war nun im Begriffe nach Salonichi zu reisen.

Als wir am späten Nachmittage in Serres im Hause der überraschten Familie anlangten, wurde ich herzlich willkommen geheißen, wie wenn ich der Retter der Tochter gewesen wäre, obgleich sich am andern Morgen herausstellte, daß der bewaffnete Mann, der sich nach dem Namen der Dame erkundigt hatte, ein Angestellter der Tabaksregie gewesen war, und

alles andere auf Einbildung der geängstigten Dienerin zurückzuführen war.

Ich machte die Bekanntschaft des Direktors des griechischen Gymnasiums Papa Jerjíu, der in Deutschland studiert hat, und der übrigen Lehrer. Sämtliche Herren sprachen gut deutsch und waren mit Ausnahme eines einzigen, Aromunen. Von ihnen erfuhr ich, daß 2—3000 der Bewohner von Serres aromunischer Herkunft sind, darunter die reichsten Familien wie die Tegotšik, Duro, Kontos, Karamitšu u. a. m., die aber sämtlich zur griechischen Partei gehören; auch versteht die jüngere Generation nicht mehr die Muttersprache. Die Leute sind alle aus den aromunischen Dörfern vom Pindus und Olymp eingewandert. Und wenn man fragt „wann" so bekommt man die schon so oft gehörte Antwort: Zu Ali Paschas Zeiten. Die Stadt soll über 20000 Einwohner zählen, wovon etwa 11000 Türken, 6000 Griechen (worunter ein gut Teil graezisierter Bulgaren), 2500 Aromunen, 1500 Juden und 3000 Bulgaren*).

Ein Teil der Bulgaren rechnet sich zur griechischen Partei, allein durch das dort eingerichtete Gymnasium und die lebhafte Propaganda erstarkt die nationalbulgarische Partei zusehends. Die Griechen haben sich die Unterstützung der türkischen Behörden zu sichern gewußt, hier sowohl, als auch in Melnik, das mit Ausnahme einiger Dutzend griechischer Familien, die dem Kaufmannsstande angehören, eine rein bulgarische Bevölkerung hat. Ein Bekannter von mir, Herr Gymnasiallehrer Kantscheff in Salonichi, wurde durch die Intrigue des Bischofs von Melnik auf einer Reise in die dortige Gegend festgenommen und 14 Tage lang gefangen gehalten,

*) In der Ethnographie de la Macédoire, Philippopoli 1881, von ungenanntem Verfasser, wird die Bevölkerung auf 3500 Steuerköpfe Türken, 4900 Steuerköpfe Bulgaren, 2800 Steuerköpfe Griechen, 765 Steuerköpfe Juden angegeben. Gopčević schreibt diese Zahlen einfach ab, nur daß er statt Bulgaren, Serben setzt; die Zahl der Bulgaren ist viel zu hoch gegriffen, die Aromunen werden garnicht erwähnt, das Übrige stimmt ungefähr.

bis es seinen Freunden in Salonichi gelang seine Freiheit zu erwirken.

Wenn sich ein bulgarischer Lehrer in einem Dorfe sehen läßt, wo eine griechische Partei ist, muß er gewärtig sein, ins Gefängnis geworfen zu werden. Wie empörend war der Fall des Wiener Gelehrten Oblak, der zum Zwecke sprachlicher Studien mit Bekannten in ein bulgarisches Dorf in der Nähe von Salonichi kam, wo die Herren sofort gefangen und ins Gefängnis gesteckt wurden. Er als österreichischer Unterthan wurde bald freigelassen, aber die andern wurden lange in Gewahrsam gehalten und dann in die Verbannung geschickt.

Auf unerhörte Weise werden die Bauern, die von der griechischen Partei abgefallen sind, gequält. Durch Einkerkerung, Prügel und Verbannung der einflußreichen sucht man die übrigen abzuschrecken. Aber das Gegenteil von dem, was man erreichen wollte, ist eingetreten. Ein Dorf nach dem andern geht dem griechischen Einflusse verloren, und unaufhaltsam dringt der bulgarische von Norden her in die Dörfer; das nationale Bewußtsein wird wach und aus den folgsamen, geduldigen Bauern, die sich so lange am Gängelbande führen ließen, und so lange von den Bischöfen haben aussaugen lassen, werden trotzige, selbstbewußte Widersacher, die mit Begeisterung ihre nationale Sache vertreten. Die Habsucht der Bischöfe, die mit unerbittlicher Strenge die Abgaben, zu denen die Bauern durch Gesetz verpflichtet sind, haben eintreiben lassen, haben noch mehr als die bulgarische Propaganda diesen Umschwung in den Verhältnissen bewirkt. Und wenn jetzt die Griechen klagen, daß Makedonien mehr und mehr für sie verloren geht, wenn sie vergebliche Anstrengungen machen, der unaufhaltsam vordringenden Bewegung Einhalt zu thun, so können sie es in erster Linie dem schamlosen Treiben ihrer eigenen Bischöfe danken.

Wäre nicht die Furcht der Bauern vor den türkischen Unterbeamten, die die Bulgaren weit mehr als die Griechen fürchten und infolgedessen mit letzteren Hand in Hand gehen,

so würde sich der Umschwung noch weit schneller vollziehen. Die Bulgaren haben klugerweise die Abgaben für die Geistlichkeit abgeschafft. Der Exarch erhält diejenigen Gelder aus dem Fürstentum, die früher für die Bischöfe bestimmt waren, die aber jetzt von der Regierung bezahlt werden, im Ganzen eine Summe von 400 000 Francs, was weniger ist, als die Hälfte der Summe, die die Griechen für Makedonien ausgeben.

In Begleitung eines spanischen Juden hatte ich dem Kaimakam einen Besuch gemacht. Der Empfang war äußerst kühl, ohne daß ich wußte, aus welchem Grunde. Er versprach mir aber, daß zwei Suvari mich auf meiner Weiterreise begleiten sollten. Naki hatte drei Pferde gemietet, deren Besitzer uns begleitete. So verließen wir am Morgen des 21. April fünf Köpfe stark das am Fuße der Berge liegende Serres.

Wir folgten zunächst der nach Demir-Hissar führenden Strasse, die wir bald verließen, um auf direktem Wege durch die etwas sumpfige, als Weide benutzte Ebene hin Džumaja zu erreichen. Erst in der Nähe dieses Ortes wird der Boden besser.

Nach drei und einhalbstündigem Ritte waren wir an unserm Ziele. Da ich keine Empfehlung hatte, mußte ich im Chane absteigen. Nach einem einfachen Mittagessen, an dem auch meine muhamedanischen Begleiter trotz des Bairamfestes teilnahmen, stellte sich Besuch ein. Es waren die bulgarischen Lehrer, die mich dem Namen nach kannten. Ich besuchte ihre Schule, machte einige Aufnahmen in dem ganz in der Ebene liegenden Orte und setzte mich dann mit einigen Herren unter den Bäumen in der Nähe eines Kaffeehauses nieder.

Nach einiger Zeit kamen die Lehrer der griechischen Schule und ließen sich ganz in unserer Nähe nieder. Einer der Herren nahm eine griechische Zeitung hervor und las mit lauter Stimme einen Artikel vor, in dem stand, daß ich gekommen wäre, um in Makedonien rumänische Propaganda

zu machen, die Bevölkerung aufzuwiegeln und dergleichen Dinge mehr. Schon bei meinem Aufenthalte in Salonichi hatten die griechischen Zeitungen sich mit mir beschäftigt und mich bei den türkischen Behörden zu verdächtigen gesucht, z. B. dadurch, daß sie mitteilten, ich habe einen photographischen Apparat, mit dem ich die Festung(!) von Salonichi photographiere, daß ich ein Spion sei, den man des Landes verweisen müsse etc.

Als der Herr mit dem Lesen der Zeitung fertig war, ging ich zu ihm hin, stellte mich als den angeblichen Agitator vor, worüber man großes Erstaunen erheuchelte. Man bat mich höflich Platz zu nehmen, worauf ich ihnen das Lächerliche des Artikels auseinandersetzte. Der Herr, der die Zeitung gelesen hatte, war ein Arzt, der in Deutschland studiert hatte und des Deutschen vollkommen mächtig war. Er überzeugte sich bald, daß ich ein echter Deutscher war und damit war, wenigstens äußerlich, ein freundschaftliches Verhältnis hergestellt; trotzdem erschien nach einiger Zeit in einer Zeitung in Salonichi eine Mitteilung aus Džumaja, worin triumphierend erzählt wurde, daß man mir dort so gründlich die Wühlerei verleidet habe, daß ich schon am folgenden Tage die Stadt verlassen habe.

Die Masse der Bevölkerung ist bulgarisch, etwa 3000 an Zahl, Aromunen giebt es 1000, Türken 250, muhamedanische Zigeuner 750. Griechen giebt es gar keine; dennoch sind an der griechischen Schule 11 Lehrer und Lehrerinnen angestellt die bulgarischer oder aromunischer Herkunft sind. Die bulgarische Schule hat 2 Lehrer, nimmt aber beständig auf Kosten der griechischen zu.

Es ist merkwürdig, daß die Aromunen sich haben entschließen können, in dies ganz ebene Land zu ziehen. Die meisten sind Kaufleute, Chandži und Handwerker. Sie stammen ebenso wie die in Demir-Hissar, wo man etwa 500 Köpfe zählt, und in Nigrita mit gleicher Zahl aus den westlichen Pindusdörfern. In der Ebene um den Tachino-See verbringen die Hirten-Walachen aus den Balkanbergen den Winter, so

z. B. in dem Dorfe Kišlar, Petelino, Hurvišta und sonst zerstreut. Ein Sommerdorf Baba Ali mit 40 Hütten liegt nördlich von Serres auf dem Vrundu Balkan, ferner nördlich von Melnik auf dem Alaburunberge sind 300 Hütten in den aromunischen Dörfern Buždova und Lopova.

---

2. Ramna. Poroja und Doiran. (22.—24. April.)

Ich hatte die Einladungen sowohl des Arztes, als auch des bulgarischen Lehrers die Nacht in ihrer Wohnung zu verbringen, um keinen zu beleidigen, abgelehnt, doch hätte ich gut daran gethan ihnen zu folgen, denn durch das im Chane vorhandene Ungeziefer war meine Nachtruhe sehr gestört worden. Auf Feldwegen verließen wir am andern Morgen in nord-westlicher Richtung den Ort und standen nach einer Stunde an dem Ufer des hoch angeschwollenen Karasu.

Es giebt zwar eine Stunde weiter oberhalb eine Fähre, aber die Suvari wollten den Umweg sparen und behaupteten, den Fluß, der etwa 250 m breit war, schon oft an dieser Stelle durchritten zu haben. In einer Hütte in der Nähe hatte ein Aromune sein Winterquartier aufgeschlagen; er kam heran und riet uns ab hindurch zu reiten, aber die Türken bestanden darauf, an dieser Stelle den Fluß zu passieren, zumal ich selbst nichts dagegen hatte, und so zwangen sie den Sohn des Hirten auf einem Pferde uns voranzureiten, damit wir die Furt nicht verfehlten. Wir folgten ziemlich dicht einer dem andern halb gegen die Strömung gewandt, ich an dritter Stelle, hinter mir Naki. Auf einmal sah ich, wie das Pferd des vor mir reitenden Suvari ins Treiben kam, da fühlte ich auch schon, wie das meinige von der Gewalt des Wassers abgewendet wurde und ebenso erging es den Nachfolgenden, nur unser Führer behielt festen Boden. Naki stieß ein lautes Geschrei aus, wie er später sagte aus Angst, weil er nicht schwimmen konnte; doch unsere Pferde hielten sich wacker.

Ohne daß wir etwas zu thun gehabt hätten, hielten alle die Richtung auf eine mitten im Flusse liegende Insel zu, die wir auch glücklich erreichten. Jenseits derselben war das Wasser weniger tief. Die Suvari waren so wütend auf unsern Führer, daß sie ihn totschießen wollten, indem sie behaupteten, er habe uns absichtlich in die tiefe Stelle geführt. Ich hatte Mühe, den armen Burschen, der vollständig unschuldig war, vor ihnen zu schützen. Ich gab ihm ein gutes Trinkgeld und schickte ihn dann zurück.

Bis an die Hüften durchnäßt mußten wir den Weg fortsetzen. Nach $1^1/_4$ Stunde waren wir in Hadžibeilik, das am Fuße des von Osten nach Westen sich erstreckenden Beleš-Gebirges liegt, und ebenso lange brauchten wir, um auf steilem Pfade bis zu dem auf einem vorspringenden Plateau liegenden Dorfe Ramna zu gelangen.

Hier endlich fanden wir Gelegenheit unsere steifen Glieder zu erwärmen und uns durch Speise und Trank zu stärken. Zum Glücke war meine Wäsche in dem wasserdichten Sacke trocken geblieben, sodaß ich mich umkleiden konnte. Selbst die ledernen Hosen waren an einem mächtig lodernden Feuer, das uns in der kühlen Höhe sehr wohl that, bald getrocknet. Nicht einmal einen Schnupfen trug ich von unserm Unfalle davon und war so glücklicher, wie meine Begleiter, die am folgenden Tage an Erkältung und Fieber litten.

Ramna ist ein aromunisches Dörfchen mit 65 Häusern. Früher hatte es deren 150. Die Wegziehenden wandten sich meist nach Džumaja und Demir-Hissar. Als ich die Leute nach ihrer Herkunft fragte, wußten sie mir genau zu sagen, diese und jene Familie stammt aus Neveska, jene aus Samarina, jene aus Avdhela u. s. w. Es sind noch nicht 100 Jahre her, daß sie sich dort angesiedelt haben. Die Lage des Dorfes ist so abgeschieden, denn weiter oberhalb im Gebirge liegt kein Dorf, und aus dem Thale kommt auch nur selten jemand herauf, daß die Frauen keine andere Sprache als die aromunische zu sprechen vermögen; die Männer hingegen reden sämtlich auch bulgarisch. In meiner Hoffnung, hier einen

besonders interessanten Dialekt zu finden, wurde ich getäuscht. Ich beschloß daher noch am Nachmittage weiter zu reisen.

Um 2 Uhr stiegen wir zu Fuß bergabwärts, verloren unterwegs auf dem dicht mit Gebüsch bewachsenen Abhängen unsern Keradži, was längeren Aufenthalt verursachte, und gelangten nach einer Stunde auf einen stark begangenen Weg in der Nähe des Dorfes Mandratšik.

Dort kamen wir mitten durch die sogenannte Zigeunerburg, einem großen quadratischen Raume, der als Acker benutzt und von einer meterbreiten Mauer umgeben ist. Ihre Höhe schwankt zwischen 2 und 5 m. An einigen Stellen sieht man die Spuren von Fenstern. Aber irgend welche Verzierung oder Inschrift konnte ich nicht entdecken. Die Leute erzählen sich, daß hier früher der Zigeunerkönig gewohnt habe. Hahn berichtet in der „Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar“ dasselbe von einer am Wardarufer gelegenen Ruine „Jevjit-Kale“, die eine kleine Tagereise von hier nach Westen liegt. Der Name Boemitsa, der ihn so sehr verwundert, hat mit dem französischen „Bohême“ nichts zu thun, sondern ist slavisch „Bogemitsa“.

Wir kamen in der Nähe des Butkovasees vorüber, in dem sich die Wasser des von vielen Bächen durchflossenen fruchtbaren und dichtbevölkerten Thales zwischen Beleš- und Kuršagebirge sammeln. Das ziemlich breite Thal ist namentlich auf der Nordseite nicht eben, da die von dem schroffen Gebirge herunterstürzenden Bäche soviel Erdreich und Gestein aus der Höhe mitgenommen haben, daß sich im Laufe der Zeit vor jeder Schlucht große Erhöhungen gebildet haben, die weit in das Thal hineinragen. Auf einer derartig angeschwemmten Höhe, die sich etwa 50 m über der Thalsohle erhebt, liegt auch das Dorf Ober-Poroja, wo wir um $5\frac{1}{2}$ Uhr eintrafen.

Ich fragte nach dem Hause des aromunischen Kodžabaš (Bürgermeister), aber als ich ihn um Aufnahme bat, verweigerte er mir dieselbe, da er durch die Zeitungen von mir ge-

hört hatte und mich infolgedessen für einen Agitator hielt; doch fand ich im Chane ein kleines Zimmer.

Die Bevölkerung besteht aus 200 aromunischen, 100 türkischen und 450 bulgarischen Familien. Die Aromunen wohnen am höchsten. Ich hatte abends eine Anzahl Leute kommen lassen, mit denen ich mich unterhielt. Auch hier fand ich keine Besonderheiten in der Sprache, und doch hatte ich auf meiner ersten Reise in Salonichi einen Mann aus eben diesem Dorfe kennen gelernt und einige Notizen über seine Aussprachen gemacht, die allerdings auf einen Unterschied mit der der übrigen Aromunen hinweisen. Das Rätsel löste sich bald. Es war schon ziemlich spät, als ein Mann erschien, der mir als Bulgare vorgestellt wurde, der aber auch aromunisch sprach. Dieser erzählte mir, nach einigem Zuhören, einst habe er in Salonichi einen Frenk getroffen, der auch solche Fragen an ihn gerichtet habe, wie ich thue. Am Schlusse habe er ihm eine ganze Hand voll Geld geben wollen, was er aber nicht angenommen habe. Als ich ihn nach den näheren Umständen fragte, stellte sich heraus, daß er eben mein Gewährsmann gewesen war. Allein mit der „Hand voll Geld" hatte es doch nicht seine Richtigkeit. Ich hatte ihm für seine Bemühungen allerdings eine Kleinigkeit angeboten, aber er hatte es verweigert, weil ein Bekannter von mir, mit dem er befreundet war, ihn aufgefordert hatte, mir Auskunft zu erteilen; aber daß er Bulgare sei, hatte er mir damals nicht gesagt.

Das, was ich damals als Eigenheit aufgefaßt hatte, beruhte nur auf seiner mangelhaften Kenntnis der Sprache*). Meine Annahme einer besonderen Gruppe der Strymon-Walachen, wie ich sie Seite 5 meiner Olympo-Walachen dargestellt habe, bedarf also insofern der Berichtigung, als es weder einen besonderen Dialekt derselben giebt, noch auch nur der geringste ethnographische Unterschied zwischen diesen und

*) Er schob z. B. vor die Pronomina mine — ich, tine du, năs — er, ein š vor, also šmine etc. was „und ich" bedeutet. Bei den Aromunen kommt eine derartige Verschmelzung mit „amindoi" vor, das in Zagori untrennbar „šamindoi" lautet.

den übrigen Aromunen besteht, daß, wenn man eine solche Gruppe annehmen will, dies lediglich in Rücksicht auf ihre getrennten Wohnsitze geschehen kann.

Frühmorgens ritten wir auf einem steinigen Wege zwischen Gärten hin nach dem am Fuße der Anhöhe gelegenen Unter-Poroja, einem großen Orte mit 550 Häusern von Türken und Bulgaren bewohnt. Die Muhamedaner bilden überhaupt in diesem Thale die Mehrheit. Ohne uns aufzuhalten, ritten wir im raschen Trabe thalaufwärts und erreichten nach $2^1/_2$ Stunden den Chan, der auf der ganz niedrigen Wasserscheide zwischen Vardar und Karasu liegt.

Die Suvari hatten eine Anzahl Steinpilze gesucht, die sie auf eine einfache Art zubereiteten. Nach Entfernung des Stiels wurde die dadurch entstehende Höhlung mit Salz gefüllt, und der Pilz mit der Oberseite so lange auf glühende Kohlen gestellt, bis sich das Salz in dem zusammenlaufenden Safte vollständig aufgelöst hatte. Der Geschmack und das Aroma waren gleich ausgezeichnet.

Noch drei Stunden brauchten wir um an den See und um die flache sandige Ostseite desselben herum, zu dem in der Südwestecke gelegenen Städtchen Poljanin oder Doiran zu gelangen.

Ich verbrachte in dem schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Chane eine so schlechte Nacht, daß ich am folgenden Tage mich umsah, in einem Privathause unterzukommen. Ich hatte zum Glück einen Empfehlungsbrief für einen bulgarischen Pelzhändler, bei dem ich ein, wenn auch bescheidenes, so doch sauberes Quartier fand.

Die Lage des Ortes ist ganz reizend, namentlich von der Seeseite aus gesehen. Ein Teil der Stadt liegt auf dem Abhange des sich allmählich senkenden Höhenzugs, ein Teil zieht sich am Seeufer hin. Minarets und Kirchtürme deuten auf gemischte Bevölkerung hin. Von den 1000 Häusern rechnet man 600 auf die Türken, 400 auf die Bulgaren, außerdem eine Anzahl auf die Zigeuner.

Die griechische Partei hat hier noch ziemlich großen

Anhang durch den Einfluß des Bischofs. Bei einer Besichtigung der Kirche erwartete mich dieser am Ausgang derselben und lud mich zu einem Besuche ein. Er hielt mich fest, bis der bulgarische Arzt kam, der das Haupt der griechischen Partei ist und beide im Verein sangen mir das Lob der griechischen Nation und ihrer Fortschritte in Makedonien. Sie beklagten sich bitter über Europa, das allein die Schuld habe, daß die Türkei noch nicht griechisch sei. Der Arzt meinte, Europa sei doch Griechenland zu ungeheurem Danke verpflichtet, weil Themistokles und Leonidas die persische Überflutung verhindert hätten. Griechenland müßte der mächtigste Mittelmeerstaat werden, da die Türkei, Kleinasien und Unteritalien (Großgriechenland) griechische Bevölkerung hätten. Ich ließ den Wortschwall über mich ergehen und war froh, als ich mich von den überspannten, fanatischen Menschen losmachen konnte.

Derartige Ansichten zu hören, ist durchaus nicht ungewöhnlich. Sorgt doch die Schule dafür, daß die Kinder mit der Vergangenheit Griechenlands bekannt und vertraut werden, daß sie mit Stolz auf ihre großen Männer, „ohne die Europa heute noch in Barbarei versunken wäre", erfüllt sind, während die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, sowie alle Realfächer gar nicht oder nur obenhin durchgenommen werden. Statt mit Geduld und in strebsamer Arbeit Fortschritte zu erringen, zehren sie von dem Ruhme der Vergangenheit. So sind die Geistesheroen Altgriechenlands, geschweige, daß sie einen Nutzen brächten, geradezu ein Unglück für die moderne griechische Nation geworden.

Mein Besuch in der griechischen Schule, die zwei Lehrer und eine Handarbeitslehrerin hat, zeigte mir, wie kläglich die Erfolge sind, zumal die Kinder in dem slavischen Lande die ersten vier Schuljahre gebrauchen, bis sie nur notdürftig die Elementarbücher verstehen lernen, dann aber Bücher in die Hand bekommen, deren künstliche Sprache erst von Neuem erlernt werden muß. Ich habe mich des Öfteren überzeugt, daß nicht einmal alle Lehrer im Stande sind, die vorkom-

menden Wörter und Konstruktionen richtig zu erklären. Und wenn schon im eigentlichen Griechenland die Kinder mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um Wort und Sinn der Büchersprache zu erfassen, so werden im slavischen Makedonien die Hindernisse schier unüberwindlich.

Ich war auch in der bulgarischen Schule, die drei Lehrer hat. Dort weht ein ganz anderer Geist. Langsam aber zielbewußt, nicht gerade mit pädagogischem Geschicke, aber mit zäher Ausdauer arbeiten die Lehrer an ihrer Aufgabe und erzielen schöne Resultate. Die Räumlichkeiten in der Schule sind der großen Schülerzahl wegen nicht ausreichend und beständig nimmt die Zahl derselben zu; so allmählich kommt den bulgarischen Bauern doch das Bewußtsein, auf welche Seite sie gehören.

---

3. Gjövgjöli. (25. April.)

Vor meiner Abreise von Doiran hatte ich dem Kaimakam, einem Albanesen, einen Besuch gemacht. Er versprach mir einen Suvari zu senden und hielt Wort. Naki hatte einen Keradži mit 2 Pferden gemietet, die gerade nicht Vertrauen erweckend aussahen. Nur ungern setzte ich mich auf den hohen, hölzernen Saumsattel, auf dem man, wenn man an den englischen Sattel gewöhnt ist, sich sehr unbehaglich fühlt. Glücklicherweise haben die Tiere vor Schwäche die mutwilligen Sprünge verlernt, sodaß die Gefahr herabzufallen nicht groß ist. Man würde auch in Verlegenheit kommen, wie man das Tier beim Durchgehen anhalten sollte, denn man hat in der Hand nur das eine Ende eines Strickes, das andere ist am Halfter befestigt und wird von der einen Seite dem Tiere durch das Maul gezogen. Statt der Steigbügel findet man gewöhnlich nur einen doppelten Strick, wie er in vergangenen Jahrhunderten auch in Deutschland in Gebrauch war.

Wir hatten um nach Gjövgjöli zu gelangen einen Bergrücken von nicht bedeutender Höhe zu übersteigen. Der Boden ist lehmig und überall bebaut. Aber der außerordentlich trockene Winter und das folgende heiße Frühjahr hatten bewirkt, daß die Saaten kümmerlich standen oder ganz verbrannt waren. Es stand so schlimm mit den Ernteaussichten, daß die Regierung helfend eingreifen und Frucht für eine zweite Saat liefern mußte, wollte sie den Ruin des Bauernstandes vermeiden. Doch wie gewöhnlich hatten mehr die Unterbeamten, die mit der Verteilung der Frucht beauftragt waren, als die armen Bauern den Gewinn davon.

Unser Weg führte uns in einem nach Süden ausgeschweiften Bogen zwischen den Dörfern Kraštali und Ereseli, in welch letzterem im Winter auch Aromunen wohnen, nach Dautli, Selimli, Bogoroditsa, Stojakovo bis an das Ufer des Vardar. Ehemals führte eine große Brücke über den Fluß, aber nur geringe Spuren sind davon noch vorhanden.

Eine in jammervollem Zustande befindliche Fähre, bestehend aus einem großen, spitz zulaufenden, hinten stumpfen Kasten, aus dem nach jeder Überfahrt erst das Wasser geschöpft werden mußte, brachte uns ans jenseitige Ufer. In einiger Entfernung davon überschritten wir den Bahndamm, ritten auf einer guten Straße in Gjövgjöli ein und machten vor dem Chane Halt. Derselbe befand sich aber in einem solch schmutzigen Zustande, daß ich Naki beauftragte, sich anderwärts nach einem Unterkommen umzusehen.

Während ich noch mit ihm redete, trat ein Herr in fränkischer Tracht auf uns zu und lud mich in französischer Sprache ein, in sein Haus zu kommen. Dankbar nahm ich sein Anerbieten an, und ich fühlte mich bald in seiner sauberen, mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Wohnung recht behaglich.

Herr Massi, so hieß mein liebenswürdiger Wirt, ist ein Armenier der Abstammung nach, aber französischer Unterthan, wodurch es ihm ermöglicht ist, mit größerer Freiheit als die Einheimischen dem Handel mit Seide und Holzkohlen

obzuliegen. Obgleich der Konfession nach römisch-katholisch, hat er die Tochter eines orthodoxen Aromunen aus Monastir, der sich in Gjövgjöli niedergelassen hat, geehelicht. Wir bedienten uns im Verkehr des Griechischen, denn diese Sprache war der Aromunin lieber als ihre Muttersprache.

Die griechische Partei hat in Gjövgjöli, obgleich dieser Ort außer einer kleineren Zahl von Türken nur Bulgaren zählt, doch starken Anhang. Kaum war ich im Hause meines Gastgebers angelangt, als sich ein gewisser Kivernitis, ein Aromune von Vlacho-Livadhon, einstellte, um mich auszuforschen, wozu er als Leiter der griechischen Propaganda und Inspektor der griechischen Schulen sich verpflichtet fühlte. Auch hier war ich bereits durch die Zeitungsartikel bekannt, und gar zu gern hätten die Griechen oder richtiger Graecomanen mich entfernt, weil sie befürchteten, ich wolle die Aromunen, diese Hauptstütze des Griechentums in Makedonien, ihnen abspenstig machen. Kommt man in die Städte und größeren Orte Makedoniens und erkundigt sich, wer eigentlich der Führer der griechischen Partei ist, so kann man fast immer sicher sein, einen Aromunen als solchen bezeichnen zu hören. Die Lehrer in Monastir, in Salonichi, Serres, Džumaja und vielen andern Orten sind mit wenig Ausnahmen aromunischer Abkunft, d. h. wenn man sie selbst fragt, sind sie natürlich reine Hellenen.

Herr Kivernitis, dem ich den Zweck meiner Reise in das Karadžovagebirge auseinandersetzte, verließ mich mit der Versicherung seiner Freundschaft und Unterstützung. Aber statt dessen hatte er nichts Eiligeres zu thun, als zum Kaimakam zu gehen, mit dem er, wie leicht erklärlich, auf dem besten Fuße steht, und diesem vorzureden, daß ich die walachische Bevölkerung in den Dörfern gegen die Türken und den Bischof aufreizen wollte, und daß daher meine Abreise dorthin verhindert werden müsse. Ich hörte dies alles am andern Tage wieder von einem Diener des Kaimakams, einem muhamedanischen Walachen aus Nonte.

An demselben Abende und mehrere Male am folgenden

Morgen machte ich vergeblich den Versuch, den Kaimakam zu sprechen. Erst gegen Mittag ließ er sich sehen. Er war ein Albanese, der vollkommen des Griechischen mächtig war. Nachdem ich ihm mein Anliegen vorgebracht und den Empfehlungsbrief des Valis von Salonichi gezeigt hatte, hielt er mir vor, daß es zu gefährlich sei ins Gebirge zu gehen, weil es dort von Räubern wimmele, und er deshalb die Verantwortung nicht auf sich nehmen könne. Ich bat ihn dann, mir eine Begleitung bis Ljumnitsa mitzugeben, wo ich längere Zeit verweilen wolle. Darauf erwiderte er, daß dort kein Militär liege, und ich leicht aus dem Dorfe herausgeholt werden könne. Ich erklärte mich dann bereit, zwei Mann zu unterhalten, aber das meinte er, könne er nicht ohne Erlaubnis des Valis thun. Kurz, er machte soviel Umstände und Einwände, daß ich schließlich aufs bestimmteste erklärte, um zwei Uhr würde ich aufbrechen mit oder ohne Suvari; er habe die Verpflichtung mich zu unterstützen, aber nicht, mir Hindernisse in den Weg zu legen. Damit verließ ich ihn. Um zwei Uhr kamen zwei Suvari, um mich nach Ljumnitsa zu geleiten.

---

4. Vlacho-Meglen. Ljumnitsa. (26. April—15. Mai.)

Der Weg von Gjövgjöli aus führt erst nach Südwesten durch die Ebene, dann einem Bache entlang in westlicher Richtung am Dorfe Móina vorüber nach den Bergen. Auf meine Frage nach den Bewohnern dieses Dorfes, gab der albanesische Keradži, den ich in Gjövgjöli gemietet hatte zur Antwort:

„Da wohnen Griechen, Bulgaren und Papistan".

„Und welche Sprache reden sie?"

„Bulgarisch, einige können auch etwas Türkisch".

Unter Griechen verstand er die bulgarischen Anhänger des Patriarchen, unter Bulgaren die des Exarchen und unter Papistan die Römisch-Katholischen. Gerade im Bezirke Gjöv-

gjöli hat die römisch-katholische Propaganda große Rührigkeit entfaltet, und es bereits auf acht kleinere Gemeinden gebracht. In welch wunderbarer Weise die Propaganda betrieben wird, zeigt folgende Geschichte, die ich von der glaubwürdigsten Seite in Salonichi habe erzählen hören.

Eine Gemeinde braucht Geld und schickt eine Deputation nach Salonichi zum Bankier. Dieser verlangt einen Bürgen und weist sie zum Konsul X, der ihnen sagt: „Ja, wenn ihr katholisch wäret, wäre etwas zu machen, so aber kann ich mich Eurer nicht annehmen."

„Im Herzen sind wir schon längst katholisch" erwidern die Bauern.

„Wenn ihr mir eine Bescheinigung von einem Pfarrer bringt, dann will ich euch glauben."

„Wir haben keinen Pfarrer."

„Gut, dann will ich Euch einen schicken."

Der Pfarrer zieht ins Dorf ein und giebt den Bauern die gewünschte Bescheinigung, die nun das Darlehen erhalten.

Um die Bauern nicht abzuschrecken, läßt der Pfarrer die Einrichtung in der Kirche, so wie sie ist, schließt sich auch möglichst dem orthodoxen Zeremoniell an und erst nach und nach, wenn er festen Boden fühlt, ändert er alles nach dem römischen Ritus um. Zurück können die Bauern nicht, sie sind schon durch das Darlehen gebunden.

Bald verließen wir das Ufer des Baches und wandten uns ziemlich steil aufwärts, bis wir in der Nähe des Dorfes Ljumnitsa noch ein Thälchen zu passieren hatten. Nach einem zweiundeinhalbstündigen Ritte hatten wir unser Ziel erreicht.

Beim Kodžabaš stiegen wir ab. Er überließ uns sein Wohnzimmer, wo wir die erste Nacht verbrachten. Am andern Tage fand sich bei seinem Bruder Stefu Bibe ein Zimmerchen, getrennt von dem Wohnhause, in das ich überzog. Es war wohl die einzige gedielte Wohnstube im Dorfe, die auch der Bischof bei seinem Aufenthalte benutzt.

Ich ließ vor allem von Naki eine gründliche Reinigung vornehmen. Dann richteten wir uns so bequem als möglich

ein. Selbst ein Tisch und ein Stuhl wurden, wenn auch mit einiger Mühe, aufgetrieben. Der Raum war aber so beschränkt, daß, wenn wir uns zum Schlafen auf dem Boden ausgestreckt hatten, für einen Dritten kaum noch Platz war. Hier verweilte ich drei Wochen, um die im Frühjahr des vorhergehenden Jahres begonnene Aufgabe, nämlich das damals entdeckte Völkchen in Sprache, Sitte und Brauch näher kennen zu lernen, auszuführen. Ich habe die Resultate dieses Aufenthaltes in meinem „Vlacho-Meglen“ Leipzig 1892 niedergelegt und kann mich daher hier kurz fassen.

Meines Dieners Hauptaufgabe bestand darin, fürs Essen zu sorgen. Außer Zickelfleisch, Eiern, Milch und Maisbrot war nichts aufzutreiben. Von Gjövgjöli ließ ich mir bei Gelegenheit besseres Brot besorgen. Waren auch die äußeren Verhältnisse keineswegs angenehmer Art, so fand ich doch soviel Vergnügen an dem Studium des interessanten Dialektes, daß ich das Unangenehme darüber vergaß. Mein Wirt Stefu Bibe, sowie dessen Verwandte, die beiden Knaben Anastasios Stavro aus Ljumnitsa und Stavraki Christo aus Lunzi dienten mir als Lehrer in ihrer Sprache. Gelegentlich halfen auch andere mit. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes war mir auch der Lehrer der griechischen Schule bei Feststellung der Flexion von ganz besonderem Nutzen. Aber bald wurde er zum Schulinspektor nach Gjövgjöli bestellt, und nach seiner Rückkunft war er durch nichts zu bewegen, mir ferner beizustehen. Und nicht genug damit, er verbot auch den Schulkindern zu mir zu kommen. Das hatte ich dem Fanatismus des Herrn Kivernitis zu danken.

Nach wenigen Tagen hatte ich mich in die Aussprache der Leute hineingefunden, sodaß ich gut verstehen konnte und verstanden wurde. Naki dagegen, trotzdem er als Aromune eine von dem dortigen Dialekte nicht sehr verschiedene Sprache redete, zog es vor, bulgarisch zu sprechen, und selbst nach dreiwöchentlichem Aufenthalte hatte er noch Schwierigkeiten im Verständnisse. Die ungewohnte breite Aussprache der Vokale machte ihn mehr irre, als die ihm unbekannten dako-

rumänischen Elemente. Auch Frau Massi in Gjövgjöli hatte mir bemerkt, daß sie die Leute nicht verstehen könne.

---

5. Kupa und Chuma. (2. Mai und 10. Mai.)

Eine angenehme Abwechslung in mein einförmiges Leben brachten die Ausflüge nach den anderen walachischen Dörfern. Die Gegend ist gebirgig; den eigentlichen Stock bilden kahle, in größerer Höhe auch mit Wald bedeckte, schroff abfallende Kalkberge, an die sich sanft geneigte Thonschieferlagerungen anlehnen. Der an einigen Stellen dunkelrote Boden ist fruchtbar und wird zu Mais- und Weinbau benutzt. Am häufigsten sind die Maulbeerpflanzungen, von denen die Dörfer umgeben sind, und die selbst ins Innere derselben eindringen, sodaß die roten Ziegeldächer gar freundlich aus dem saftig dunkeln Grün der Bäume hervorlugen.

Am 2. Mai ging ich unter Begleitung meines Wirtes und Nakis nach dem etwa fünf Viertelstunden in südlicher Richtung gelegenen Kupa. Nach Übersteigung eines Bergrückens gelangt man in ein tiefes Thal, das sich etwas weiter unterhalb mit dem größten östlichen Thale des Karadžova vereinigt. Das Dörfchen Kupa kommt erst zum Vorschein, wenn man unmittelbar davor steht. Es zählt nur achtzig Häuser und ist ein sehr armes Dorf. Das Klima ist rauher als in Ljumnitsa, die Seidenzucht infolgedessen weniger lohnend, auch Ackerbau und Viehzucht sind unbedeutend.

Wir kehrten im Hause des Pfarrers ein, dessen Frau allein zu Hause war. Bei meiner Ankunft erschrak sie sehr, da sie mich für einen Türken hielt. Man kann sich dies erklären, wenn man weiß, daß jeder Soldat oder Suvari, der durch so ein abgelegenes Dorf kommt, die Leute behandelt wie Sklaven. Wird sein Begehren nicht erfüllt, so schlägt er unbarmherzig darauf los. Man muß sich wundern, wie selten man hört, daß sich der gequälte Bauer mit Gewalt seiner unerträglichen Peiniger entledigt.

Als ich die arme Frau in ihrer Muttersprache anredete, erheiterte sich ihr Gesicht. Bald kam auch der Pfarrer, der die Ziegen gemolken hatte, und bewirtete uns mit frischer Milch. Beim Abschiede beglückte ich ihn mit etwas Pulver, wonach er großes Verlangen hatte.

Acht Tage später machte ich einen Ausflug nach Chuma. Da der Weg durch Wald führt, wollte mein Wirt, Stefu Bibe, aus Furcht vor den Räubern nicht mitgehen. Ich nahm als Führer den Dorfhüter, einen Türken, und meinen Diener Naki mit. Wir waren gut bewaffnet, und so marschierten wir guten Mutes fort.

In nördlicher Richtung geht der Weg abwärts in ein Thal, das durchschnitten wird, dann über einen niedrigen Bergrücken in ein zweites Thal, dem wir eine Strecke folgten. Wir überschritten den Bach und erklommen in vielen Windungen einen steilen Berg. Als wir die Höhe erreicht hatten, waren wir gerade eine Stunde unterwegs und erblickten Ljumnitsa in südlicher Richtung. Von dort führte der Weg nordwestlich durch einen Eichenwald, dann an den spärlichen Ruinen des Dorfes Gušet vorüber, das auf unsern Karten noch verzeichnet ist. Die Leute sind meist nach Chuma gezogen; die Felder der Gemarkung werden auch von dort aus noch bebaut. Vor achtzig Jahren ist das Dorf aus Wassermangel verlassen worden.

Nach zweiundeinviertelstündigem Marsche hatten wir Chuma erreicht. Wir mußten eine gute Weile warten, bis wir in das Haus des früheren Kodžabaš geführt wurden. Naki briet das mitgenommene Zickelfleisch am Spieße, Brot hatten wir auch bei uns, und der Wirt versorgte uns mit am Orte gewachsenem Weine.

Bald stellte sich auch der Lehrer der griechischen Schule ein; aber es war wenig aus ihm heraus zu fragen. Lieder singt man nur in bulgarischer Sprache.

Das Dorf zählt 70 Häuser, aber es wohnen oft zwei, auch drei Familien in einem Hause beisammen, sodaß man immerhin 700 Bewohner zählen kann. Es ist Tšiftlik eines Türken

in Salonichi. Ackerbau, Holzhandel, Seidenzucht und etwas Viehzucht sind die Erwerbsquellen der Bewohner.

Hinter der Kirche erstieg ich eine kleine Anhöhe, von wo man nördlich das eine Stunde entfernte walachische Koinsko erblickt, und wieder eine Stunde weiter liegt das ebenfalls walachische Sirminina.

Den Rückweg nahmen wir direkt über einen hohen Bergrücken, den wir auf dem Hinwege umgangen hatten. Der Weg ist zwar anstrengender, aber etwas kürzer und schöner, da er fast beständig durch prächtigen Buchenwald führt und zugleich auf seinem höchsten Punkte eine wundervolle Aussicht bietet. Der Rodope und die Berge jenseits Serres begrenzen den Horizont, den Vardar kann man bis zu seiner Mündung verfolgen und selbst die weißschimmernden Häuser von Salonik sind für ein gutes Auge sichtbar.

Sehr auffallend ist die große Menge von Schildkröten, die zahlreich auf den Wiesen zu sehen sind. Sie werden von den Leuten nicht gegessen, und der Abscheu davor ist so groß, daß man mir nicht einmal ein Gefäß geben wollte, um sie darin zu kochen.

Kurz vor Ljumnitsa fällt der Weg steil abwärts in dasselbe Thal, das wir am Morgen weiter unterhalb durchschritten hatten, und nach ebenso steilem Aufstiege erreichten wir bald das Dorf. Wir hatten auf dem ganzen Wege keinen Menschen getroffen.

Es blieben mir noch zwei von den walachischen Dörfern zu besuchen: Tsernareka und Barovitsa; ich verband diese Tour zugleich mit meiner Rückreise, die ich am 15. Mai antrat.

---

6. Tsernareka und Rückreise nach Salonik. (15.—16. Mai.)

Als Führer kam wieder der türkische Poljak mit, und Pferde erhielten wir von unserem Wirte. Daß mir der Abschied von dem Zickelfleisch und Maisbrot und dem ekelhaften

Ungeziefer, mit dem die Leute ausnahmslos behaftet sind, nicht schwer wurde, brauche ich nicht erst zu versichern.

Nach einer Stunde hatten wir in südlicher Richtung das Thal erreicht, das von Kupa herunterkommt. Der Anblick der von senkrechten Felsen herunterstürzenden Bäche erinnert lebhaft an die Gegend von Verria und Vodena; ist auch das Schauspiel nicht so großartig, wie bei letzterem Orte, so ist doch der Charakter der Gegend viel wilder, und die Einsamkeit verfehlt nicht, einen eigenen Zauber auf den Beschauer auszuüben. Einige verschlossene Mühlen und Tuchstampfwerke verraten, daß auch hierhin zuweilen Menschen kommen.

Ein schmaler Fußpfad führte uns aufwärts zum Sattel des Bergrückens. Dann hielten wir uns rechts in den Wald hinein. Der Pfad wurde immer unwegsamer, und ich mußte mich tief bücken, um unter den überhängenden Ästen wegzukommen. Schließlich war ein Weg kaum noch zu erkennen. Aber mein Türke behauptete genau die Richtung zu haben, und so ging es denn weiter. Endlich trafen wir türkische Bauern von Mādā (Majadala), die Holz fällten. Da stellte es sich denn wirklich heraus, daß wir auf „dem Holzwege“ waren. Die Richtung war allerdings genau, aber ein tiefes Thal trennte uns von dem richtigen Wege, der im weiten Bogen einen steilen Abhang umgeht. Ein Zurück gab es nicht. Langsam und behutsam stiegen wir ins Thal hinab, wobei uns die Bäume als Stützen dienten, und wohlbehalten, ohne daß ein Pferd gestürzt wäre, kamen wir unten an.

Der Aufstieg auf der anderen Seite war ebenso beschwerlich. Da mußten die Pferde mit vereinten Kräften geschoben und gezogen werden, um über Felsen und umgefallene Baumstämme hinwegzukommen. In Schweiß gebadet erreichten wir die Höhe, wo wir bald auf den richtigen Pfad stießen.

Dieser führte uns in das sogenannte „Kalte Thal“ (Valea-ratsi) das von einem wasserreichen, rauschenden Bache durchflossen wird. Im Schatten der Buchen machten wir eine halbe Stunde Rast, um uns an unsern Vorräten, bestehend

in den Resten eines am Abende vorher zur Abschiedsfeier gebratenen Spanferkels, zu stärken. Unser hungriger Führer, obgleich ihm als Muhamedaner der Genuß des Schweinefleisches verboten war, griff wacker mit zu. Aber komisch war doch seine Verzweiflung, als er ganz zufällig erfuhr, daß er Schweinefleisch gegessen hatte, das er für Zickelfleisch gehalten hatte.

Längs der Berge schlängelt sich von dort der Weg nach Tsernareka. Die Entfernung von Ljumnitsa aus beträgt drei und eine halbe Stunde. Großes Leben herrschte im Dorfe; es war Kirchweihe. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um einige Momentaufnahmen von Tanzenden zu machen, und betrachtete abends die auf einem Platze stattfindende Speisung der Dörfler von Seiten der Kirche, wozu aber natürlich die Bauern selbst vorher die Mittel, sei es durch Geld oder Naturalien geliefert hatten.

Beim Kodžabaš Christo Softše stiegen wir ab und wurden von dem freundlichen, klugen Alten herzlich empfangen. Die Bewirtung ließ nichts zu wünschen übrig, nur das Nachtlager, das er mir auf der Veranda anweisen wollte, fand nicht meinen Beifall, es war mir zu kalt. Ich quartierte mich mit Naki in ein neuerbautes, noch unbewohntes Haus um.

Die Leute dort fand ich im allgemeinen etwas kultivierter als in den übrigen walachischen Dörfern des Karadžova. Die Bauern sind frei, haben gute Äcker, und die Seidenzucht steht in Blüte. Wenn sie doch auf keinen grünen Zweig kommen, sind daran die hohen Steuern Schuld. „Türke und Bischof," meinte mein guter Christo, „reichen sich die Hand, um uns arme Bauern auszusaugen." Immerhin ist ein gewisser Wohlstand, wenigstens im Vergleiche zu den anderen Dörfern, nicht zu verkennen.

Die Häuser sind stattlicher, auch viele darunter zweistöckig. Die Kleidung der Männer ist wie die der Bulgaren der Ebene; die Frauen tragen seidene Tücher und Schürzen und schmücken sich mit venetianischen Goldmünzen, Veneditško genannt. Besonders wohlthuend wirkt die überall herrschende

Reinlichkeit, die ja allerdings in Anbetracht des Festtages größer als gewöhnlich sein mochte.

Die Leute haben zwar eine griechische Schule, würden aber eine bulgarische vorziehen. Die bulgarische Sprache fängt an einzudringen, und es wird nicht mehr lange dauern, daß es in Tsernareka so stehen wird, wie in dem zwei Stunden entfernter, auf hohem Berge gelegenen Barovitsa, wo nur die älteren Leute noch walachisch reden.

Die Sprache zeigt einige Abweichung von der in Ljumnitsa, sie ist auch gemischt mit aromunischen Wörtern; denn eine Anzahl Aromunen kommt von dem hoch im Gebirge gelegenen Sommerdorfe Livadhi im Herbste herunter und verbringt dort die kalte Jahreszeit. Auch sind manche Mädchen von Tsernareka an Aromunen verheiratet. Der umgekehrte Fall dagegen kommt nie vor; denn der Aromune ist zu stolz, als daß er seine Tochter einem Bauern zur Frau gäbe, die dann die anstrengende Feldarbeit verrichten müßte.

Am folgenden Tage schon verließ ich das Dorf. Nach Barovitsa zu gehen, wo die Leute schon fast bulgarisiert sind, versprach nicht zu lohnen und deshalb unterließ ich es. Im Ganzen liegen auf den Abhängen des Karadžova elf walachische Dörfer mit etwa 14000 Bewohner. Im eigentlichen Vlacho-Meglen auf der Westseite liegen 1) Nonte, das einzige Dorf, das muhamedanische Bewohner hat. 2) Borislaf 3) Lunzi 4) Ošin; auf der Ostseite liegen 5) Ljumnitsa 6) Chuma 7) Sirminina 8) Koinsko 9) Kupa 10) Tsernareka 11) Barovitsa.

Was ich Seite 53 und 54 meines Vlacho — Meglen als Resultat meiner Untersuchung über dieses merkwürdige Völkchen, dem ich, um einen bestimmten Ausdruck zu haben, den Namen Megleniten nach der Landschaft gab, aufgestellt habe, hat von der Kritik keinen Widerspruch gefunden, wohl aber meine Seite 55 angeführte Annahme, daß sie die Nachkommen jener Bulgaro-Walachen seien, die im 12. und 13. Jahrhundert von sich reden machten, die sich nach der Schlacht auf dem Amselfelde in das Karadžovagebirge zurückgezogen hätten.

Jireček hat in seiner ausführlichen Kritik im XV. Bande des Archivs für slavische Philologie die Meinung geäußert, daß sie Nachkommen wären einer Petschenegenschar, die von dem Kaiser Alexios nach der Schlacht bei Choirenoi und Levunion im Jahre 1091 in der Provinz Moglena angesiedelt wurden.

Ich freue mich, daß dadurch der so auffallende Typus, der bei vielen Megleniten vorkommt, seine Erklärung findet. Aber das, was ich über die Bulgaro-Walachen gesagt habe, wird dadurch erst recht bekräftigt, denn der einzige Einwand, den man hätte machen können, nämlich der fremde Typus bei einem Teile des Volkes, fällt dadurch weg. Wenn die Petschenegen wirklich sich dorthin und nicht vielmehr nach dem tiefer gelegenen Bulgaro-Meglen zogen, so konnten sie eine romanische Sprache doch nur dann annehmen, wenn sie sich mit einem Volke mischten, das mindestens ebenso zahlreich war, wie sie, und das waren eben die Walachen, die später, als sie dort ankamen und sich nicht nur in der jetzt Meglen genannten Landschaft, sondern auch auf dem Ostabhang des Gebirges niederließen und sich dann mit den vorgefundenen Bewohnern mischten. Um so wahrscheinlicher ist es, daß die Romanen zahlreicher waren, als die Sprache doch ein vollständig romanisches oder, ich will lieber sagen, rumänisches Gepräge trägt, und außerdem habe ich Seite 56 ausdrücklich gesagt, daß „nicht einmal die Hälfte“ diesen nichtkaukasischen Typus aufweist.

Christo Softše, mein Wirt, stellte mir Pferde zur Verfügung und begleitete mich mit seinem Sohne. Wir ritten die mit Wein bebauten Vorberge des Karadžova hinab in ein tiefes Thal, das von einem starken Bache durchflossen wird. Wir durchquerten es gerade da, wo sich ein zweiter Bach mit diesem vereinigt, und bald darauf gelangten wir nach Gjümendže. Wir verweilten nur so lange, als der Hufschmied bedurfte, um meinem Pferde ein neues Hufeisen aufzulegen.

Wie sehr die Ankunft eines Fremden Aufsehen erregt, und wie schnell sich die Nachricht davon verbreitet, kann

man daraus ersehen, daß, als ich im Begriffe war, wieder aufzubrechen, ein Mann auf mich zu stürzte und mich in rumänischer Sprache herzlich einlud, doch die Nacht über bei ihm zu bleiben, womit ich ihm einen großen Gefallen thun würde. Er war ein Aromune, der sich in Gjümendže als Kaufmann niedergelassen hatte. Hätte ich nicht meine Ankunft in Salonichi vorher angezeigt, würde ich gern seiner Einladung gefolgt sein.

Die Bewohner von Gjümendže, das etwa 450 Häuser zählt, sind Bulgaren, aber zum größten Teile der griechischen Partei ergeben.

Bis zum Dorfe Gorgopik gab mir mein Wirt das Geleite; dort wandte er sich ab, um zu Pferd Salonichi zu erreichen. Sein Sohn kam mit bis zum Bahnhofe von Gjümendže, der von dem Orte selbst beinahe drei Stunden entfernt ist.

Die Lage von Gjümendže ist auf unsern Karten gänzlich falsch angegeben, auch sonst läßt die Topographie der dortigen Gegend, obgleich sie von der Eisenbahn berührt wird, noch recht viel zu wünschen übrig. Wo die von mir erwähnten, aus dem Gebirge kommenden Wasser ihren Einfluß in den Vardar nehmen, konnte ich auf der Karte nur ungefähr andeuten. Gegen Abend brachte uns der Zug wieder nach Salonichi. Ich wurde von dem Diener eines Bekannten empfangen und in dessen Haus geführt.

Ich rüstete mich nun zur Abreise. Naki, mit dem ich auf meinen langen Fahrten so sehr gut ausgekommen war, wäre gar zu gerne mit mir nach Deutschland gekommen, aber es ging nicht an. Für seine treuen Dienste wußte ich ihn nicht besser zu belohnen, als daß ich ihn in den Stand setzte sein Handwerk als Schuhmacher wieder zu ergreifen. Ich gab ihm die Mittel, um alles einzukaufen, dessen er bedurfte.

7. Rückkehr. Uesküb. (23. und 24. Mai.)

Am frühen Morgen des 23. Mai fuhren wir nach dem Bahnhofe. Ich traf daselbst einen Bekannten, den Lazaristenpater Favréal aus Monastir, einen liebenswürdigen, alten Herrn, mit dem ich eine gute Strecke zusammen fahren konnte. Auf der ersten Station verließ uns Naki. Schon während der letzten Tage sah ich die Trauer über die nahe bevorstehende Trennung auf seinem Gesichte; der Abschied wurde ihm gar schwer und auch ich, obgleich die Freude über die nun glücklich vollendete, lange Reise mich ganz erfüllte, hatte doch das Gefühl, als wenn ich einen guten, zuverlässigen Freund für immer verlöre. Wie ich erst später merkte, hatte er ein gesticktes Handtuch und schöne von seiner Frau verfertigte Strümpfe in meinem Gepäcke untergebracht, die mir ein Andenken sein sollten. Mit Thränen in den Augen küßte er mir die Hand und dann noch ein „kalembár“ (glückliche Reise) und er wandte sich schnell nach der Straße, wohin er den Keradži mit den eingekauften Waren bestellt hatte, um mit diesem nach seiner Heimat Vlacho-Klisura zu Frau und Kind zu ziehen. Daß er seinen „Frate Doktoru“ nicht vergessen, das beweisen mir die rührenden Briefe, die er mir von Zeit zu Zeit schickt*).

---

*) Um zu zeigen einer welch poetischen Sprache sich selbst die ungebildeten Leute zu bedienen vermögen, gebe ich nachfolgend den Anfang eines Briefes vom 15. Dezember 1892 in wörtlicher Übersetzung:

Teurer Bruder Gustav! Deinen Brief und das Bild von Dir und Deiner Braut habe ich erhalten. Es ist zwar nur ein kleines Stück Papier, aber für mich ist es, ich weiß nicht, wie ich mit Worten sagen soll, ein Gut oder ein Vermögen, denn es machte mir solche Freude, daß ich nicht weiß, was ich thun soll: soll ich es in einen Rahmen stecken, den ich mit künstlichen Blumen umgebe oder aber mit jenen schönen Blumen von unsern Bergen im Mai, von der Sonne mit Wohlgeruch erfüllt und bedeckt hier und da mit Tautropfen, glänzend wie Diamanten. Soll ich es zeigen allen meinen Freunden, oder soll ich es verbergen, daß nur ich die Verlobte meines Freundes sehe, der so großen Anteil an meinem Schicksale nimmt. . . . .

Im Gespräch mit dem alten Pater der seit vielen Jahren in Monastir wohnt und sich eifrig für die Hebung der rumänischen Schule bemüht, verging mir die Zeit sehr rasch. Mit ganz besonderem Eifer sprach er über die „maudits Grecs", deren eingefleischte Gegner die Lazaristen sind, so sehr auch sonst das französische Volk für Griechenland schwärmt. In Gratsko stieg er aus und nahm Abschied mit den Worten: „Permettez que je vous embrasse."

Die Bemerkung Gopčević's, daß der Amatovosee von der Bahn aus nicht zu sehen sei, wundert mich sehr. Er liegt direkt neben der Bahn, und da das Ufer des langgestreckten Seees dicht mit Schilf bewachsen ist, so tritt freilich die Wasserfläche nicht sehr hervor. Aber der nördliche, breitere Teil ist doch voll sichtbar. Von den Höhen bei Tsernareka aus gesehen, erscheinen zwei Seeen, die durch Sumpfland verbunden sind.

Erwähnenswert ist, daß da, wo die wasserreiche Tserna in den Vardar fließt, also in der Nähe der Station Gratsko, sich ein Deutscher aus Heilbronn auf den Ruinen von Stobi angesiedelt hat und seit sechs Jahren ein großes Gut bewirtschaftet. Ich traf mit dem Herrn in dem Zuge zusammen, da er nach Veles auf den Viehmarkt fahren wollte. Er sagte mir, daß er recht zufrieden mit den Verhältnissen sei und sehr gute Geschäfte mache. Wenn die Sicherheitsverhältnisse günstiger wären, würde es für die auswandernde Landbevölkerung besser sein, sich nach Makedonien, als nach überseeischen Ländern zu wenden. An Platz würde kein Mangel sein.

Der Zug passierte dann das in engem Thale liegende Veles, wo über 50 aromunische Familien ansässig sind, die der Bulgarisierung entgegen gehen. In Uesküb fand ich im Hôtel des Italieners Duretti, dessen Frau eine Deutsche ist, ein vorzügliches Unterkommen.

Mein erster Besuch galt dem österreichischen Konsul Herrn Schmuck, der mich ebenso liebenswürdig wie seine Herrn Kollegen in Monastir und Janina empfing. An seinem früheren Aufenthaltsorte Skutari in Albanien hatte er die

albanesische Sprache kennen und sprechen gelernt. Auch unsern Albanologen, Herrn Gustav Meyer, hatte er dort kennen gelernt, bedauerte aber, daß derselbe es nur einen Tag in Skutari ausgehalten habe.

Über Gopčević befragt, meinte er, daß derselbe nie nach Prizrend*) gekommen sei, wo Herr Schmuck längere Zeit stationiert gewesen ist; auch bezweifelte er sehr die Existenz des Herrn Petrof, den Gopčević in seinem Buche „Altserbien und Makedonien", eine so lächerliche Rolle spielen läßt. Auch die bulgarischen Lehrer in Salonichi hatten sich nach diesem angeblichen Bulgaren Petrof erkundigt, aber ihn nicht zu entdecken vermocht. Nie ist wohl im deutschen Buchhandel ein Werk erschienen, das unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit eine solche Menge grober Lügen in die Welt gesetzt, das in einem so hochfahrenden, teilweise gemeinen Tone geschrieben ist, daß man beim Lesen desselben empört ist, das über die verdienstvollsten Männer wie Barth, Griesebach und von Hahn in unverschämter Weise urteilt. Ich habe nicht nötig darauf näher einzugehen, ist doch den Sachkundigen längst bekannt, daß das Machwerk eine bloße Tendenzschrift ist.

Den nächsten Morgen benutzte ich zu einem kleinen Spaziergang durch die Stadt. Den Bazar und die Straßen fand ich genau so, wie vor vier Jahren; nichts hatte sich verändert. Auf dem Rückwege sah ich zwei mit Laub und Blumen geschmückte, fast unbekleidete Zigeunerinnen, die von Haus zu Haus gingen, tanzten und Lieder sangen, worin um Regen gefleht wird. Sie werden mit Wasser übergossen, worauf sie weiter ziehen. Eine Alte sammelt Geschenke ein. Ganz derselbe Brauch findet sich auch in Rumänien unter dem Namen Paparudă, bei den Südslaven und Albanesen nennt man ihn Dodola, bei Griechen und Aromunen heißt er Pirpiruna.

Nach dem Mittagessen, das ich bei Herrn Schmuck ein-

*) Prizdrend ist die Aussprache im südlichen Makedonien.

nahm, begab ich mich mit ihm an den Bahnhof, wo die an der Bahn angestellten Deutschen versammelt waren. Er begleitete mich noch in dem Zuge bis zur Außenstation von Uesküb.

War es nun die Hitze, oder der schwere Tischwein, den ich getrunken, ich sank sofort, als ich mich auf der Bank in dem Coupé, in dem ich mich allein befand, ausgestreckt hatte, in festen Schlaf. Der Gott des Traumes besuchte mich und gaukelte mir ein Bild vor, das ich den Lesern nicht vorenthalten will.

Ich lag am Rande einer Wiese unter einem Busche und sah von dort unbemerkt dem Treiben einiger Knaben zu, die anscheinend von einem alten Soldaten, der auf einem Stelzfuße ging, beaufsichtigt wurden. Meine Aufmerksamkeit richtete sich zunächst auf denjenigen Knaben, der offenbar die Hauptrolle spielte. Er hatte sich merkwürdig geschmückt. Auf dem Kopfe trug er einen goldenen, glitzernden Helm, auf dem ein blau und weißer Federbusch wallte. Seine Sammetjacke hatte modernen Schnitt, aber seine Hose war zerrissen. Er marschierte auf hohen Stelzen, die er mit großem Geschick zu handhaben wußte. Weithin erschallte seine gellende Stimme und mit Spottreden näherte er sich oft dem Invaliden, wenn dieser aber nach seinem Stocke griff, entfernte er sich schnell. In seiner Gesellschaft befanden sich zwei Knaben: der eine, ein kräftiger Bursche mit Fustanella angethan, der andere klein, mit klugen Augen, mit einem weißwollenen Gewande bekleidet, trug den Hirtenstab in der Hand. Beide blickten begeistert zum Stelzenjungen auf und gehorchten jedem seiner Befehle.

An einer andern Stelle der Wiese war ein stämmiger Junge, mit dicken, roten Wangen, emsig beschäftigt sich einen Garten herzustellen und ließ sich nicht in seiner Arbeit stören, so oft auch die andern herankamen und mit Steinen und Erde nach ihm warfen. Seine Geduld machte die andern nur noch übermütiger. Ihm schaute ein anderer Bauernjunge mit zu, half ihm auch ab und zu, doch als die andern sich entfernten,

wohl um zu beraten, wie sie den fleißigen Arbeiter mit größerem Erfolg stören könnten, da zog auch er sich von ihm zurück und schloß sich den andern an. Da merkte auch der Pausbäckige, worauf es abgesehen war, doch schien er keine Angst zu haben. Er nahm einen derben Stock, schnitzte ihn zurecht und wartete ruhig ab, was da kommen sollte.

Um dem ausbrechenden Kampfe besser zuschauen zu können, hatte ich mich erhoben und dem Kampfplatze genähert. Schon rückten die vereinigten Gegner vor, als mich plötzlich jemand am Arme packte, und die Stimme des alten Soldaten in meinen Ohren schallte: „Teskerét, efendim!“ (den Paß, mein Herr.)

Ja, was war denn das, noch einmal hörte ich klar und bestimmt das: „Teskeret efendim!“ und erwachend sah ich einen Mann in Uniform und Feß, der mich am Arm schüttelte. Wir waren an der türkisch-serbischen Grenze.

Aromunischer Tšelnik (Faršeriot).

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Erste Beilage.

1. Typus. 2. Gesten. 3. Tracht. 4. Anlage der Dörfer. 5. Bau und Einrichtung der Häuser.

1. Typus.

Da ich über den Charakter, über Sitten und Gebräuche in Aromunen II Näheres mitgeteilt habe, bleibt mir hier nur das rein Äußerliche zu beschreiben übrig. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß in Gegenden mit gemischter Bevölkerung die Einheimischen sofort die Nationalität eines jeden Bewohners mit Sicherheit zu erkennen vermögen, selbst wenn die Tracht keinen Anhalt bieten sollte, während der Fremde vergeblich nach den Merkmalen sucht, die ihm ein Kriterium zur Unterscheidung böten. Fragt man die Einheimischen, welches die unterscheidenden Merkmale sind, so erhält man keine andere Antwort, als daß man es sehe. Es müssen aber doch solche Merkmale vorhanden sein, sonst würde man die Nationalität nicht erkennen können. Im Einzelnen die Kennzeichen angeben zu wollen, dürfte unmöglich sein. Durch längeren Verkehr innerhalb eines Volkes bekommt man durch eine Summe von gesehenen typischen Gestalten, durch den Gesichtsausdruck, durch die Art zu sprechen, durch die Art der Gesten, durch den Gang selbst unbewußt eine Vorstellung in der alle Einzelheiten enthalten sind, sodaß man im gegebenen Falle ohne zu zaudern zu entscheiden vermag, mit welcher Nationalität man es zu thun hat. Mir selbst ist es so ergangen, denn als ich zuerst nach Monastir kam, wunderte

ich mich sehr über die Sicherheit meines Freundes die Nationalität eines Jeden zu erkennen, als ich die Türkei verließ, war ich darin eben so sicher wie er.

Auf der Rückreise ging ich in Niš mit dem deutschen Konsulats-Sekretär, Herrn Tobe, in den Straßen spazieren und sah einen Mann in serbischer Tracht, der Würstchen feil hielt. Kaum hatte ich ihn näher ins Auge gefaßt, als ich meinem Begleiter sagte, daß der betreffende Mann ein Zinzare (Aromune) wäre. Dieser bezweifelte es und fragte einen bekannten Herren, der gerade des Weges kam, nach dem Wurstverkäufer, und auch dieser hielt ihn für einen Serben. Darauf ging ich zu dem Manne hin und redete ihn in aromunischer Sprache an. Hocherfreut gab er mir Antwort, da er glaubte in mir einen Landsmann zu sehen. Weder Sprache, noch Tracht, noch das Gewerbe des Mannes hatten mir einen Anhaltspunkt geben können, es war also lediglich sein Typus, der mich veranlaßte ihn als Aromunen zu erkennen.

Um den Typus genauer zu studieren habe ich am Anfange der Reise eine große Anzahl von Messungen vorgenommen. Da fanden sich Langschädel und Kurzschädel und Übergänge in allen Verhältnissen. Bei einer Völkermischung, wie sie auf der Balkanhalbinsel stattgefunden hat, haben diese Messungen meiner Überzeugung nach keinen Zweck; oder sie müßten so massenhaft vorgenommen werden, daß sie von einem Einzelnen nicht ausgeführt werden können. Was sich im allgemeinen sagen läßt, ist etwa Folgendes:

Zwei Typen sind es, die mir besonders auffielen, die fast ausschließlich unter den Aromunen vorkommen, denen aber keineswegs die Mehrheit des Volkes angehört. Der eine findet sich mehr im Norden des Gebietes, es ist der blonde Typus: ein übermittelgroßer, oft stattlicher Körperbau, gewölbte hohe Stirn, derbe Gesichtszüge, großer Mund, graue oder braune Augen, buschige Augenbrauen, (bartloses Gesicht oder mit Schnurrbart), die Bewegung langsam, fast würdevoll. (Dazu kommt eine Stimme, deren Klang unwillkürlich an den Trompetenton erinnert). Der zweite Typus findet sich mehr im

Süden, namentlich unter dem Stamme der Farserioten. Die Körpergröße ist unter Mittel, die Gestalt breit und vierschrötig mit gewaltiger Brust, der Kopf mehr eckig, die Stirne niedrig, die Haare schwarz oder doch ganz dunkelblond, nicht selten etwas gelockt, die Augenbrauen buschig schwarz, das Auge klug und listig blitzend, Bewegung rasch und energisch, die Hautfarbe mehr ins bräunlich-gelbe übergehend. Der Vergleich mit einem römischen Legionssoldaten ist ganz am Platze.

Dabei finden sich alle möglichen Übergänge. Die Leute sind im Allgemeinen nicht so groß als die Gegen, aber größer als die Bulgaren. Das Gesicht ist mehr länglich, das der Bulgaren mehr rund, beim weiblichen Geschlecht ist dies mehr auffallend als beim männlichen. Rothaarige Menschen sind nicht selten, ebenso wenig blauäugige. Ein einziges Mal, und zwar in Trikala, habe ich einen Albino (flor) gesehen, einen Knaben im Alter von 14 Jahren. Mein Diener Naki wußte mir noch von mehreren zu berichten. In der III. Klasse der aromunischen Schule in Verria fand ich unter 36 Kindern folgendes Ergebnis, das nach den von mir gemachten Notizen den Durchschnitt darstellt.

Haare schwarz 2, brünett 11, dunkelblond 17, hellblond 4, flachsfarbig 2.

Augen schwarz 2, braun 26, grau 2, hellgrau 2, blau 4.

Nase gerade 34, stumpf 2.

Ohren mit verwachsenen Läppchen 5, ohne Läppchen 2, die übrigen regelmäßig.

Hautfarbe dunkel 17, hell 19.

Die Haare werden später dunkler, sodaß das Verhältnis noch mehr zu Gunsten der Brünetten sich verschieben dürfte.

Als das den Aromunen gemeinsame Kennzeichen, das ihn am leichtesten als solchen erkennen läßt, kann man das tiefliegende Auge bezeichnen. Es hat nie den stumpfsinnigen, leeren Ausdruck, wie man ihn unter den slavischen Bauern und unter den Gegen so oft findet, sondern Klugheit, Entschlossenheit, Kühnheit und Überlegung, aber auch List und Heimtücke blitzen uns aus ihm entgegen.

Die Frauen sind mehr klein und zart, haben ein länglich ovales Gesicht, schwach entwickelte Brust und sanften Gesichtsausdruck.

---

2. Gesten.

Im Allgemeinen gestikulieren die Aromunen eifrig, nicht so sehr als die Griechen, aber mehr als die Bulgaren, Albanesen und Türken. Die Sprache ist laut, weithin schallend, die Gesichtsmuskeln sind dabei in lebhafter Bewegung. Daß langsames Kopfnicken verbunden mit Emporziehen der Augenbrauen Verneinung, langsames Kopfschütteln Bejahung bedeutet, haben sie gemeinsam mit den übrigen Balkanvölkern, ebenso daß das Einladen zum Näherkommen mit von dem Körper abgewandter Handfläche geschieht. Eine mir besonders auffallende Handbewegung, die meines Wissens nur bei ihnen vorkommt, ist die Bezeichnung für „gar nichts“. Man drückt den Nagelrand des rechten Daumens an die obere Zahnreihe und läßt ihn mit einem Knacks abspringen. Es würde mir schwer sein im Einzelnen noch mehr äußerliche Merkmale anzuführen, wenn ich nicht auf die Kleidung verweisen könnte.

---

3. Tracht.

Eine allgemeine, gleiche Nationaltracht giebt es nicht mehr, nach Gegend und Stamm ist die Kleidung abweichend, aber doch kann man von einer aromunischen Tracht reden, wenn man die Hirtenbevölkerung im Auge hat, deren ziemlich gleichartige Kleidung auf eine ehemalig gleichartige, von den andern Nationalitäten verschiedene Tracht hinweist. Diejenigen, die sich länger von der Heimat entfernt als Geschäftsleute aufhalten, nehmen auch aus Geschäftsrücksichten die fremde Tracht an, die sie selbst beibehalten, wenn sie in ihre Heimat zurückkehren. Die besseren Kaufleute haben fränkische Kleidung angelegt.

Alles, was der aromunische Hirte an Kleidung auf dem Leibe trägt, ist mit Ausnahme der Kopfbedeckung im Hause gemacht. Die Frauen und schon die kleinen Mädchen nehmen, wenn sie sonst nichts zu thun haben, den Rocken und

Tracht der Hirten. Vorderansicht ohne, Seitenansicht mit Mantel.

die Spindel und spinnen Wolle, Baumwolle und Flachs. Das Bleichen, Färben und Weben des Garnes wird auch von den Frauen besorgt. Das Hemd (kămeăšă) ist selten aus reinem Leinen, meist mit Baumwolle gemischt. Bei den Männern reicht es bis an die Kniee, bei den Frauen noch weiter ab-

wärts. Oben wird es abgeschlossen durch einen Kragen, der manchmal eine Stickerei (kukót) trägt; die Männer, die viel im Freien sind, tragen gewöhnlich ein wollenes Hemd (flănélă, fanelă, farš. făneauă) darunter.

Über dem Hemde trägt man ein Leibchen (džimăndane) aus Wolle oder Baumwolle oder eine Weste (yilekĭe) mit übereinandergehenden Bruststücken häufig durch Stickerei verziert. Darüber kommt die tsipune oder šigune, ein bei den Faršerioten immer weißer, offener Mantel ohne Ärmel, der bis an die Kniee reicht. In manchen Gegenden ist die šigune auch schwarz zuweilen mit rotem oder blauem oder schwarzem Bande besetzt. Nicht nur die Männer, sondern vielfach auch die Frauen tragen dieses Kleidungsstück, das dann fast immer dunkel ist, falls es jaquette-artig und mit Ärmeln versehen ist, heißt es kundúš oder škurtu. Durch einen langen Gürtel (brân) von rotem, weißem oder blauem Stoffe, manchmal auch von Seide, werden diese Kleidungsstücke zusammen gehalten. Über diesem befindet sich meist ein Ledergurt mit Taschen (tšileahe), worin Messer, Pistole und dgl. aufbewahrt wird. Wenn die šigune aufgeschlitzte Ärmel von der Schulter aus herabhängen hat, nennt man sie dulumítš, während man unter dulumă eine schwarze šigune mit Gürtel und Ärmel versteht.

Hosen gehören nicht zur aromunischen Tracht, sondern nur ein Paar baumwollene (leinene) Unterhosen (păreklĭe de donuri oder izmeane), die in lange weiße, seltener dunkele Gamaschen (tšoarik) gesteckt und unterhalb der Kniee durch ein rotes Band (kăltsăveată, vuveată) mit Quaste befestigt werden. Das Hemd wird in seinem Teile unterhalb des Gürtels über den Unterhosen, also sichtbar getragen, soweit die šigune offen steht. Da es weit und faltig ist, macht es von ferne den Eindruck, wie die albanesische Fustanella.

Die Frauen aber tragen allgemein unter der šigune Röcke (fustană) meist von schwarzem Stoffe, nur bei den Faršerioten ist er dunkelblau mit einigen weißen Querstreifen. Über dem Rocke ist eine bunte wollene Schürze (poală oder pudiao) die aber nicht in der Taille an dem Gürtel befestigt ist, sondern

eine Hand breit tiefer durch einen besonderen Gürtel (tiskă) mit der breiten, kunstvoll gearbeiteten Silberschnalle (tšuprek) gehalten wird.

Als oberstes Kleidungsstück trägt der Mann einen schweren Mantel aus Wolle (sárikă), eng anschließend in der Taille, der untere Teil aber weit und faltig aufgebauscht. Das Kleidungsstück ist vorne offen, aber nicht so lang als die šigune es ist von schwarzer, bei den Faršerioten von weißer Farbe mit langen Wollfasern (flok, Pl. floatse) nach der Innenseite. Die Ärmel sind entweder aufgeschnitten und hängen lose nach hinten herunter (tălăgán), oder sie gehen in eine Art von Mantelkragen über (kapót, malĭót). Das Gewicht dieses wollenen Mantels ist ganz bedeutend, es schwankt zwischen 8—12 Pfund. Ebenso schwer ist der aus Ziegenhaaren verfertigte Mantel der Hirten (tămbare), den diese besonders dann benutzen, wenn sie im Freien zu übernachten haben.

Die Frauen tragen auch eine sarikă wie die Männer, nur leichter und mehr verziert; die Faršeriotinnen aber haben meist ein kurzes, dunkelblaues Jaquett, (koatše) das reich verziert ist. Die verheirateten Frauen und kleinen Mädchen tragen bei diesem Stamme sämtliche Kleidungsstücke über der Brust vollständig offen, was bei den übrigen Aromunen nicht üblich ist. Ein ausschließlich von Faršeriotinnen getragenes Kleidungsstück ist die tšitšeroanĭe oder tšitšeroană, ein weißes Tuch, das um die Kopfbedeckung (tšupare) geschlungen wird. Gewöhnlich tragen Männer einen roten oder weißen Feß, (fes oder kătsulă, kătšuă), die Frauen einen roten Feß, der mit einem Tuche oder mit dem Zopfe umwickelt wird (Zagori), oder gewöhnlich nur ein dunkeles Tuch.

Die Füße sind mit Strümpfen (tšorape, părpodz) und mit schwarzen Lederschuhen (păputse) oder mit roten Tsaruchen bekleidet. Arme Leute verfertigen sich selbst aus Rindsleder eine Art von Sandalen. Weiber und Kinder bei den Faršeriotén gehen meist barfuß.

Auf der Stirne haben letztere, seltener die Männer, ein Kreuz, manchmal ein Sternchen in blauer Farbe, die mit

Nadelstichen den Kindern unter die Haut gebracht wird. Diesen Gebrauch findet man auch unter Albanesen und Griechen, sehr selten bei den anderen Aromunen.

In neuerer Zeit, wo billige Kattunwaren ihren Weg auch ins Gebirge finden, kommen statt der selbst gewebten Stoffe auch Fabrikwaren in Aufnahme; namentlich Kopftücher, Taschentücher, Schürzen und Hemden.

Der Aromune hält viel auf eine saubere und ganze Kleidung und ist auch die eben geschilderte Tracht der Männer der der bulgarischen Bauern in der Ebene von Monastir, was den Schnitt betrifft, ziemlich ähnlich, so wird sie sich doch immer durch das bessere Aussehen unterscheiden. Weiße, wollene Kleidung wird überhaupt nicht bei den Bulgaren getragen und die Frauen derselben haben eine wesentlich andere Tracht, als die der Aromuninnen; denn die ersteren tragen keine Röcke, sondern ein bis auf die Knöchel herabhängendes Hemd, darüber Schürze und schwarzen offenen Mantel, wie die šigune der Aromunen.

Die Tracht der Albanesen, sowohl der Tosken als der Gegen, die der Türken und Griechen ist so verschieden, daß gar keine Verwechselung eintreten kann. Allerdings bezieht sich dies nur auf die Kleidung der Hirten, obgleich auch bei diesen die Annahme der Tracht anderer Nationen häufig genug vorkommt; so zeigt z. B. das Bild p. 63 den Burschen links in der Tracht der Tosken, den rechts in der gegischen Tracht, obgleich beide Aromunen aus demselben Dorfe sind. Die Handwerker in den Städten legen ihre Nationaltracht ab und ziehen kurze Hosen (širvăr) an, die Kaufleute kleiden sich in ein langes, buntgestreiftes Hemd (anteríu, andríu, săié) aus Kattun, das in der Mitte mit einer Leibbinde umwickelt wird, in die man ein Tintenfaß mit langem Stiele steckt. Darüber tragen sie einen Tuchmantel, der mit Pelz verbrämt oder ganz mit Pelz gefüttert ist. Gerade so gehen aber auch die bulgarischen und jüdischen Kaufleute.

Der Sinn für bunte, auffallende Kleidung, für Flitter und Schmucksachen ist bei den Aromunen, beim männlichen und

weiblichen Geschlecht, lange nicht so ausgeprägt, wie bei den Bulgaren oder Türken. Man liebt mehr die einfarbigen Stoffe. In Zagori in dem Dorfe Laka hat sich bei den Männern ganz die Tracht der Bulgaren aus Südostmakedonien

Aromunischer Handwerker und Kaufmann.

eingebürgert, weil dort die meisten ihren Erwerb finden. (Siehe Bild p. 141.) In Grebeniti in Zagori tragen die Frauen nicht aromunische, sondern bulgarische Tracht, obgleich heutzutage weit und breit in der Umgebung keine Bulgaren zu finden sind (vgl. p. 147).

Zu bemerken wäre noch, daß in früheren Zeiten die Tracht der weißen, resp. aus Naturwolle gefertigten Kleidung viel verbreiteter gewesen ist, als heutzutage.

4. Anlage der Dörfer.

Der englische Reisende Leake sagt in seinen Researches p. 372: „Some of the Vlakhiote colonies, although placed in situations, which do not produce a sufficiency of the necessaries of life for more than the consumption of a month or two, are the largest, best regulated, and most florishing towns in Greece.“ Leake hatte offenbar dabei Orte wie Siraku, Kalarites, Metsovo, Vlacho-Livadhon im Auge, die trotz ihrer einsamen Lage im Gebirge auf den Fremden durch ihre Größe, durch ihr sauber und nettes Aussehen, durch die solide Bauart der Häuser in der That einen äußerst günstigen Eindruck machen. Hätte er Kruševo, Neveska und andere im Norden gelegene Dörfer gekannt, so würde sein Erstaunen in Bewunderung übergegangen sein. Wenn man die elenden bulgarischen Dörfer mit ihren kleinen, schmutzigen Lehmhütten, oder die ebenso armseligen griechischen Weiler in Epirus oder auch die entsetzlich nüchternen Steinhäuser der Gebirgsalbanesen gesehen hat, so ist man bei den aromunischen Dörfern umsomehr entzückt, nicht nur über die durchweg prächtige Lage und den Gesamteindruck, sondern auch über die stattlichen Häuser und die hübsche Einrichtung derselben im Innnern. Man kann ihnen höchstens einige griechische Dörfer in der Nähe von Volo wie Portoria vergleichen.

Als Lage für die aromunischen Dörfer suchte man Plätze, die meist abseits von den Hauptverkehrsadern liegen, mit Ausnahme vielleicht von Metsovo, Muskopolje und Vlacho-Klisura, doch auch nicht allzu weit davon; und zwar wählte man weder das Thal, noch die Berggipfel, sondern die Abhänge steiler, waldiger Berge. Ein Hauptgewicht schien man darauf zu legen, daß reichliches Quellwasser vorhanden war, wie in Vlacho-Livadhon, Klisura, Neveska und vielen anderen; denn gutes Wasser und frische Luft gehen dem Aromunen über alles. Neben diesem, ich möchte sagen, hygienischen Prinzipe, haben die sozialen Verhältnisse auf die Anlage der Orte gewirkt. Da ein gut Teil der Bevölkerung ausschließlich von

Viehzucht lebt, ein anderer Teil wie Handwerker und Krämer Viehzucht nebenbei betreibt, war die Anlage der Dörfer in der Nähe der hochgelegenen Weideplätze sehr vorteilhaft, um die Erzeugnisse der Viehzucht schnell zur Hand zu haben. Als dritter Grund ist anzuführen, daß auch die Furcht der wohlhabenden Bewohner vor Räubern und marodierendem Militär mit dazu beigetragen hat, daß man die Orte an hochgelegenen, schwer zugänglichen Plätzen angelegt hat. Darauf weist auch der Umstand hin, daß die meisten größeren Orte eine Bevölkerung haben, die sich aus den verschiedensten Gegenden zusammengefunden hat, um vereint eine größere Kraft dem Feinde entgegenstellen zu können. Deshalb wird man auch nicht fehlgehen, wenn man die Gründungszeit der meisten größeren Orte in die Zeit der Ausdehnung der Türkenherrschaft verlegt.

Aber von Befestigungen irgend welcher Art ist nirgends auch nur die Spur zu finden. Höchstens könnte man hier erwähnen, daß in besonders wohlhabenden Orten oft mehrere Häuser durch eine solide Steinmauer mit einer nur kleinen Thüre zu einem Ganzen vereint sind und daß die nach außen führenden Fenster mit einem Gitterwerk versehen sind. Bei Neuanlagen wie Kruševo, Ramna hat man in neuerer Zeit ganz dieselben Prinzipien befolgt. Erst Ali Pascha hat durch seine Verwüstungen bewirkt, daß ein großer Teil der Aromunen von ihren Bergen herunterkam und sich in große Gemeinwesen wie Salonichi, Monastir, Serres, Veles, Berat inmitten anderer Nationalitäten niederließ. Dort haben sie sich bei Neubauten den bestehenden Verhältnissen angeschlossen.

Die bulgarischen Dörfer sind in der Ebene längs der Flußläufe oder der Straße angelegt, die türkischen größeren Orte und die Städte mit gemischter Bevölkerung liegen meist am Fuße der Berge. Ein Teil der Häuser, besonders das türkische Viertel, steigt auch etwas in die Höhe. Die albanesischen, kleineren Orte sind sehr weitläufig gebaut, sowohl im Thale, als auch auf den Abhängen, als auch auf dem Gipfel von nicht allzuhohen Bergen. Die Höhe wird auch

hier bevorzugt, selbst da wo Landwirtschaft im Thale getrieben wird.

Die Hirtenbevölkerung ist selbstverständlich nach wie vor auf die Berge angewiesen. Die Sommerdörfer liegen im höchsten Teile des Gebirges, umgeben von Wäldern und Weiden, selbst die steilsten Abhänge schrecken nicht vor der Bebauung zurück. Von Straßen kann daselbst auch nicht viel die Rede sein. Wo es die Möglichkeit gestattet, hat man allerdings gepflasterte Straßen und Treppen angelegt, aber in den Sommerdörfern muß man sich meist einen Weg von einem Hause zum andern suchen.

Den Mittelpunkt des Dorfes bildet ein freier Platz, der vielfach von einem mächtigen Baume (Platane) beschattet wird, in dessen Nähe der Krämer, der auch zugleich Wirt ist, seinen Laden hat. Ein eigentlicher Chan, wo der Fremde übernachten könnte, ist nur in den größeren Orten vorhanden. Selten findet man einen entwickelten Bazar mit seinen vielen Holzbuden wie sonst in größeren Orten. Es giebt verhältnismäßig wenig Geschäfte, da die Aromunen selbst Geschäftsinhaber auswärts sind und in den Sommerdörfern nur wenige Bedürfnisse vorhanden sind; denn was gebraucht wird, wird meist selbst verfertigt.

Auch der häßliche Anblick verwahrloster, ausgedehnter Friedhöfe, wie er die meisten Städte der Türkei verunziert, fällt weg; die Toten werden entweder in den Höfen der einzelnen Pfarrkirchen oder an etwas abgelegenen Orten beerdigt.

---

5. Bau und Einrichtung der Häuser.

Die Häuser sind meistens aus Bruchsteinen aufgeführt; die Ecken, Thür- und Fensterfassungen aus Hausteinen. Sie sind zwei- und selbst dreistöckig, öfters mit einem Balkon versehen. Man baut bei der Beschränktheit des Platzes auf den Abhängen lieber in die Höhe, als in die Tiefe. Die Grund-

form der Häuser ist meist quadratisch; das mit schweren Schieferplatten gedeckte Dach stellt eine niedrige Pyramide dar, oder wenn das Haus im Rechteck gebaut ist, läßt man von dem kurzen First nach vier Seiten die Flächen abfallen; das zweiseitige Giebeldach habe ich nur in bulgarischen und griechischen Orten beobachtet. Ebensowenig kennt man die offenen Gallerien des ersten Stockwerkes der bulgarischen Häuser. Das Klima verbietet ein derartiges Öffnen der Wohnungen.

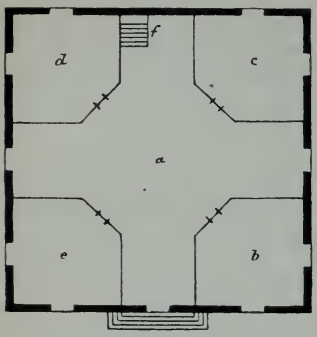
Je höher die Orte liegen, desto dicker die Mauern, desto kleiner und seltener die Fenster, die meist Glasscheiben haben und häufig mit Gitterwerk und Holzläden versehen sind. Auch die meisten Sommerdörfer wie Perivoli, Avdhela, Samarina u. s. w. sind in der angegebenen Weise gebaut.

Die ärmeren Sommerdörfer, wie die auf dem Karataš gelegenen, haben ganz einfache, niedrige Steinhäuser, (cf. pg. 217) oder sind gar nur aus Lehm, Laub und Schilf aufgeführt, wie die Kalive der Wanderhirten. (cf. pg. 41 und pg. 87).

Die innere Einrichtung ist nach dem Stande der Bewohner sehr verschieden. Man trifft fast luxuriös ausgestattete Wohnungen in Kruševo, Klisura, Neveska, aber im allgemeinen hält sich die Einrichtung in sehr bescheidenen Grenzen. Betten sind noch nicht im Gebrauch, man schläft in den Kleidern auf Teppichen oder auch auf gepolsterten Bänken, die sich an zwei oder drei Wänden hinziehen. Hohe Tische, Stühle und Spiegel sind selten, aber man muß sagen, daß die Frauen eine peinliche Sorgfalt auf die Reinhaltung der Wohnungen verwenden. Der gedielte Fußboden ist immer blank gescheuert, schöne Teppiche, Stickereien in den Ecken und selbst Vorhänge schmücken das Zimmer. Von Ungeziefer habe ich in den aromunischen Gebirgsdörfern nie etwas gemerkt. Nur die Faršerioten scheinen mir, wahrscheinlich infolge ihres Wanderlebens, in dieser Beziehung etwas nachlässiger zu sein.

Der Eingang in ein besseres aromunisches Haus geschieht fast immer auf einer Freitreppe, die auf den geräumigen Flur

(a) führt, der als gewöhnlicher Aufenthaltsort dient. Im unteren Stockwerke ist die Küche (b), Frauengemach (c), Winterzimmer (d) und Vorratskammer (e). Im Hintergrund des Flurs führt eine oder eine doppelte Treppe (f) in das obere Stockwerk, wohin der Besuch geführt wird. Der ganze Flur dient als Gesellschaftszimmer, denn das Besuchemachen ist sehr im Schwung, es muß den Wirtshausbesuch ersetzen. Das obere Stockwerk wird mehr im Sommer, das untere mehr im Winter benutzt. Selten wohnt mehr als eine Familie in einem Hause, sie müßten denn zur Verwandtschaft gehören.



Grundriss eines aromunischen Hauses. Besitzer Herr Dan in Neveska.

Im oberen Geschoß sind die entsprechenden Räume folgendermaßen verteilt. b ist Fremdenstube, c Vorratskammer, d Schlafstube im Sommer, e gute Stube. Die vordere Seite des Flurs hat mehrere Fenster, die hintere gar keine.

In den Sommerdörfern ist nicht ein solcher Überfluß an Raum vorhanden. Die Häuser sind dort kleiner und oft müssen sich mehrere Familien mit einem Hause begnügen. Der geräumige Flur kommt dort oft in Wegfall. Wird es doch manchmal so kühl, daß man mitten im Sommer ein tüchtiges Feuer im Kamine anzündet, ein engeres Zusammenwohnen im kleinen Raume ist dabei nur von Vorteil.

Die Hütten (Kalive) der Farserioten haben nur einen oder zwei Räume, die durch ein Flechtwerk von einander geschieden sind. Einige Teppiche, Dreifuß und das notwendigste Küchengerät, ein Tisch, aus Platte und Zarge bestehend, bilden die ganze Ausstattung. Das für die Käsebereitung nötige Gerät befindet sich in einer besonderen Hütte (turište) in der Nähe des Lagerplatzes der Herden.

Zweite Beilage.

1. Vorbemerkungen. 2. Namen und Stämme unter den Aromunen. 3. Frühere Angaben über die Verbreitung und Zahl der Aromunen. 4. Statistik. 5. Frühere Zahl, Rückgang der Bevölkerung und seine Ursachen. 6. Die Bewegung der Bevölkerung. 7. Nationale Strömung und Schulen.

1. Vorbemerkungen.

Die Sprache allein ist im allgemeinen kein sicheres Hilfsmittel, um die ethnographische Stellung eines Volkes zu ermitteln. Wenn wir die heutigen, unter dem Namen Romanen zusammengefaßten Völker bezüglich ihrer Abstammung untersuchen, so finden wir, daß sie aus den heterogensten Elementen sich gebildet haben. Man kann von „Romanen“ nur vom sprachlichen Gesichtspunkte ausgehend reden, nicht vom ethnographischen. Ebenso verhält es sich mit dem rumänischen Stamme, von dem ein Zweig unsere Aromunen sind. Durch die Sprache werden die vier rumänischen Stämme: die Daco-Rumänen, Aromunen, Megleniten und Istrier auf das Engste verbunden und die Sprache beweist weiter nichts, als daß die jetzt getrennt lebenden Stämme einmal räumlich vereint gewesen sein müssen. Aber wer aus der im wesentlichen romanischen Sprache schließen wollte, daß die rumänischen Stämme unvermischte Nachkommen römischer Kolonisten seien, würde sehr irren. Welches die bildenden Elemente gewesen sind, welches die ursprünglichen, welches die im Laufe der Jahrhunderte hinzugekommenen, das sind Fragen, zu denen die Sprache uns da, wo uns die Geschichte im Stiche läßt, wie das ja bei den Rumänen der Fall ist, allerdings das wichtigste Hilfsmittel an die Hand giebt, aber sie allein vermag doch

nicht die Frage zu lösen. Geschichte, Ethnographie, Volkskunde und Philologie müssen sich gegenseitig unterstützen, sich gegenseitig Material liefern, um Licht in das Dunkel zu bringen. Wenn ich besonders auch die Sprache als Kennzeichen für die Zugehörigkeit zu den Aromunen benutzte, so geschah das in der Erwägung, daß die Aromunen sich sicherlich nur wenig fremde Elemente in den letzten Jahrhunderten assimiliert haben, denn erstens ist ihre Zahl bedeutend geringer, als die ihrer Nachbarn, und zweitens gab es keine aromunische Kultur, die ihren Einfluß hätte geltend machen können. Die Fälle, wo Angehörige anderer Nationalitäten die aromunische Sprache angenommen haben, sind vereinzelt, nur da, wo die Aromunen in Masse mit anderen Nationalitäten zusammen wohnen, lernen die Letzteren wohl auch die Sprache der ersteren verstehen, aber ohne ihre Nationalität aufzugeben, z. B. können viele Bulgaren und Hebräer in Monastir die aromunische Sprache verstehen, zur Not auch sprechen, gerade so ist es bei den Griechen in Servia. Aber der umgekehrte Fall, daß die Aromunen die Sprache der andern Völker verstehen und sprechen ist die Regel, ja, es dürfte wohl kaum einen Aromunen geben, — ich wenigstens habe nie einen getroffen —, der nicht außer seiner Muttersprache wenigstens noch eine fremde Sprache redete. Selbst die Weiber können meist die Sprache desjenigen Volkes reden, innerhalb dessen sie wohnen. Nur wenige größere abgeschlossene Gemeinden machen eine Ausnahme, z. B. Laka (Laista) in Zagori, Pissoderi, Metsovo, Siraku und einige andere, wo die älteren Frauen sich lediglich in der Muttersprache unterhalten. Die Männer zeigen ein großes Geschick für fremde Sprachen. Sie können größtenteils griechisch, daneben bulgarisch oder albanesisch, viele auch türkisch. Von den Kultursprachen ist unter den Lehrern mehr das Französische, unter den Kaufleuten mehr das Deutsche verbreitet.

2. Namen und Stämme unter den Aromunen.

Wie ich schon in der Vorrede zu diesem Werke angeführt habe, ist „Aromun“ (Arămân, Armân, Armen) der einzige Name, den sich alle Stämme dieses Volkes gleichmäßig beilegen. Die Bewohner Meglens, die auch in anderen Beziehungen von den Aromunen abweichen, haben diesen Namen mit dem ihnen von den Slaven gegebenen „Vlach“ vertauscht.

„Vlachen“ heißen in Bosnien und Dalmatien die griechisch-orthodoxen Slaven, in Istrien wird so eine Gruppe von Slaven genannt, die südlich vom Monte Maggiore in der Richtung nach Antignano und Corridoco leben, und sich von den übrigen Slaven durch ihre enganliegenden Hosen unterscheiden. Die unmittelbar daneben wohnenden Istro-Rumänen tragen den Namen Tširibiri, ihre Sprache aber heißt tširibirski und vlaški. In Griechenland, wenigstens in Attika und Böotien versteht man unter „Vlachi“ überhaupt Landleute, einerlei ob Albanesen oder Aromunen, selbst das Wort „Vlachipimenes“ kann sich auf beide Nationalitäten beziehen, erst neuerdings gebrauchen die Gebildeten diesen Ausdruck ausschließlich für die Aromunen. Will man unzweideutig sprechen, so bedient man sich des Spitznamens „Kutsovlachi“ (lahme Walachen.)

Zinzaren ist der Spitzname, der den Aromunen (aber auch den aus Makedonien einwandernden Slaven) von den Serben gegeben wurde, in deren Land sie kamen und denen die spitze Aussprache der tš Laute besonders auffiel, wie sie in dem Worte „tsints“ fünf, statt des dakischen „tšintš“ hervortritt. Gerade den Serben, die mit den im Nordosten des Landes lebenden Dako-Rumänen in näherer Berührung stehen, mußte dies auffallen. Der Name Zinzare ist dann weiter gewandert nach Ungarn und Rumänien selbst, weniger aber nach Süden. Nur in Epirus kann man ihn vereinzelt hören, man ist sich dabei wohl des Spottes bewußt.

Wenn man den Reisenden wie Leake, Pouqueville, Heuzey und Bolintineanu Glauben schenken darf, so zerfallen die Aromunen in eine Anzahl von Stämmen, die sich scharf absondern.

Bolintineanu hat sogar das Kunststück fertig gebracht, alle von ihm angeführten Stämme fein zu charakterisieren, z. B. die Lintopeni sind die entschlossensten und ausdauerndsten Menschen. Ihre Hartnäckigkeit ist sprichwörtlich u. s. w. Die Nikultšeni unterscheiden sich durch ihre Neigung für Eleganz u. s. w. Die Gobišeni oder Pissodereni haben die kriegerischste Gesinnung u. s. w. In dieser Art schildert er seine verschiedenen Stämme, die ebenso von ihm erfunden sind, wie die ganze Charakteristik. Es giebt allerdings Lintopeni, das heißt Nachkommen der Bewohner der zerstörten Stadt Linotopi, Nikultšeni, die Nachkommen der Bewohner der zerstörten Stadt Nikolitsa; aber diese Städte waren durchaus nicht von stammverschiedenen Aromunen bewohnt, zudem war ihre Lage gar nicht weit von einander entfernt, sie hatten dieselben Bewohner wie das auch in der Nähe liegende Muskopolje. Die Bewohner von Gopeš hält er für dieselben, wie die von Pissoderi, obgleich beide wenigstens zwölf Stunden auseinander wohnen und von einer kriegerischen Gesinnung kann bei ihnen erst recht nicht die Rede sein. Es macht auf mich überhaupt den Eindruck, als ob Bolintineanu gar nicht weiter ins Innere des Landes gekommen sei, sondern in Salonichi und Monastir sich Notizen gesammelt und diese in „dichterischer“ Weise verarbeitet habe. Die anderen Reisenden wie Leake und Pouqueville sind sicherlich gewissenhafter verfahren, aber sie waren der Sprache des Volkes nicht mächtig, konnten daher nicht in innige Berührung mit dem Volke kommen, zumal damals die griechische Sprache noch lange nicht so verbreitet war, als heute. So kommt es, daß Leake nicht einmal den aromunischen Namen der Dörfer erfährt, z. B. schreibt er: Kalarytes oder Akalarrytes statt Kălarlĭi u. s. w.

Es würde mich zu weit führen, und es wäre auch zwecklos, wollte ich alles anführen, was meine Vorgänger über die Einteilung der Aromunen nach Stämmen geschrieben haben. Betrachten wir die ganze Masse des Volks, so können wir nur von zwei deutlich verschiedenen Stämmen reden, die sich beide selbst „Aromunen“ nennen, sich gegenseitig aber als

„Karaguni“ (d. h. solche mit schwarzem Rocke) und Farșerioten (Fărșerots*) bezeichnen.

Erstere (die Schwarzröcke) bilden die große Masse der Aromunen, sie sind Kaufleute, Handwerker, Chandži und Hirten, die Letzteren, die fast immer weiße Kleidung tragen, gehören dagegen zum größten Teile dem Hirtenstande an. Sie sind zum Teile Nomaden, die, wo es ihnen paßt, ihre leichten Hütten im Gebirge aufschlagen und das Weiderecht erkaufen, während die Karagunen aus Stein aufgeführte Sommerdörfer und eigene Berge haben. Doch scheint es nach der Tradition der Aromunen, als ob die Sommerdörfer der Karagunen ursprünglich Kalive der Farșerioten gewesen sind, von denen ja auch ein großer Teil das eigentliche Nomadenleben aufgegeben und sich unter den übrigen Aromunen niedergelassen hat. Diejenigen Aromunen, die eigene Berge und feste Wohnsitze im Sommer und andere ebenso bestimmte im Winter haben, können nicht Nomaden genannt werden.

Trotzdem beide Stämme so vielfach in enger Berührung sind, finden doch in der Regel keine Mischehen statt. Jede Sippe**) (fălkare) hält sich unter der Leitung des Tšelnik, der auch im Norden Kechajá genannt wird, mehr für sich. Mehrere Sippen bilden ein Geschlecht (farĕ), innerhalb dessen Wechselheiraten stattfinden. Wenn man angebliche Stammnamen wie „Kostatšanĭ, Karakoltšanĭ“ zu hören bekommt, so heißt das weiter nichts als: die farșeriotische Sippe oder das Geschlecht des Tšelnik „Kosta“ oder des „Kara-Nikola“ u. s. w. Wie sich die Farșerioten von den Karagunen in der Tracht unterscheiden, ist oben beschrieben worden. Aber auch die Sprache läßt sofort erkennen, ob man es mit einem Farșerioten zu thun hat. (Vergl. Aromunen II pg. 184 ff.)

Von den Griechen werden die Farșerioten „Arvanitóvlachi

*) Der Name rührt sehr wahrscheinlich von dem Orte „Frașeri“ her, wo ein Hauptzentrum der alle aus Albanien stammenden Farșerioten war; jetzt ist allerdings die dortige Gegend mehr von Albanesen in Besitz genommen worden.

**) Vergleiche das über die Tšelnikverfassung Seite 186 Gesagte.

genannt, weil sie aus Albanien kommend auch des Albanesischen mächtig sind. Ferner hört man für sie den Namen „Doten“ gebrauchen, eine Bezeichnung, die von dem häufigen Gebrauch des albanesischen Wörtchens „dot“ (nicht, gar nicht) herrührt, an dessen Stelle die Karaguni „hütš“ (hitš) oder „dip“ (cf. Aromunen II p. 346) gebrauchen. Die aspropotamitischen Aromunen werden, soweit sie das Wort „amu“ (jetzt) statt des griechischen „tora“ anwenden, „Amuneni“ genannt, einerlei ob sie Karaguni oder Faršerioten sind.

Die Bezeichnung „Karaguni“ wird von den aromunischen Karaguni den Griechen Nordthessaliens, den Bewohnern der Mavrovuni und der Ebene von Kardhitsa beigelegt, die stark mit aromunischem Elemente durchsetzt sind. In Akarnanien dagegen verstehen die Griechen unter Karagunidhes die dort wohnenden Aromunen der Mánjana, die dem Stamme der Faršerioten näher stehen, als den aromunischen Karaguni.

Kătšăunĭ (Kătšunĭ) und Boji sind zum Stamme der Faršerioten gehörige Hirten-Walachen Thessaliens, während diejenigen, die sich als Ackerbauer niedergelassen haben, „Motsenĭ“ genannt werden, ein Name der wohl mit der Bezeichnung eines transilvanischen Walachen-Stammes zusammenhängt. Pouqueville Band II pp. 152, 158, 215, 222 spricht von einem Stamme der Dassareten (Massareten) von Muskopolje, Perivoli, Avdhela, Samarina. Kein Mensch kennt in den angeführten Dörfern den Namen Dassareten oder Massareten.

Die noch spärlich vorhandenen Pistiki in Akarnanien sind wahrscheinlich die letzten Überreste jener Aromunen Ätoliens und Akarnaniens, die im Mittelalter die Bevölkerung der dortigen kleinen Walachei ausmachten. Derselbe Name findet sich wieder bei den nach Kleinasien ausgewanderten Aromunen, über die Burada einen kurzen Bericht gebracht hat.*) Die Pistiki sind fast vollständig gräzisiert, ebenso wie die von Pouqueville Bomi (Boviens) (identisch mit dem obenerwähnten Boji) genannten Aromunen Boeotiens, von denen

*) Archiva, Organul societăţiĭ etc Jassy IV. Jahrgang pg. 53—84.

sich noch zwei Dörfer Imirbeĭ und Kalivi al Goga in der Nähe von Lamia befinden. Die übrigen, die Pouqueville noch auf 10000 Seelen schätzt, sind in der griechischen und albanesischen Bevölkerung aufgegangen. Philippson, der jene Gebiete bereist hat, sagt bezüglich des Othrys-Gebirges, daß er daselbst keine ar. Dörfer getroffen habe, wohl aber die Möglichkeit ihrer Existenz zugesteht. (Zeitschrift der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin Bd. XXX, pg. 224.) Ich vermute, daß die beiden Dörfer Furka und Gura ihrem Namen nach zu schließen ar. Bevölkerung haben oder doch hatten, von letzterem Dorfe ist das um so wahrscheinlicher, weil von dort der berüchtigte Räuber Tšuli (Philippson a. a. O. p. 179 teilt seine Geschichte mit, nennt ihn aber Tsurlis) stammt, von dem ich als sicher erfahren habe, daß er ein Aromune und zwar ein Faršeriote ist.

Tšipănĭ nennt man diejenigen Aromunen, deren Frauen einen kleinen Lappen (tšipă) von der Schulter ausgehend über den Oberarm herabhängen haben, wie man es bei den Aromunen der Manjana, doch auch ganz im Norden des Gebietes unter manchen Faršerioten-Sippen findet. Aber von einem besonderen Stamme der Tšipănĭ kann nicht die Rede sein.

Unter Kopatšar (Kupătšár) versteht man Aromunen, die Sitten und Tracht beibehalten, aber die Sprache mit der griechischen vertauscht haben. (Näheres pg. 139.) Manche Aromunen glauben auch, daß die „Sarakatšani“ (oder Karakatšani), im Freien lebende, griechisch sprechende Hirten in Thessalien und Makedonien, die auch eine der faršeriotischen ähnliche Tracht tragen, aromunischen Ursprungs seien. Ich halte sie auf Grund des Typus und der Lebensweise für echte Griechen, trotzdem auch bei ihnen der Führer einer Sippe, wie bei den Aromunen Tselingas (Tšelnik) genannt wird, kann mich aber irren, da ich sie nicht genügend kennen gelernt habe. Wechselheiraten zwischen Sarakatšan und Aromunen kommen nicht vor, auch stehen sie den Aromunen und Albanesen oft feindlich gegenüber, während zwischen beiden letztgenannten Völkern wenigstens unter den Hirtenstämmen das

beste Einvernehmen herrscht. Selbst der Umstand, daß die Aromunen die Sarakatšani achten, während sie für die Kopatšar eine gewisse Verachtung hegen, obgleich diese ohne allen Zweifel Aromunen sind, die ihre Sprache aufgegeben haben, scheint dafür zu sprechen, daß die Sarakatšan ihnen nicht stammverwandt sind.

„Kambisi" werden die Faršerioten in Süd-Epirus genannt, weil sie den Winter im Kampos (Kambos) westlich von Arta verbringen. Brudzo-Vlachi ist ebenfalls und zwar eine spöttische Bezeichnung von Seiten der Griechen für die aspropotamitischen Aromunen.

Es würde vergebliche Mühe sein, wollte ich versuchen, die Zahl derer anzugeben, die diese Namen tragen, da sie nicht getrennt wohnen, und eine wirkliche Stammes-Verschiedenheit nur für Karagunen und Faršerioten anzunehmen gerechtfertigt ist.

---

3. Frühere Angaben über die Verbreitung und Zahl der Aromunen.

Über kein Volk des Balkans sind, was die Zahl betrifft, soweit auseinandergehende Mitteilungen gemacht worden, als gerade über die Aromunen. Pouqueville giebt ihre Zahl auf 74,450 Seelen an, Bolintineanu auf 1,200,000, und das Maximum erreicht Gr. Grandea in der Vorrede zum aromunischen Lesebuch von An. Bagav (Bucarest 1887) mit 3,134,450 Seelen, worunter er auch die Rumänen Serbiens und Bulgariens mitrechnet. Es ist leicht für jeden Landesteil eine gewisse Summe anzugeben, aber einen Wert können derartige Schätzungen nicht haben. Im II. Bande der II. Serie der Annalen der rumänischen Academie (1879—80) findet sich Seite 67—70 eine Statistik mitgeteilt von dem Führer der Aromunen, Herrn Apostel Margarit, in der 69 aromunische Orte mit rund 100,000 Bewohnern angegeben werden, also eine sehr kleine Zahl, obwohl er die Bewohnerzahl der Dörfer oft verdoppelt und verdreifacht hat. Aber freilich ist die Liste bei weitem nicht vollständig; Herr Margarit, obgleich selbst

Aromune, kannte nicht alle Dörfer. De Gubernatis, der Albanien von 1869—1875 durchreiste, giebt im Bullettino della Societa geogr. ital. Nov. 1879 die Zahl der gleichzeitig walachisch und griechisch Redenden auf 45,000, die der walachisch und albanesisch Sprechenden auf 25,000 an, im Ganzen also 70,000 zweisprachige Walachen. Mavromatis, der 1876—1881 reiste, giebt in Petermanns Mitteilungen 1884 p. 367 ff. in Unteralbanien 10,500, in Mittelalbanien 1700, in Oberalbanien 12,200 Walachen, zusammen also 24,000 an. Herr Picot hat in seinem „Les Roumains de la Macédoine" (Paris 1875) noch andere Schätzungen von verschiedenen Seiten zusammengestellt, sodaß ich mir diese Mühe ersparen kann. Ein besonderer Wert kommt denselben nicht zu.

Aus verschiedenen Ursachen ist es schwer eine genaue Statistik zu machen:

1.) existiert keine offizielle Statistik nach Seelenzahl, sondern nur nach Nufus, d. h. nur das männliche Geschlecht wird gezählt: die Muhamedaner, um in die Militärstammrolle eingeschrieben zu werden, die Andersgläubigen, um auf die Steuerlisten zu kommen, denn sie, als von dem Militärdienst ausgeschlossen, haben eine Kopfsteuer zu zahlen, von der nur die gänzlich Besitzlosen befreit sind. Um dieser Steuer zu entgehen, wird oft die Kinderzahl zu gering angegeben, namentlich in Gegenden, die abgelegen sind, oder von solchen, die keine festen Wohnsitze haben; wenn es angeht, scheut man sich sogar nicht, die Beamten zu bestechen. So kommt es, daß man in der Ebene die Zahl der Nufus mit $2^1/_2$, im Gebirge mindestens mit 3 zu vervielfachen hat, um die richtige Kopfzahl zu erhalten.

2.) liegt gerade bei den Aromunen die Gefahr nahe, dieselben Bewohner zweimal zu zählen, einmal in ihren Sommerdörfern, dann in ihren Wintersitzen. Es würde z. B. falsch sein, wollte man die aromunische Bevölkerung von Orten wie Tsaritsena, Verria, Trikala und vielen andern in Anschlag bringen, denn diese sind dieselben die auf dem Smolika, auf dem Neaguš-Gebirge und am Aspropotamos wohnen. Die

Statistik ist im Sommer zu machen, wo die Leute in ihren Dörfern beisammen sind, während sie im Winter in Städten wohnen, wo ihre Zahl schwer festzustellen ist, oder auf dem Lande zerstreut sind.

3.) Die Aromunen, die als Kaufleute, Handwerker und Chandži an allen Plätzen, wo Verkehr ist, anzutreffen sind, sind auch nicht mitzuzählen, denn ihre Familien wohnen in Kruševo, Klisura, Neveska, in den Dörfern Zagoris u. s. w., wo selbstverständlich auch die Hausherren mitgezählt sind.

4.) Der Umstand, daß sie soviel umherwandern als Hirten, Keradži, Hausierer, Silberarbeiter, trägt auch dazu bei, ihre Zahl größer erscheinen zu lassen, als sie wirklich ist.

Aber auch der gegenteilige Fall tritt ein, daß man sie nämlich leicht übersehen kann. Nämlich deshalb, weil sie in der Mehrzahl nicht als Aromunen, sondern als Griechen gelten wollen. Wenn also ein Reisender nicht sein besonderes Augenmerk auf sie richtet, oder nicht genügend mit den Landessprachen vertraut ist, wird er garnicht gewahr, daß z. B. in Trikala die scheinbar griechische Bevölkerung in Wirklichkeit zum größeren Teile aromunisch ist, oder daß ein guter Teil der „reinen Hellenen“ von Theben oder Serres oder Salonichi echte Aromunen sind.

Wie viele vollständig gräzisiert sind, läßt sich natürlich nur ungefähr angeben. Mir kam es aber wesentlich darauf an, den gegenwärtigen Bestand festzustellen, d. h. die Zahl derjenigen, die ihre Muttersprache noch bewahrt haben. Leicht ist das für die rein aromunischen Orte oder für solche, wo sie in größerer Masse beisammen wohnen, schwer aber für solche, wo sie sich mit ihren Familien seit Jahrzehnten niedergelassen haben, wo nur noch die ältere Generation sich der Muttersprache bedient.

Ich habe daher außer dem gegenwärtigen Stande auch den vor etwa 100 Jahren annähernd festzustellen gesucht.

Meine Angaben beruhen, da ich bei weitem die Mehrzahl der Orte selbst besucht oder wenigstens gesehen habe, auf eigener Anschauung. Wo dies nicht der Fall ist, sind die

Orte mit einem Sternchen versehen. In den Orten selbst habe ich die bewohnten Häuser gezählt, mir von den Leuten die Anzahl der Familien sagen lassen und von den Kodžabaš, von denen in den größeren Orten jedes Viertel einen hat, die Zahl der Steuerköpfe angeben lassen, oder von den Tšelnik die Größe ihrer Sippe. In vielen Familien wohnt in einem Hause nur je eine Familie, ich habe dann die Zahl der Häuser mit fünf vervielfacht, um die Kopfzahl zu erhalten, in andern aber, wie in Gramosti, ferner in Dörfern südlich von dem Smolika wohnen meist mehrere Familien in einem Hause beisammen. Allen diesen verschiedenen Verhältnissen ist gewissenhaft Rechnung getragen worden, um eine möglichst exakte Zahl bieten zu können, so daß ich wohl behaupten darf, daß die von mir gefundene Zahl der Wirklichkeit sehr nahe kommt. Für die ar. Dörfer des Neaguš-Gebirges, die ich nicht selbst besucht habe, ist die offiziell bekannte Zahl der Nufus mitangegeben worden, für die übrigen aber die Seelenzahl, wie sie sich aus den verschiedenen Faktoren durch Rechnung ergab; zuweilen ist die Häuserzahl zugefügt, wenn sie sehr verschieden ist von früheren Angaben.

---

4. Statistik.

I. Zusammenhängende Masse des Zentrums.

Von dem Smolikaberge im Norden erstreckt sich das Gebiet in südöstlicher Richtung über den Vasilitsaberg zum Gebirgsstock von Metsovo, von dort aus auf griechisches Gebiet übergehend nimmt es den Lauf des Salamvrias und des Aspropotamos ein.

Bemerkung: Der in Klammern beigefügte Name ist die ar. Form, wenn sie besonders von der bekannten abweicht.

1) Auf den Abhängen des Smolikaberges liegen:	Seelenzahl
*Furka im Norden des Berges. 80 Häuser	500
Samarina im Nordosten des Berges	3000
Breaza auf dem Südabhange des Berges	480

Armatovon (Armata) 1 Stunde vom vorigen 180
Pădz (Pădzlji) 1/2 Stunde vom vorigen 800
Paljoseli 1/2 Stunde vom vorigen 800

2) Auf dem Höhenzug von dem Smolika aus nach Südwesten über Vasilitsa, Kuleo, Ou, Mavrovuni bis zum Gebirgsstock von Metsovo:

Smixi auf dem östlichen Abhange des Vasilitsa (Pouqueville 250 Familien) 800
Avdhela (Avela) auf dem Ostabhange des Kuleoberges 2 1/2 Stund. südlich von dem vorigen 200 Häuser 300 Fam. 1500
Perivoli (Pirvoli) 400 Familien, Pouqueville 305 Fam. 1 Stunde südlich vom vorigen 2000
*Kranja (Turia) 4 Stunden südöstlich vom vorigen 1500
*Lăbănitsa nahe beim vorigen. 40 Häuser 200
*Milja (Ameru) 750
*Boltinon (Păltin) 1 1/2 Stunden östlich von Kranja auf dem Nordabhange der Mavrovuni 100
*Bozovon 1 1/2 Stunde östlich von Milja auf dem Nordabhange des Zigos-G. 150

3) Zagori in den Thälern der Vovosa, des Rašinit und des in die Arta gehenden Zagoritikos.

a) das nördliche Zagori:

Vovusa (Băjasă) an der Voyusa 2 1/2 Stunden südwestlich von Perivoli 700
Laïsta (Laka) 3 1/2 Stunden vom vorigen 450 Häuser 2250
Dobrinovo 1 1/4 Stunden westl. vom vorigen 175 Häuser 875
Lešnitsa 1 Stunde nordwestlich vom vorigen 230 Häuser 1150
Paljochori 2 Stunden östlich vom vorigen 100 Häuser 500

b) das südliche Zagori, von dem nördlichen durch einen Höhenzug getrennt. Dieser Distrikt wird von den Griechen auch „Paljo-Vlachia“ genannt:

Tšerneši 4 1/2 Stunden südlich von Laïsta 120 Häuser 600
Makrini dem vorigen westlich gegenüber 60 Häuser 300
Flamburari (Floro) 1 Stunde südlich von Tšerneši 100 Häuser 500

Grebeniti (Grebenits) 2 St. südl. davon 200 Häuser 1000
*Tărstenik, Drăstenik 1 St. östl. vom vorigen 800?
Dragari, *Doljani, *Leaskovits in demselben Thale liegend sind gräzisiert bis auf etwa 500

Von dem Knoten von Metsovo, dem Zygosberge aus erstreckt sich eine Gebirgskette über den Peristeri nach dem Tšumerkagebirge und bildet die Wasserscheide zwischen Arta und Aspropotamos. Eine zweite Kette, wobei ich aber von einigen, durch Flüsse durchbrochenen weniger hohen Parallelketten absehe, zieht über Dhokimi, Baba, Neraïdha zum Budzikakiberge und bildet die Wasserscheide zwischen Aspropotamos und Salamvrias. Eine dritte Kette, die in das mehr hügelige Gebiet der Chassia übergeht (Philippson), zieht in östlicher Richtung und bildet die Wasserscheide zwischen Salamvrias und Bistritsa. Der Oberlauf der Flüsse Arta, Aspros und Salamvrias und ihrer Zuflüsse bildet das eigentliche Gebiet der Aromunen. Um die Lage der Dörfer leichter zu finden, führe ich sie nach dem Fluß-Gebiete, in dem sie liegen, an.

4) Das Flußgebiet der Arta (ohne Süd-Zagori):
Métsovo (Mintšu) am Metsovitiko 3500
Aniljon (Kjară) gegenüber dem vorigen 400
Vutunosi, 2 Stunden südw. von Metsovo auf steiler Höhe 150
Paljochori auf dem Südabhange des Spanosberges, 6 Stunden südöstlich von Janina 400
Siraku (Săraku) in einem Seitenthale der Arta 500 Häuser 3000
Kalarites*) (Kălarlji) ½ Stunde vom vorigen auf griechischem Boden 1500

5) Das Flußgebiet des Aspropotamos. Sämtliche Dörfer gehören zu Griechenland.

---

*) Kalarites hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 1200 Häuser, Pouqueville giebt nur 180 Familien an. Das in demselben Thale liegende Matsuki, das von manchen, auch von Apostel Margarit als arom. angegeben wird, hat griechische Bevölkerung. Man konnte mir auch nicht sagen, ob es früher arom. gewesen sei.

Im Hauptthale liegen:

*Chaliki im Quellgebiete des Flusses. Pouqueville 300 Familien. Margarit 200 Familien	1000
Lepenitsa 1½ Stunden südlich vom vorigen (Pouqueville 100 Familien)	300
Koturi 3 Stunden südöstlich vom vorigen	300
Vilitšani 2 Stunden südöstlich vom vorigen	250

In einem Seitenthale 2 Stunden östlich vom vorigen liegen die beiden Dörfer:

Kranja (Kornu)	2500
Doljani (Dolen)	150

Im Hauptthale abwärts*):

*Milja 2½ Stunden südlich von Koturi, wenn man sich auf dem Westufer des Flusses hält	250
*Dragovista (Drausta) 1 Stunde südlich vom vorigen	300
*Džurdža 3 Stunden südlich von Koturi im Hauptthale	500
*Gardhiki (Gardista) 1½ Stunde südlich vom vorigen	1500
*Mutšara ½ Stunde südlich vom vorigen (das Dorf ist beinahe gräzisiert)	250

In den Seitenthälern, die dem Flusse die Wasser des Nereïdha-Berges in südwestlicher Richtung zuführen, liegen:

*Pertuli, Petruli am höchsten gelegen	500
*Veterniko 1 Stunde südwestlich vom vorigen	350
*Pira 1 Stunde nordwestlich vom vorigen, auf der Nordseite des Flusses	250
*Kamja 1½ Stunden westlich vom vorigen	200
*Tifloseli (Orgilji) liegt ½ Stunde südlich von Kamja auf der Südseite des Flusses, der direkte Weg von Veterniko beträgt 3 Stunden	150
*Ndesi (Ndešlji) liegt in einem Seitenthale 2½ Stunden von Gardhiki nach Nordosten. Pouqueville 80 Fam.	250

*) Ich könnte, der vorgerückten Jahreszeit wegen, diese Dörfer nicht mehr besuchen, doch traf ich Leute von dort in Trikala, denen ich die Angaben über Lage und Größe verdanke.

6) Im Flußgebiete des Salamvrias und zwar im Hauptthale:

*Malakassi (Malakaš) auf der Ostseite des Zygos-Berges $3\frac{1}{2}$ Stunden von Metsovo. Pouqueville 500 Fam. 1000
*Brujik oder Burjik 1 Stunde südöstlich vom vorigen 150
*Ljabovon 1 Stunde südlich von Malakassi 100
*Koklji $\frac{3}{4}$ Stunden östlich von Brujik 150
*Glidzadhes 2 Stunden östlich von Koklji 150
*Gudovazi 1 Stunde südöstlich von Koklji 350

Im ersten größeren Seitenthale rechts liegen:

Vendista (Nevoden) $3\frac{1}{4}$ Stunden von dem Chane Kastanja am Ufer des Flusses entfernt 800
Kastanja (Kusteana) $\frac{1}{2}$ Stunde westlich vom vorigen 1250

In dem zweiten, größeren, von Süden kommenden Seitenthale rechts liegen:

*Koteana auf dem östlichen Abhange des Nereïdha-Berges, 2 Stunden von dem jenseits desselben liegenden Pertuli 350
*Pernjako (Părleango) und zwar ein oberes und unteres Dorf mit zusammen 500
*Klinovo eine Stunde nordwestlich vom vorigen 1000
*Aivan in einem Seitenthal 1 Stunde westl. vom vorigen 400
*Sklineasa in einem Seitenthale 2 Stunden nach Süd-Osten von Vendista 500
*Lužešti in der Nähe des vorigen 250

Im Hauptthale auf den Höhen des linken Ufers des Salamvrias:

*Kutsufleni, Kutsuflean am weitesten nach Norden liegend 750
(Mokosi war früher ein aromunisches Dorf, das jetzt vollständig verlassen ist, Pouqueville giebt 300 Fam. an.)
*Dzeneradhes, Dženeradzlji $1\frac{1}{2}$ Stunde vom vorigen 200
*Strudža auch Sturdza genannt 1 Stunde vom vorigen 175
Tšoran 1 Stunde vom vorigen 150
Kerasja (Tšereš) $\frac{3}{4}$ Stunden vom vorigen. Zur Hälfte griechisch 100

II. Die Aromunen Makedoniens im Nord-Osten des Zentrums.

Verläßt man das zusammenhängende Gebiet der Aromunen vom Smolika-Berge aus in nordöstlicher Richtung, so gelangt man zunächst in griechisches, dann in der Nähe des Sees von Kastoria in slavisches Sprachgebiet. In beiden liegen aber noch rein aromunische Gemeinden, sei es vollständig isoliert, sei es in kleineren Gruppen bei einander. Außerdem giebt es in allen größeren Ortschaften und Städten kleinere und größere Kolonien von Aromunen. Wir betrachten zuerst die Gemeinde in West-Makedonien, dann die in Ost-Makedonien und zwar unter a) die rein aromunischen Gemeinden, unter b) die Gemeinden mit gemischter Bevölkerung.

A. Arom. Gemeinden in Westmakedonien bis zum Vardar.

a) rein aromunische Gemeinden.

1) Auf dem Höhenzuge zwischen Ostrovo- und Kastoria-See:

*Blatsa (die Hälfte der Bewohner ist bereits gräzisiert)	800
*Sisani (Schaĭnlji) siehe p. 129	100?
*Pipilište soll in der Nähe liegen	100?
Vlacho-Klisura (auf der I. Reise besucht) früher 8000	5000
Neveska (Neveastă) 4 Stunden nördlich vom vorigen	2000
Pissoderi südwestl. von Florina auf dem Neretškagebirge	600

2) Auf den nördlichen und westlichen Abhängen des Peristeriberges in der Nähe von Monastir liegen 4 Dörfer:

Nižopolje (Barth schreibt Džindžópulo, nennt die Bewohner gräzisierte Bulgaren)	2000
Tărnovo	3000
Megarovo*)	3000
Malovišta	2000
Gopeš $2^1/_2$ Stunden nördlich von Malovišta	2700

*) In den drei genannten Orten giebt es etwa 60 türkische, albanesische und bulgarische Familien.

3) Gruppe der Dörfer des Neaguš-Gebirges westlich von Verria:

Xerolivadhi auf dem Doxaberge (150 Nufus)	450		
*Doljani (82 Nufus)	250		
*Selja a, 400 Familien b, 200 Familien der Faršerioten	3000		
*Voladha (41 Nufus)	120	*Kastanja (64 Nufus)	200
*Maruša (121 Nufus)	400	*Tsarkovean (41 Nufus)	120

4) Vereinzelt liegende Dörfer:

*Papadhi, Sommerdorf, nordwestlich vom Ostrovosee auf dem Gornitševo-Gebirge neuerdings von Faršerioten angelegt 160 Häuser	800
*Livadhi, Sommerdorf, auf der Pajik-Planina inmitten des Gebietes der Megleniten	2000
Zwei Kalive auf dem Gebirge zwischen Ochrida und Prespa-See zum Teil von Faršerioten bewohnt	500
Tărstenik ganz in der Nähe von Kruševo	180

b) Gemeinden mit gemischter Bevölkerung.

Grebena 20 Häuser (im Winter 200 Familien)	100		
Chrupišta (im Winter durch Fam. aus Gramosti vermehrt)	1000		
*Schatista früher rein aromunisch, fast ganz gräzisiert. Gopčević giebt 600 aromunische Häuser an	3000?		
Kastoria	100	*Prizdrend	500
*Kožani	300?	Veles	250
Negovan nördlich von Neveska (sonst Albanesen)	100	Resen westlich von Monastir	800
Belkamen*) nordwestlich von Neveska	100	Jankovats. 180 Häuser blg., 40 ar. nördlich von Resen	200
Florina	100	Ochrida	700
Monastir (vielleicht sogar 10000)	8000	Struga	100
Kruševo (800 Albanesen, 4000 Bulgaren)	7000	Verria (im Winter bedeutend mehr)	250
Prilep	500	*Niausta	100
		Vodena	80

*) Belkamen habe ich auf meiner ersten Reise besucht.

B. Aromunische Gemeinden Ost-Makedoniens.

a) Rein aromunische Gemeinden.

Ramna nördlich vom Butkovo-See	325
*Baba-Ali Sommerdorf nördlich von Serres	200
*Buždova und *Lopova, nördlich von Melnik auf dem Alaburun Gebirge 300 Hütten	1500

b) Gemeinden mit gemischter Bevölkerung.

Salonichi. (Die Quartiere St. Nikola, St. Athanas und St. Theodor haben vorwiegend arom. Bevölkerung, die aber im Begriffe ist, die Muttersprache zu Gunsten der griechischen aufzugeben.)	2500*)?

Serres	2500**)	*Alistrate	400
Džumaja (3000 Blg., 250 Trk., 750 muh. Zigeuner)	1000	*Hurvišta, *Petelino***)	80
		*Kišlar in der Nähe von Petelino a. Tachino-See	20
Demir-Hissar	500	Gorni Poroja (450 bulg. Fam. 100 türk. Fam.)	800
*Nigrita	500		

III. Die Aromunen Albaniens im Nordwesten des Zentrums.

a) Rein aromunische Gemeinden.

1) Die Gruppe im Gramos-Gebirge. Furka ist der nördlichste aromunische Ort des Zentrums, daran schließt sich nördlich das Gramos-Gebirge, das in seinem höchsten Teile von Aromunen bewohnt wird.

---

*) Die Zahl aller Aromunen ist wahrscheinlich mehr als doppe so groß, denn sicher ist die Mehrzahl der sogenannten Griechen aromunischer Herkunft, aber ebenso sicher wird nach einem Menschenalter die Gräzisierung der Ansässigen vollständig sein.

**) Die Gräzisierung geht hier viel langsamer vor sich als in Salonichi.

***) Genannte Dörfer werden in der Ethnographie de la Macédoine, Philippopel 1881 mit 210 Steuerköpfen (500 Seelen) angeführt.

*Dentsikon (Densku) auf der Süd-Westseite des Gebirges 400
*Pilgadhes, auf der Südseite des Gebirges 250
*Gramosti auf dem Ostabhange des Gebirges 300

Die ehemals großen Orte Nikolitsa, Linotopi, Fuša und Vărteni, sämtlich auf dem Nord- und Ostabhange des Gebirges, wurden zerstört und sind jetzt ganz von Aromunen verlassen. Einige albanesische Hirtenfamilien haben sich dort angesiedelt.

2) Die Gruppe im Morava-Gebirge nordöstlich von Kortša. Die Bewohner sind nur Hirten und Keradži und gehören zum Stamme der Faršerioten.

Pljasa $^1/_2$ Stunde oberhalb des in der Nähe der Straße gelegenen albanesischen Pljasa 540
*Stropan 1 Stunde südöstlich vom vorigen, (im Thale liegt albanesisch Stropan) 240
*Morava $1^1/_2$ Stunde südlich von Pljasa 180

3) Gruppe auf dem Kamna-Gebirge, der Wasserscheide zwischen Schkump und Devol.

Lănga (Lunga) im Quellgebiet des Schkump, auf dem Nordabhange des Gebirges 450
*Nitša 3 Stunden südlich vom vorigen, auf dem Südabhange des Gebirges 150
*Grabovo 3 Stunden südöstlich von Lunga 400

4) Dörfer in Musakje*), einer westlich von Berat bis zum adriatischen Meere sich ausbreitenden Ebene, die vom Semani durchflossen wird. Sechs der Dörfer haben gemischte Bevölkerung. Die Reihenfolge der Dörfer ist so, wie ich sie besucht habe.

Südlich des Semani:

Dušnik (gemischt)	10	Häuser	Pobrat (beim türkischen Pobrat)	15	Häuser
Kilbisire	15	„	Kalfan	10	„
Konisbalte	20	„	Fjéri oder Fearikă	180	„
Schkjepur	20	„			

*) Bereits veröffentlicht in der rumänischen Revue 1892 p. 19 und 109ff.

Radostina (gemischt)	13 Häuser	Pojani	15 Häuser
Krüegjata	15 „	Sopi	12 „
Kolkondasi mi 7 Dörfern, worunter			20 „
*Levani 6 Km. südlich von Apollonia			20 „
*Skrofotina 10 Km. südlich vom vorigen			20 „
*Tserkovina 2 Km. südlich vom vorigen			40 „
Goritšan			20 „
Kutali			10 „

Levani, Skrofotina, Tserkovina gehören zum Bezirk Avlona, woselbst auch in den Dörfern Sverneši, Mefoli, Armenia, Skapari ar. Familien sein sollen, aber wahrscheinlich nur im Winter.

Nördlich des Semani liegen:

Kolonia	40 Häuser	*Levan-Samar	30 Häuser
Tšüplak b. Ardhenitsa	3 „	*Frakula	20 „
Liboftsa (gemischt)	20 „	*Duviak	40 „
Imišta (gemischt)	20 „	*Kruate	20 „
*Driza (gemischt)	5 „	*Gărmani	20 „
*Kossova	40 „	*Miza	30 „
*Urăgurta	10 „	*Kurekukje	20 „
*Suljani	15 „	*Baburi	20 „
*Vadisa (gemischt)	10 „	*Kjatră	20 „
*Schtulas	10 „	*Gradište	40 „
*Levan-Schaban	30 „		

Außer diesen 38 Orten giebt es noch eine Anzahl zerstreut liegender Häuser, sodaß man die Zahl aller auf rund 1000 mit etwa 7000 Bewohnern annehmen kann, deren Zahl im Winter vielleicht auf 10000 anwächst.

5) Isoliert liegende Gemeinden:

Šipiska in der Nähe von Muskopolje	210
*Ober-Bela (Beala dinsus) nördl. v. Ochrida-See 150 Häuser	750
*Unter-Bela (Beala dingjos) 100 Häuser, darunter einige alb.	450

b) Gemeinden mit gemischter Bevölkerung.

1) Westlich vom Gramosgebirge erstreckt sich die albanesische Landschaft Kolonia und westlich von dieser die Land-

schaft Dangli mit dem Radoni-Gebirge. Die dort liegenden Dörfer waren vor Zeiten ausschließlich von Aromunen, besonders von Faršerioten bewohnt, diese sind aber nach und nach von den Albanesen verdrängt worden. Das größte der Dörfer war Frašeri, von dem die Faršerioten ihren Namen haben. Die Mitteilungen über die dortige aromunische Bevölkerung verdanke ich dem Tšelnik Bulamatše in Kortša; der albanesische Kawaß des deutschen Konsuls in Salonichi, der von dort stammt, konnte sie ergänzen.

*Frašeri	120	*Mitšan	30
*Žarkani	50	*Zavaljan	75

Auch in Kostretsi und Kurtesi sollen einige Familien ansässig sein, so daß man 300 Seelen rechnen darf.

2) Muskopolje 120 aromunische, 100 albanesische Häuser	720
Kortša	600
*Biklišta Bi(g)lišta	120
Elbassan	500
*Tirana (v. Hahn, Alb. Studien p. 86 giebt an: beinahe 100 Häuser)	100?
*Kavaja (v. Hahn, p. 133: „Im Thale von Kavaja giebt es wenigstens 10 walachische Dörfer“)	80?
*Durazzo	50?
*Avlona (Valona)	60?
Berat mit fünf Quartieren, worin aromunische Häuser: Goritsa 150, Mangalemi 122, Tsitate 15, Poroi 30, Vakufi 270	3000

Schkodra hat nach v. Hahn 24 arom. Häuser, die sehr wahrscheinlich jetzt albanisiert sind, wie die meisten in Tirana und Kavaja.

IV. Die Aromunen von Epirus im Westen des Zentrums.

Außer den zum Zentrum gehörigen Ortschaften giebt es keine aromunischen Dörfer in Epirus. Im Winter allerdings wohnen viele aromunische Hirten im Kampos zwischen Arta und Preveza, ziehen aber im Sommer nach Sirako, Metsovo

und umliegenden Dörfer, wo sie bereits mitgezählt sind. Eine kleine Anzahl wandert umher, bald auf den Bergen von Suli, bald jenseits der Arta auf dem Tšumerka ihre Herden weidend. Ihre Zahl soll nach Angaben von Hirten in Siraku nicht mehr als höchstens 200 Familien sein, also rund 1000 Köpfe. In Janina leben 50 Familien, in Preveza 30 Familien, in Arta 30 Familien. Im Winter dagegen ist in beiden letztgenannten Städten die Zahl viel größer. Die Aromunen von Korfu sind vollständig gräzisiert. Im Ganzen darf man also nicht mehr als 2000 Köpfe rechnen.

V. Die Aromunen von Akarnanien, Aetolien, Boeotien etc. im Süden des Zentrums.

a) Rein aromunische Dörfer.

Die Gruppe in der Manjana am unteren Aspropotamos*).

Suroveli auf den Ruinen von Stratos	450	Kutšobina	750
		*Buša	250
Ochtu	350	*Nušas	150
Katsarós	450	*Gakja Pipa	225

b) Gemeinden mit gemischter Bevölkerung.

Die umherziehenden, von den Griechen Pistiki genannten Aromunen lassen sich nur ungefähr auf 600 angeben. In Vrachori giebt es etwa 15 Familien, in Missolungi 20 Familien, in Patras 20 Familien, in Theben 50 Familien, in *Lamia 30 Familien. In der Nähe von Lamia liegen auf den Bergen *Imirbeĭ und *Kalivi al Goga 30 Familien, im Ganzen also rund 2000. Es ist aber wahrscheinlich, daß auch namentlich in Karpenision Aromunen sind, Genaueres konnte ich aber nicht in Erfahrung bringen. Immerhin dürfte die Zahl der in Alt-Griechenland zerstreut lebenden Aromunen sich wohl auf 4000 belaufen; da ich aber nicht mehr als 2000 nachweisen kann, will ich mich mit dieser Zahl begnügen, umsomehr, als auch diese Wenigen einer raschen Gräzisierung entgegensehen. (cf. p. 277.)

*) Bereits veröffentlicht im Globus Band XIII, Nr. 6.

VI. Die Aromunen Thessaliens im Osten des Zentrums.

1) Die Gemeinden auf griechischem Boden.

a) Rein aromunische Gemeinden.

Bachtšé 20 Minuten nordöstlich von Volo	250
*Schesku 1 1/2 Stunden westl. von Volo von Kătšăun bewohnt	200
Toivaš (mit 50 Familien im Winter) 3 Stunden nordöstlich von Larissa	50
Suflari 1/2 Stunde von Toivaš nach Süd-Osten	150

b) Gemeinden mit gemischter Bevölkerung.

Volo (im Winter bedeutend mehr Aromunen)	60
Alimeria (La Vlachlu) 1 Stunde östlich von Volo	300
Velestino (3/4 der Bewohner im Winter sind Aromunen.) Im Sommer nur 60 Familien	300
*Abdular in der Nähe von Velestino	60
*Almiro oder Kirtsini ist im Winter voll Aromunen	100
Bašlár, nördlich von Larissa, im Winter von Aromunen aus Smixi bewohnt	60
Karadžolo 2 Stunden westlich von Bašlar	40
Larissa (im Winter ist das Viertel jenseits des Flusses fast ausschließlich von Aromunen bewohnt) sonst	100
Trikala (Tărkolo) (im Winter kommen noch 6000 hinzu)	6000
*Phanar namentlich viel Silberarbeiter	100
Kardhitsa (im Winter sind die Ar. zahlreich vertreten)	300
*Dhomoko	100
*Tirnavo (Viele der Bewohner sind ar. Ursprungs)	400?

2) Die Gemeinden auf türkischem Boden.

a) Rein aromunische Gemeinden.

Gruppe der Olympo-Walachen:

Vlacho-Livadhon (früher 8000 Bewohner, jetzt im Winter 2000) im Sommer	3000
Kokinopló (Barth, (Reise durch die europäische Türkei) giebt 500 Häuser an)	1200
*Fteri (Barth a. a. O. p. 204 erwähnt ein Brondos von walachischen Griechen bewohnt, worüber ich nichts erfahren konnte.)	300

b) Gemeinden mit gemischter Bevölkerung.

Katerina	stammen meist aus Livadhon	1500
Servia		400
Elassona		80
Tsarítsena (im Winter sind 500 Häuser von Pindus-Aromunen bewohnt)		300
*Vlachojan (im Winter von Aromunen aus Samarina bewohnt) im Sommer		80?

Übersicht.

I. Das Zentrum teils auf türkischem, teils auf griechischem Boden zählt	48210	Bewohner
II. Die Gemeinden im Nordosten des Zentrums in Makedonien zählen	62405	„
III. Die Gemeinden im Nordwesten des Zentrums in Albanien	16850	„
IV. Im Westen des Zentr. in Epirus zerstreut	2000	„
V. Im Süden des Zentrums in Griechenland	4625	„
VI. Im Osten des Zentrums in griechisch und türkisch Thessalien	15430	„
Summe	149520	Bewohner

Rein aromunische Gemeinden giebt es:

In Gruppe	I	68 mit	48210	Bewohnern
„	II	28 „	30825	„
„	III	44 „	11320	„
„	V	7 „	2625	„
„	VI	7 „	5150	„
		154 Orte mit	98130	Bewohnern.

Gemischt aromunische Gemeinden giebt es:

In Gruppe	II	30 (unter Bulgaren u. Griechen) mit	31580	Bew.
„	III	18 (unter Albanesen) „	5530	„
„	IV	3 (unter Griechen) „	2000	„
„	V	7 (unter Griechen) „	2000	„
„	VI	18 (unter Griechen) „	10280	„
		76	51390	Bew.

Es giebt also im Ganzen auf türkischem und griechischem Boden 154 rein arom. Orte, von denen ich nur 49, namentlich am Aspropotamos gelegene, nicht gesehen habe, wohl aber habe ich deren Bewohner in ihren Winterquartieren in Thessalien kennen gelernt. Die größeren und bedeutenden Orte habe ich ausnahmslos besucht. Ich habe keine Mühen und keine Gefahren gescheut, um die Aromunen aufzusuchen, selbst in ihren entlegensten Schlupfwinkeln, wie in Lunga, Lešnitsa, Laka u. and., in Gebieten, die überhaupt noch kein Reisender besucht hat. Wenn es mir trotzdem beim besten Willen nicht gelungen ist, mehr als 150000 herauszurechnen, die sich ihrer Muttersprache noch bedienen, so kann man überzeugt sein, daß höhere Angaben von anderer Seite auf Übertreibung beruhen. Es ist möglich, daß ich einige Dörfer in der Nähe von Tirana und im Arsenthale nicht angegeben habe, da ich widersprechende Angaben über ihre Bewohner erhielt. Aber jedenfalls ist ihre Anzahl und derer, die ich sonst übersehen haben sollte, nicht bedeutend, ja man kann mir vielleicht vorwerfen, daß ich die Bewohner von Schatista, Serres, Nigrita, Salonichi, Theben u. anderer Orte nicht hätte mitzählen dürfen, da die jüngere Generation daselbst nicht aromunisch spricht; aber ich dachte, es möge ein berechtigtes Korrektiv für die von mir Übersehenen sein. Hinzuzufügen ist noch die Zahl der in Bulgarien und Serbien lebenden Aromunen, soweit sie nicht solche Kaufleute oder Handwerker sind, die ihre Familien in der Türkei wohnen haben. Von Jireček: Das Fürstentum Bulgarien, Wien 1891 Seite 115 ff. wird die Zahl der in Bulgarien ansässigen Kutsovlachen nach der offiziellen Zählung von Neujahr 1881 auf 2300 angegeben. Da hierbei die nur im Sommer anwesenden Hirten der Rodope nicht mitgezählt sind, anderseits aber auch die einzeln lebenden türkischen Unterthanen mit inbegriffen sind, so wird diese Zahl ungefähr richtig sein, jedenfalls wird die Summe von 5000 nicht erreicht.

In Serbien wohnen im Sommer auf der Sucha-Planina bei Nisch 134 Familien mit 33000 Schafen und 18000 Pferden

nach der Angabe von Miličević (cit. bei Jireček p. 122). Hierzu kommen noch die ar. Familien aus Nisch, Belgrad, Vrania und anderen Orten, deren Zahl als Maximum mit 5000 Seelen anzusetzen sein dürfte, so daß in beiden Fürstentümern zusammen noch nicht 10000 Aromunen leben. Da die Zahl der Daco-Rumänen in Bulgarien nach Jireček 60000, in Serbien aber, wie allgemein angenommen wird, 150 bis 180000 Seelen beträgt, so stellt sich als merkwürdiges Facit heraus, daß die Zahl der Daco-Rumänen südlich der Donau (abzüglich der Dobrudscha) größer ist, als die Zahl aller Aromunen, nämlich 240 000 gegenüber 160 000 im Maximum, worin die Zahl der 14000 Megleniten als stammverschieden selbstverständlich nicht mit eingerechnet ist.

---

5. Frühere Zahl, Rückgang der Bevölkerung und seine Ursachen.

Wenn die Zahl der Aromunen jetzt so gering ist, so kann man die Frage aufwerfen, ob dies immer so gewesen ist. Als sie zuerst als Volk in der Geschichte auftreten, werden sie im Mittelalter als die Bewohner des westlichen Thessaliens und der benachbarten Berge genannt, ein Gebiet, das sie ja auch heute noch inne haben. Wenn sie nur dieses Gebiet inne gehabt hätten, würde ihre Zahl auf keinen Fall größer gewesen sein, als heute, weil die Existenzbedingung für eine größere Menge auf dem so kleinen Raum fehlt. Aber offenbar war ihr Gebiet größer, es erstreckte sich weiter über die Berge nach Nordwesten bis einschließlich zum Gramos-Gebirge. Die Überlieferung aller in den Städten Makedoniens wohnenden Aromunen weist auf jene Gegend als ihre eigentliche Heimat, ja ich bin im Stande von allen größeren Gemeinden die Herkunft der Bewohner anzugeben, wie ich das im ersten Teile bei jedem von mir besuchten Orte gethan habe.

Die meisten Verschiebungen sind Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts vor sich gegangen, und zwar vom

Gramos-Gebirge aus in der Richtung nach Nord-Osten. Ältere Gemeinden im Nord-Osten des Zentrums sind nur Gopeš und Malovišta, namentlich das Letztere, in welchem Orte sehr wahrscheinlich sich Aromunen mit Megleniten gemischt haben. Alle anderen sind erst angelegt von Aromunen, die aus Albanien kamen. In Orten, wo die Leute nicht mehr wissen, woher sie stammen, wie in Neveska und Pissoderi, beweist die Sprache durch ihre zahlreichen albanesischen Elemente, daß auch sie aus Albanien gekommen sind. Wir haben also zweifelsohne außer dem von altersher bekannten Gebiet zwischen Trikala und Metsovo noch ein zweites Zentralgebiet im albanesischen Sprachgebiet anzunehmen, wovon sich die Spuren bis heute erhalten haben in dem Gebiete von Frašeri, das früher ganz aromunisch speziell faršeriotisch war, jetzt aber fast vollständig albanisiert ist, wie das Gebiet auf dem Gramos-Gebirge, das möglicherweise mit jenem Gebiete im Zusammenhang gestanden hat. Jedenfalls aber gab es auch in jenem Gebiete große Niederlassungen der Karagunen gemischt mit Faršerioten, denn die Sprache des aus Muskopolje stammenden Bojadschi weist deutlich auf faršeriotischen Einfluß hin.

Die größten Orte auf albanesischem Gebiete waren im 16. und 17. Jahrhundert Schipiska und Nikolitsa, dann kam Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts Muskopolje in die Höhe, dessen Einwohnerzahl bis auf mindestens 60000 stieg, das nicht nur ein Zentrum für die Kultur der westlichen Halbinsel wurde, sondern auch durch den Wohlstand und den Reichtum der Bewohner hervorragte. Andere große und mächtige Orte waren auf dem Gramos-Gebirge außer dem erwähnten Nikolitsa: Linotope, Vărteni und Fuša. Auch die Orte Lunga, Nitša und Grabovo auf dem Kamnagebirge waren früher viel bedeutender; das Gleiche ist bekannt von Samarina, Perivoli, Gopeš und vielen anderen Orten.

Daß ferner früher ganz Zagori aromunisch war, habe ich schon erwähnt, ebenso das weite Gebiet der Kopatšar, das noch früher wie Zagori graezisiert wurde. Ganz entzieht sich

unserer Berechnung die Zahl derer, namentlich der Kaufleute, die sich vereinzelt in den Städten der Türkei und Griechenlands, Ägyptens, Serbiens, Bulgariens und Rumäniens, Österreich-Ungarns und der Länder des Mittelmeeres niedergelassen und ihr Volkstum aufgegeben haben. In Wien, Pest, Belgrad und Bukarest giebt es größere aromunische Gemeinden, aus denen bedeutende Leute hervorgegangen sind, die zum Teil fälschlich als Griechen ausgegeben wurden. Solche, die sich mit ihren Familien auf fremdem Boden niedergelassen haben, sind dauernd für das aromunische Volk verloren, denn Rückwanderungen finden doch nur ganz vereinzelt statt, wie z. B. von Aromunen aus Bulgarien, weil man die jungen Leute auch zum Militärdienste heranziehen wollte.

Ich bin geneigt die Zahl derer, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart, dem ar. Volke verloren gingen, (ohne die Kopatšar mit in Betracht zu ziehen, da sich deren Zahl auch nicht annähernd feststellen läßt, und die Gräzisierung derselben bereits viel früher vor sich gegangen sein muß, mit Ausnahme der auf der Karte rot umfahrenen Orte, die auch erst im vorigen und diesem Jahrhundert gräzisiert wurden) auf 50—80 000 Seelen anzunehmen; diejenigen, die ihm in den nächsten Jahrzehnten verloren gehen werden, sind die jetzt schon halb gräzisierten Bewohner der Thäler des Aspropotamos und Salamvrias, überhaupt die aromunischen Bewohner der Städte Thessaliens in einer Gesamtzahl von 25 000, ferner die Bewohner der Städte Salonichi, Nigrita und Serres in Makedonien, die gräzisiert, die von Veles, Üsküb, Prizdrend, die bulgarisiert, die von Elbassan, Kavalla, Tirana, Berat etc., die albanisiert werden. (cf. p. 302).

Länger werden sich die Bewohner von Monastir und seiner Umgebung, von Kruševo und besonders die Hochpindus-Dörfer behaupten, denen gegenüber die griechische Propaganda zwar alles mögliche thut, aber noch keinen vollen Erfolg zu verzeichnen hat und seit Entstehung der Nationalbewegung eher noch verlieren als gewinnen wird. Wenn nach weiteren 50

Jahren noch 100000 sich der aromunischen Sprache als Umgangssprache bedienen werden, so wird es viel sein.

Nun noch früher gelegentlich Erwähntes zusammenfassend ein Wort über die Ursachen dieses Rückganges des aromunischen Elementes.

Vor allen Dingen war es die Grausamkeit und Habsucht Ali Paschas und seiner Vorgänger, die ihre durch unaufhörliche Kriege verwilderten Scharen in den wohlhabenden Orten der Aromunen durch Plünderung für ausstehenden Sold sich entschädigen ließen und sich selbst bereicherten. Auf diese Weise ging zu Grunde Nitša, Muskopolje, Nikolitsa, Linotopi, Fuša im Norden und das reiche Kalarites im Süden. Wenn andere wie Metsovo und Siraku annähernd dieselbe Einwohnerzahl haben wie zu Leakes Zeiten, also im Anfang dieses Jahrhunderts, so hat sich doch die Qualität der Einwohner sehr verschlechtert. Von den reichen Kaufmannsfamilien findet man nur noch wenige, und arme Hirten, Faršerioten und selbst Albanesen haben die verlassenen Wohnungen eingenommen.

Nicht nur der Reichtum, sondern auch die fast unabhängige Stellung der Gebirgsdörfer wie Perivoli, Malakassi, Siraku, Metsovo, Lunga reizte die türkischen Machthaber, diese ihre starke Faust fühlen zu lassen und sie zu größerer Steuer zu zwingen. Mit Ausnahme von Lunga sind jetzt alle Dörfer vollständig bezwungen und müssen große Summen aufbringen, so sehr, daß auch dies ein Grund für viele zur Auswanderung ist.

Wie der Wohlstand der Hirtenbevölkerung in der Türkei, besonders seitdem Thessalien griechisch geworden ist, immermehr zurückgeht, habe ich bereits S. 134 näher angegeben. Die Steuern mannigfacher Art, sowie die Zollplackereien haben vielen die Existenz als Hirten unmöglich gemacht und sie gezwungen sich dem Ackerbau zuzuwenden, wie wir das bei den aus Perivoli stammenden Bewohnern von Alimeria und Bachtše bei Volo, den Aromunen der Manjana und den Faršerioten in Musakjé sahen. Dadurch daß sie im Sommer

nicht mehr mit den Landsleuten im Gebirge zusammenkommen, verlieren sie allmählich die Muttersprache und assimilieren sich den umwohnenden Ackerbauern.

Weitere Gründe für die Auswanderung sind die Unduldsamkeit und der Fanatismus der Muhamedaner gegen Andersgläubige, (cf. Seite 42 ff) der sich übrigens nur in solchen Gemeinden zeigt, wo keine oder wenige Europäer sind, aber nicht in den Städten an der Küste oder solchen, wo Konsulate sind; ferner die Ungerechtigkeit der türkischen Richter und die Härte der Beamten, unter denen sich besonders diejenigen albanesischer Herkunft hervorthun. Auch die Unsicherheit mancher Gegenden durch Räuber oder durchziehende Soldaten (cf. Seite 145—146) verleidet den Wohlhabenden den Aufenthalt daselbst.

Die Zeichen des Rückganges der Bevölkerung an Zahl und Wohlstand sind überall sichtbar. Alle größeren Orte zeigen eine Menge in Ruinen zerfallener und verlassener Häuser; Kirchen, die ehemals in der Mitte des Dorfes standen, stehen außerhalb desselben (Schipiska, Muskopolje, Vlacholivadhon, Kalarites u. a. m.) Kapellen, die von frommen Christen errichtet und unterhalten wurden, findet man kaum mehr, die Klöster, die ehedem von Wohlhabenden reichlich beschenkt wurden, sind selbst Stätten der Armut geworden, Brunnen und gefaßte Quellen auf einsamen Wegen sind zerfallen, die Wege selbst sind im trostlosesten Zustande. Für Anlagen von Treppen, Brücken oder Sicherheit des Weges, wie wir es noch hier und da beobachten können, geschieht von Seiten der Gemeinden gar nichts mehr. Man läßt zerfallen, was zerfallen will, behilft sich, so gut es geht, und bezahlt geduldig der Regierung die Wegsteuern für die Anlagen von Straßen, die nur für diese einen Wert haben.

6. Die Bewegung der aromunischen Bevölkerung.

Ich habe unter Bewegung der Aromunen nur solche im Auge, die in der Neuzeit stattgefunden haben oder noch stattfinden. Dieselbe ist mehrfach, a) regelmäßige Wanderungen aus den Sommerdörfern nach den Winterquartieren. b) Auswanderungen der Bewohner eines Ortes in eine andere Gegend. c) Wanderungen der Faršerioten. d) Wanderungen der Männer zum Zwecke des Erwerbs.

Zu a). Regelmäßige Wanderungen finden statt im Frühjahr um die Osterzeit aus den tiefgelegenen Winterquartieren nach den hochgelegenen Sommerorten. Der Aufbruch ins Thal findet je nach der Witterung Ende Oktober oder Anfangs November statt.

Nicht nur die Hirten-Walachen machen diese Wanderungen aus Rücksicht auf ihre Herden, sondern auch die Handwerker und Kaufleute, die selbstverständlich in den großen Gemeinwesen vorhanden sein müssen. Der Aufbruch (ebenso die Ankunft) geschieht gruppenweise, indem sich diejenigen vereinigen, die in derselben Richtung ziehen. Näheres siehe Seite 132 und 133.

Ausschließlich als Sommeraufenthalt dienen die Dörfer Gramosti, Densku, Samarina, Smixi, Avdhela, Perivoli, die meisten der hochgelegenen Dörfer in den Flußthälern des Aspropotamos und in den Seitenthälern des Salamvrias, ferner die Dörfer auf dem Neagušgebirge, westlich von Verria. Im Winter teilweise verlassen werden die Dörfer südlich des Smolikaberges, in dem nördlichen Zagori, ferner Metsovo, Sirako, die tiefer gelegenen Dörfer des Aspropotamos und diejenigen des Salamvrias. Die Zahl der regelmäßig Wandernden wird 50000 kaum erreichen.

Wohin sie im Einzeln ziehen, habe ich bereits erwähnt. Im allgemeinen ist zu sagen, daß die Mehrzahl der Pindusbewohner sich nach Thessalien zieht, sowohl in die Städte, als auch auf das flache Land, besonders in die Nähe guter Weideplätze, die sich namentlich am Fuße der östlichen

thessalischen Gebirgskette finden. Der eigentliche Pindus fällt zu steil in die thessalische Ebene ab, als daß seine Abhänge für Winterweiden geeignet wären. Aber die Aromunen sind es nicht allein, die im Winter die thessalischen Triften besuchen, sondern auch Albanesen, selbst Gegen aus der Gegend von Dibra, selbstverständlich auch griechische Hirten ziehen dorthin. Doch die Aromunen bilden die Mehrzahl.

Beliebt als Winteraufenthalt ist auch die Ebene östlich des Olymp an der Küste des Golfes von Salonichi, sowie die Landschaften Campagna in Südmakedonien zwischen Salonichi und Verria und das Kambos westlich von Arta in Epirus, sowie die Landschaft Musakje an der Adria (Seite 82 ff.)

Zu b). Dauernd in der Fremde niedergelassen haben sich die Bewohner der früher volkreichen Orte Muskopolje, Nikolitsa, Linotopi, Fuša, Lunga, Nitša, Grabovo, Vărteni, Sisani und der kleineren Mokosi (Pindus), Neochori (Olymp) und einiger andern.

Bedeutend herabgekommen sind Samarina, Gramosti, Perivoli, Sirako, Kalarlji, Vlacho-Livadhon, Chaliki, Malakassi. Die Bewohnerzahl dieser Städte hat im vorigen Jahrhundert sicher über 100000 Seelen betragen, denn auf Muskopolje allein kamen 60000, auf Samarina 15000, auf Vlacho-Livadhon 12000, auf Perivoli 10000 Bewohner. Wohin die Bewohner gekommen sind, wissen wir. Für Muskopolje habe ich es bereits nachgewiesen Seite 100. Auch für Perivoli ist es nicht schwer.

Im Sommer 1889 waren dort 400 Familien mit 2000 Köpfen, es blieben also 8000 Bewohner nachzuweisen. Dreiviertel der Bewohner der Dörfer des Neaguš-Gebirges stammen von dort (das sind 3500), ebenso die Bewohner von Alimeria (300), Bahtše (250), beide in der Nähe von Volo, von Toivaš (250). In Trikala leben wenigstens 500 Perivoliats und die übrigen haben sich zerstreut und ihre Nationalität aufgegeben.

Das aromunische Element in den Städten Südmakedoniens, sowie die neugegründeten Dörfer daselbst stammen ausschließlich aus Albanien und von den Pindusdörfern. Es ist durchaus

verfehlt, wenn man annimmt, man habe es mit einem romanischen Elemente zu thun, das sich dort in den Städten von Altersher gehalten habe. Alle sind sich ihrer Herkunft und der Zeit ihrer Übersiedelung vollständig bewußt. Daß natürlich in den Städten auch früher schon Aromunen gewesen sind, ist gewiß, allein sie waren als Handwerker und Geschäftsleute da, ohne ihre Familien.

Zu c). Wanderungen der Faršerioten.

Im Gegensatze zu den übrigen Aromunen besitzen die Faršerioten keine eigenen Berge, sondern müssen sich das Weiderecht durch Geld erwerben und zwar sowohl im Sommer, als im Winter. Sie wählen auch vielfach dieselben Plätze wieder. Aber wenn sie sich der Abgaben entziehen wollen, befinden sie sich auch Monate lang auf der Wanderung mitsamt den Familien. Was sie an beweglichem Gute besitzen, ist kaum erwähnenswert. Die an das Leben im Freien gewöhnten Leute sind außerordentlich abgehärtet und äußerst genügsam. Wohin der Tšelnik den Stamm führt, dahin folgen sie, ihm die Sorge für den Erfolg überlassend. Von der Küste der Adria bis in die Berge Bulgariens und Serbiens, bis nach Morea erstrecken sich ihre Züge, ja ich hörte von glaubwürdiger Seite, daß im Kaukasus eine aromunische, nicht rumänische Hirtenniederlassung existieren soll, die sehr wahrscheinlich aus Faršerioten besteht.*) Daß mit dem Rückgange des Wohlstandes auch ihre Wanderungen allmählich abgenommen haben und viele sich dem Ackerbau zugewandt haben oder sich unter die andern Aromunen niedergelassen haben, ist bereits erwähnt worden.

Zu d). Wanderungen der Männer zum Zwecke des Erwerbs.

Die zahlreichen Handwerker und Kaufleute, die in ihrer Heimat in den Gebirgsdörfern nicht ihren Unterhalt finden können, sind gewohnt, sich auswärts darnach umzusehen. Daher findet man in allen größeren Orten der Türkei einen

*) Mitgeteilt von einem Aromunen aus Nižopolje, der in der russischen Kaukasusarmee gedient hat.

oder mehrere Aromunen angesiedelt; namentlich die Chandži fehlen in keinem an der Straße gelegenen Orte, sei es in bulgarischem oder albanesischem Sprachgebiete. Hahn erwähnt auf allen seinen Reisen deren öfters als intelligente und sprachkundige Leute. Ich selbst bin in Makedonien fast nie genötigt gewesen, mich des Bulgarischen zu bedienen, da ich überall aromunische Wirte fand.

Wenn die auswärts beschäftigten Aromunen es möglich machen können, kehren sie im Sommer, wenn auch nur auf einige Wochen in ihre Heimat zu ihren Familien zurück. Sie scheuen selbst den weiten Weg aus Ägypten oder Rumänien nicht und sind beglückt in dem angenehmen Klima ihrer Berge die Hitze des Flachlandes vergessen zu können. Diejenigen aber, denen es an Mitteln zu einer größeren Reise gebricht, sind Jahre lang von zu Hause weg. Wie viele verlassen die Heimat unmittelbar nach der Hochzeit und finden bei ihrer Rückkunft ein herangewachsenes Kind. (Siehe S. 146).

Der Verkehr der Auswärtigen mit den zurückgebliebenen Familien findet selten durch die Post statt, sondern entweder durch Landsleute, die sich in die Heimat begeben und Briefe und Geld übermitteln, oder sogar durch eigene Boten, die auf Gemeindekosten die Auswärtigen aufsuchen und zweimal im Jahre ihre Tour machen. (Kruševo, Klisura, Neveska, Gopeš.)

---

7. Nationale Strömung und Schulen.

Die Nationalunterschiede traten früher bei den so mannigfaltigen Völkern der Balkanhalbinsel nur wenig hervor, der konfessionelle überwog zu sehr, Christ und Muhamedaner standen einander gegenüber. Die Christen fühlten sich eins, einerlei welche Sprache sie redeten. Noch in den Freiheitskriegen haben Griechen, Albanesen, Bulgaren und Aromunen Schulter an Schulter gekämpft, ohne sich nur eines Nationalunterschiedes bewußt zu sein. Erst als nach den Serben und

Griechen die Bulgaren sich aufrafften und nicht nur das Joch der Türkei abschüttelten, sondern auch durch die Errichtung des Exarchats sich unabhängig machten von dem Drucke des griechischen Patriarchats, beginnt auch bei den Aromunen das Nationalgefühl sich zu regen. Einmal wirkte das Beispiel der anderen Nationalitäten, dann aber auch wurde durch Männer, die ihre Beschäftigung im Königreiche Rumänien fanden das Nationalgefühl angefacht.

Es fand zuerst seinen Ausdruck darin, daß Nationalschulen errichtet wurden, in denen statt wie vorher in griechischer, in der Muttersprache der Unterricht erteilt werden sollte. Von dem Königreiche Rumänien wurde dies Streben eifrig unterstützt. Es bildete sich anfangs der sechziger Jahre ein Komitee in Bukarest unter der besonders eifrigen Mitwirkung des Dichters Bolintineanu. Im Jahre 1864 wurde die erste Schule von dem auch als Verfasser mehrerer Bücher bekannten Athanasescu in Tărnovo bei Monastir gegründet, die heute noch unter dessen Leitung besteht. Im Jahre 1865 wurden von dem Mönche Averhie eine Anzahl Knaben aus Makedonien geholt, um in Bukarest als Lehrer ausgebildet zu werden und bald darauf wurden weitere Schulen eröffnet.

Ein neuer Impuls wurde der Bewegung gegeben durch die Gründung der Gesellschaft für mac.-rom. Kultur im Jahre 1879, die in Rumänien weitere Kreise zu interessieren und zu thatkräftiger Unterstützung zu gewinnen suchte, was ihr durch die Bemühungen des Herrn Urechĭe auch gelungen ist. Auch eine Zeitung wurde zu diesem Zwecke ins Leben gerufen „Frăţilia întru dreptate“ unter Redaktion eines Aromunen Bešu aus Lamia in Griechenland. Es sind aber nur 17 Nrn. davon erschienen. Ein ebenso kurzes Dasein hatte die Zeitschrift „Macedonia, Revista Românilor din Peninsula balcanică, Bucaresci 1888“, von der 8 Nrn. vorliegen, die ein wertvolles sprachliches Material enthalten, wenn auch der sonstige Inhalt recht dürftig ist. Von der im Jahre 1894 gegründeten Zeitung „Peninsula balcanică“ sind etwa 20 Nrn. erschienen.

Seitdem die rumänische Regierung jährlich eine gewisse

Summe (wenn ich nicht irre, sind es 240000 Francs) für die Schulen in der Türkei in ihr Budget aufgenommen hat, sind noch eine große Anzahl Schulen hinzugekommen, aber daß die Fortschritte der Propaganda nicht entfernt den gebrachten Opfern entsprechen, will ich im Nachfolgenden zeigen.

Herr Burada*) hat ein Buch über die Gründung und den Stand der rumänischen Schulen im Jahre 1889 veröffentlicht. Da meine Notizen über die Schulen in demselben Jahre gemacht sind, so konnte ich seine Angaben kontrollieren und habe sie im Großen und Ganzen bestätigt gefunden. Es bestanden damals:

1) in Monastir 1 Gymnasium-Internat mit 7 Klassen, 80 Schülern, die fast sämtlich von auswärts stammen, da die dortigen Aromunen ihre Kinder in das griechische Gymnasium schicken, dessen Direktor sowohl, als auch die meisten Lehrer Aromunen sind. Die Knaben-Volksschule zählt etwa 80 Schüler. Die Mädchenschule hat 2 Lehrerinnen und 70 Mädchen, worunter einige Jüdinnen.

2) In Kruševo ist ein Progymnasium mit 4 Lehrern und 140 Knaben, eine Mädchenschule mit 2 Lehrerinnen und 60 Schülerinnen. In den griechischen Schulen sind 900 Kinder, worunter 550 Aromunen, in der bulgarischen Schule 250 K.

3) In Janina ist ein Progymnasium-Internat mit 3 Lehrern und 23 Schülern, die sämtlich von auswärts stammen. Das griechische Gymnasium hat 500 Schüler, worunter 52 Aromunen aus Zagori. Alle übrigen Schulen sind Elementarschulen.

4) Tărnovo 1 Lehrer 20 Schüler.

5) Megarovo 2 Lehrer 47 Schüler, 1 Lehrerin (merkwürdigerweise eine Griechin, die aromunisch erlernt hat) 20 Schülerinnen.

6) Nižopolje 2 Lehrer 65 Kinder (an der griechischen Schule sind 3 Lehrer.)

7) Malovišta 3 Lehrer 93 Schüler, 1 Lehrerin mit 50

*) Burada, Cercetări despre școalele românesci din Turcia. Bucuresci.

Schülerinnen (an der griechischen Schule sind 2 Lehrer und 1 Lehrerin).

8) Gopeš 3 Lehrer 95 Schüler, 1 Lehrerin 40 Schülerinnen (an der griechischen Schule sind 2 Lehrer mit 45 Schülern, 1 Lehrerin 40 Schülerinnen).

9) Ochrida 2 Lehrer 55 Schüler, 1 Lehrerin 20 Schülerinnen. Die früher so blühende griechische Schule hat gar keine aromunischen Kinder, sondern nur noch 20 und etliche bulgarische.

10) Kortša 2 Lehrer 50 Kinder, ausschließlich dem Stamme der Faršerioten angehörig. Die wohlhabenden Aromunen von Muskopolje schicken ihre Kinder in das gut besuchte griechische Gymnasium.

11) Neveska 1 Lehrer 45 Schüler (die griechische Schule hat 3 Lehrer und über 100 Schüler).

12) Vlacho-Klisura*) 4 Lehrer 65 Schüler, ? Lehrerinnen, 56 Schülerinnen (eine Lehrerin ist Albanesin, die Tochter des Herrn Christophoridhis in Elbassan).

13) Chrupišta 1 Lehrer 26 Schüler (die griechische Schule hat 4 Lehrer, wird meist von Aromunen besucht. Die bulgarische hat einen Lehrer).

14) Grebena hat nur im Winter eine Schule unter Leitung des Herrn Dr. Zisi Papanastas mit 40 Schülern.

15) Samarina. Bei meinem ersten Aufenthalte zählte die Schule 38 Schüler und wurde geleitet von Herrn Januli Tomesku Siomu, der im Winter mit der Schule nach Vlachojan zieht. Herr Burada giebt für Samarina 110 Schüler an ohne die Namen zu nennen. Ich halte das auch in dem durch und durch griechisch gesinnten Orte nicht für möglich. Auch selbst 110 wäre zu der von Burada angegebenen Bewohnerzahl von 15000 Seelen ein trauriges Resultat, aber es sind in Wirklichkeit nicht mehr als 3000 Bewohner im Sommer anwesend gegen 8000 in früheren Jahren.

16) Avdhela 1 Lehrer 76 Kinder.

---

*) Diese Zahl ist nach Burada gegeben, da ich selbst auf meiner letzten Reise nicht dorthin gekommen bin, ebenso die von Furka.

17) Perivoli 2 Lehrer 74 Knaben und 75 Mädchen (die griechische Schule zählt 80 Kinder.)

18) Furka 1 Lehrer 32 Schüler.

19) Vovusa 1 Lehrer 27 Kinder (die griechische Schule zählt 40 Kinder).

20) Kranja 2 Lehrer 55 Kinder.

21) Verria im Winter sind in der Schule eingeschrieben 150 Schüler, der Besuch schwankt zwischen 115 und 120. Es sind 3 Lehrer angestellt. Im Sommer befinden sich die Schulen in Xerolivadhon und in Selja.

22) Prilep 1 Lehrer 30 Kinder (worunter einige Bulgaren).

Es bestanden also im Jahre 1889 an 22 Orten Schulen mit im Ganzen 1425 Kinder (nach Burada sind es, da er auch einige nach 1889 eröffnete Schulen einrechnet über 1500 Kinder). Um nun zu sehen auf eine wie große national gesinnte Volksmenge die Zahl der Kinder schließen läßt, dürfen wir die Verhältnisse von Ochrida zu Grunde legen, denn dort giebt es nur eine und zwar nationalgesinnte Partei. Die Kinderzahl zur Einwohnerzahl verhält sich dort wie 75:700. Also würden auf 1500 Kinder 14000 nationalgesinnte Bewohner kommen, was kaum den zehnten Teil der Gesamtzahl ausmacht.

Durch die Konkurrenz der Griechen und Rumänen sind die aromunischen Orte besser mit Lehrkräften versehen, als in irgend einem Lande Europas, das mit Schulen so gesegnete Deutschland nicht ausgenommen. Während man in letzterem Lande einem Lehrer auf dem Lande 60 bis 80 und selbst über 100 Kinder zumutet, kommen dort auf den Lehrer kaum 30 Kinder, in den griechisch-aromunischen Schulen ist das Verhältnis zwar etwas ungünstiger, aber immer noch besser als in Deutschland. Da nun das aromunische Volk selbst ein großes Lernbedürfnis hat, so läßt es sich erklären, daß in der als unkultiviert bekannten Türkei ein Volk existiert, bei dem unter der seßhaften Bevölkerung Analphabeten nur sehr selten zu finden sind, wohingegen im Königreich Rumänien nach der Statistik von 1895 unter 5,406,209 Bewohnern 4,719,363 Analphabeten gezählt wurden.

Die meisten Anhänger der nationalen Bewegung befinden sich im Norden. Ochrida und Pljasa sind die einzigen Orte, in denen alle Bewohner national gesinnt sind, die Mehrzahl bilden sie in Gopeš, Malovišta, annähernd gleich sind die Parteien in Avdhela, Perivoli, Vovusa. In allen anderen Orten namentlich aber in den wohlhabenden Orten wie Monastir, Neveska, Kruševo, Megarovo, Tărnovo sind die Nationalgesinnten in der Minderheit, und in den großen Orten wie Berat, Metsovo, Vlacho-Livadhon, Serres, Laista, ferner in sämtlichen Orten, die auf griechischem Boden liegen, kann von einer Nationalpartei überhaupt nicht die Rede sein. Allerdings werden beständig neue Schulen errichtet, — wie ich brieflich erfuhr in Metsovo, Berat, Vlacho-Livadhon, Resna, Florina, Berat, Muskopolje und sogar in Armiro in Thessalien, also auf griechischem Boden, wo im Winter eine zahlreiche aromunische Bevölkerung ist, — aber alles das kann kein Fortschritt sein, wenn man wirklich eine Schar von 20 bis 30 den ärmsten Klassen angehörige Kinder zusammenbringt und ihnen einen Lehrer giebt. Denn so ist es mit wenig Ausnahmen überall: die Hirtenbevölkerung, die Keradži und ärmeren Handwerker schicken ihre Kinder in die aromunischen Schulen, oder in das Internat nach Monastir und Janina, wo sie auf Staatskosten unterhalten werden, um später eine Stellung als Lehrer zu erhalten; die Wohlhabenden, die Tausende und selbst Millionen für griechische Unterrichtszwecke gegeben haben und noch geben, stehen der Nationalbewegung nicht nur gleichgültig, sondern sogar feindlich gegenüber. Häßliche Auswüchse haben diese Parteiungen gezeugt: Verleumdung bei den türkischen Behörden, Zufügung von materiellem Schaden jeder Art, Schlägereien, tückische Überfälle und Mord, und es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß es besser wird.

Seither haben die Aromunen für die großgriechische Idee gekämpft, sie waren die Bannerträger des Hellenismus, aromunische Lehrer und Ärzte haben in den aromunischen, bulgarischen und albanesischen Orten griechische Gesinnung zu verbreiten gewußt und unterstützt durch die gleiche Religion

auch bedeutende Erfolge gehabt. Seitdem aber in neuerer Zeit das bulgarische Element abgefallen ist, und das wenige, was im Süden Makedoniens noch griechisch gesinnt ist, trotz aller Anstrengungen abfallen wird, ist die Angst, daß auch die Aromunen und die Albanesen abfallen könnten, noch viel größer geworden und ganz verzweifelte Anstrengungen werden von Seiten der griechischen Regierung und des Syllogos gemacht, um dies zu verhindern. Aussicht auf Erfolg kann dies nur bei einem Teile der Aromunen haben, nämlich bei denen die auf Griechenland angewiesen sind. Hören wir die Gründe, die die Freunde Griechenlands ins Feld führen. Sie sagen, was brauchen wir, die wir auf dem Pindus wohnen, auf der einen Seite Epirus, auf der andern Thessalien haben, eine Kenntnis der rumänischen Sprache, die wir im Geschäfte doch nicht gebrauchen können? oder wozu soll uns unsere eigene, die aromunische Sprache dienen? Diese ist gut für Hirten und Keradži, aber nicht für die Kultur, dazu fehlen ihr die Wörter. Wir können nicht für uns bestehen in unseren Bergen, wir sind auf die griechische Ebene angewiesen, also müssen wir Griechisch lernen, das eine verbreitete Sprache ist, mit der wir im ganzen Orient auskommen, eine alte, hochangesehene Sprache, deren Litteratur von ganz Europa bewundert wird.

Aus diesen Gründen werden auch in Zagori und in vielen Gemeinden des Pindus die griechischen Schulen auf Gemeindekosten, ohne Unterstützung des Syllogos unterhalten, und dieser verwendet seine ganze Kraft auf den mehr gefährdeten Norden. Dort sitzt eine Bevölkerung, die auf serbischem und bulgarischem Sprachgebiete oder in Rumänien ihren Lebensunterhalt findet, diese benötigen also nicht der griechischen Sprache, sondern waren eher geneigt, sich der Nationalbewegung anzuschließen. Als weitere Gründe werden von der Nationalpartei angeführt: warum sollen unsere Kinder erst sich Jahre lang abmühen um Griechisch zu erlernen und die kostbarste Zeit damit verlieren? Das Griechische, das in den Büchern steht, ist viel zu schwer, das können wir Er-

wachsenen, die wir doch gut griechisch sprechen können, nicht einmal verstehen. Wir sind Aromunen. Wir wollen die Sprache, die wir von der Mutter gelernt haben, nicht vergessen, wir lieben unsere Sprache gerade so sehr, wie unsere Dörfer, unsere Berge. Wir stammen von den Römern, haben eine ebenso alte Geschichte, wie die Griechen, können ebenso stolz auf unsere Vorfahren sein, wie jene. Warum sollen wir also unsere Sprache aufgeben?

Wenn man vom praktischen Standpunkte aus der griechisch gesinnten Partei recht geben muß, vom idealen Standpunkte aus, lassen sich die Gründe der Nationalpartei hören, und wenn die rumänische Regierung diese Bewegung unterstützt, — thäte sie es nicht, so würde die ganze Bewegung mit einem Schlage in sich zusammenfallen, — so hat sie gewiß nur ideale Ziele im Auge, sie will den nahverwandten Stamm nicht in den Völkern der Balkanhalbinsel aufgehen lassen, das Gefühl für die Zusammengehörigkeit mit dem großen Stamme pflegen und in ihm eine nationale Kultur entwickeln. Die seitherigen Erfolge stehen aber gewiß nicht im richtigen Verhältnisse zu den gebrachten Opfern. Ich habe gezeigt, wie klein und dabei noch zerstreut lebend die aromunische Bevölkerung ist, und habe bewiesen, gestützt auf meine eigenen Beobachtungen, sowie auf die Angaben des Herrn Burada, einem anerkannt patriotisch gesinnten Manne, ein wie geringer Bruchteil national gesinnt ist. Seitdem die nationale Bewegung entstand, ist der Prozeß der Gräzisierung auf griechischem Boden nur beschleunigt worden, denn während man früher garnichts dabei fand, aromunisch zu sprechen, vermeidet man es jetzt absichtlich.

Zum Unglück für die nationale Partei ist in dieser selbst eine Spaltung entstanden, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist. Eines ist sicher, nämlich daß auf die Dauer die Aromunen sich bei ihrer Isoliertheit und Zerstreutheit inmitten der anderssprachigen, großen Völker nicht halten können, selbst wenn es gelingen sollte, die nationale Gesinnung bei allen zu verbreiten. Die rumänischen Schulen selbst, die

scheinbar der nationalen Bewegung Vorschub leisten, werden auf die Dauer einen Faktor bilden, der die Zersetzung beschleunigt; denn durch dieselben wird eine Sprache unter die heranwachsende Jugend gebracht, die das Sprachgefühl für die aromunische Muttersprache, die schon ohnehin dem Einflusse der griechischen, bulgarischen, türkischen und albanesischen Sprache ausgesetzt ist, abstumpft und sie einem schnelleren Verfalle entgegen führt. Schon jetzt ist dieser Einfluß zu merken und er wird in Zukunft noch größer werden. Die sozialen, kulturellen und selbst die politischen Verhältnisse werden mit unfehlbarer Sicherheit dazu führen, daß die Aromunen, wie so manches andere Volk vor ihnen, in den größeren Balkanvölkern aufgehen werden. Man kann das bedauern, aber nicht hindern; es war eben, wie Dr. Athanas in Servia sich ausdrückte (cf. p. 211), „ein schlimmer Stern, unter dem die Aromunen geboren wurden."

Dritte Beilage.

Bemerkungen zur Karte.

1. Verbesserungen zur topographischen und physikalischen Geographie.

Ungeübt in kartographischen Arbeiten, hat es mich große Mühe und viel Zeit gekostet die beigegebene Karte zu stande zu bringen. Einfach auf eine der vorhandenen Karten die Verteilung der Nationalitäten auftragen, mochte ich um deswillen nicht thun, weil so eine ganze Anzahl von Verbesserungen in Bezug auf die topographische und physikalische Geographie verloren gegangen wären. Deshalb entschloß ich mich, die ganze Karte neu zu entwerfen. Daß dieselbe noch viele Ungenauigkeiten und Irrtümer enthält, weiß ich recht wohl, allein gegenüber der österreichischen, der Kiepert'schen (Epirus und Thessalien) und der bulgarischen Karte vom Krivoschief Sect. VII zeigt die meinige doch so viele Verbesserungen, wenigstens in den von mir bereisten Gebieten, daß ich, ganz abgesehen von ihrem Werte als ethnographische oder genauer gesagt als Sprachenkarte, glaube, sie wird willkommen sein.

Gopčević's ethnographische Karte hat, das muß man gestehen, dem aromunischen Elemente im Norden des Gebietes, Gerechtigkeit widerfahren lassen, von Gruppen hat er nur die auf dem Neaguš- und Morava-Gebirge übersehen; allein seine Übertreibungen bezüglich der „serbischen" Nationalität sind einfach lächerlich. So liegen z. B. westlich von Servia die drei Dörfer Vanitsa, Velista und Radovista. Auf Grund des slavischen Namens giebt er ihnen serbische Bevölkerung, obgleich dort nur Griechen wohnen. Bei Verria liegt ein Tur-

kochori, für ihn sind also die Bewohner Türken, während in Wirklichkeit das Dorf eine aus Bulgaren und Griechen gemischte Bevölkerung hat. In der unmittelbaren Nähe von Elbassan setzt er auf Grund der Mitteilung seines Keradži ein serbisches Gebiet an, obgleich kein Slave mehr dort zu finden ist. An Oberflächlichkeit und Kühnheit der Kombination läßt seine Karte nichts zu wünschen übrig.

Die von mir angewandte Schreibung ist möglichst phonetisch, soweit es ohne Einführung ektypischer Zeichen möglich war, und entspricht der ortsüblichen Benennung, doch habe ich mich bei bekannteren Namen der üblichen Schreibung angeschlossen, wenn sie nicht gar zu sehr abweichend war. Der beigefügte Index erleichtert das Auffinden bei doppelter Bezeichnung, die aus Raummangel auf der Karte keinen Platz finden konnte.

dh (im Text) = δ (auf der Karte) ist neugriechisch δ, gleich englisch th in that, mother. ϑ ist neugriechisch ϑ, gleich th in engl. thank. ž ist französisch j[ardin], š ist deutsch sch, vielfach allerdings auch ein eigenartiger Doppellaut aus s und palatalem ch bestehend. ă ist gleich rumänisch ă (î), oder bulgarisch ъ, also ein dumpfer Kehllaut von o- und u-artigem Charakter. Wörter wie Tărnovo, Tărkolo können auch Trnovo, Trkolo also mit r-Vokal gesprochen werden. Die Betonung ist im Texte, aber nur ausnahmsweise auf der Karte angegeben.

Ich beginne bei der Besprechung der Verbesserungen im Osten. Daß das Gebiet der Walachen des Karadžova, der Megleniten, viele Veränderungen enthält ist bereits Seite 251 gesagt. Eine detailliertere Skizze der Topographie der dortigen Gegend im Maßstabe 1:560 000 enthält mein Vlacho-Meglen. Zweifelhaft bleibt nur die Lage des aromunischen Dorfes Livadi und die Mündungsstelle der vereinigten Wasser in den Vardar. Der Hauptfluß aus Bulgaro-Meglen trägt den Namen Meglenitsa oder Karadžova-Su. Zuflüsse sind: Gulema Reka (bei Subotsko), Severenska Reka oder Koter, Martfitsa, Bjelitsa und Slatina.

Das Wasser von Vodena wird Kremu, von den Türken Vodena Su genannt. Für das unmittelbar an der Bahn von Salonik nach Monastir gelegene Gebiet verweise ich auf die vortreffliche Karte, die dem von der Goltz'schen Buche „ein Ausflug nach Makedonien" beigegeben ist. Nur schade, daß die einheimische Benennung so oft der türkischen offiziellen oder im Munde der Türken verderbten Aussprache hat weichen müssen, sodaß manche Namen kaum zu erkennen sind; z. B. in der Nähe von Florina (Lerin) Sabreden statt Zabărden, Vosena statt Rosna, Lijani statt Ložani, Peschvesnitsa statt Pesošnitsa, in der Nähe von Monastir Djendjopol statt Nižopolje, in Meglen Sebiska statt Subotsko und dgl. m.

Auf dem Neaguš-Gebirge habe ich die Lage der arom. Dörfer angegeben, von denen sich die meisten auch auf der von der Goltz'schen Karte befinden. Selja ist zweimal vorhanden, das eine von Karagunen bewohnt liegt östlich, das andere von Faršerioten bewohnt westlich des Doxa-Berges. Auf demselben Gebirge nach Westen giebt es ein türkisch-bulgarisch Gramatikovo, das im Thale liegt, und ein hochgelegenes, von Faršerioten bewohnt. Auch nördlich des Ostrovo-Sees ist eine faršeriotische Niederlassung Papadhi, während im Thale das bulgarische Papadi liegt. Statt dieses Namens hört man auch den Namen Tsekuri.

In der Nähe von Monastir ist zu bemerken, daß Malovišta (die bulgarische Karte schreibt Valovišta) nicht so nahe der Straße liegt, wie angegeben wird, sondern 3—4 klm weiter südlich. Gopeš liegt nicht in demselben Thale wie Smilevo, sondern ist durch einen steilen Höhenzug davon getrennt. Für die unmittelbare Umgebung des Ochrida-Sees lag mir eine recht brauchbare, im Jahre 1887 in Ochrida erschienene Karte (1:125 000) von Kl. Zarof vor.

Der Mittellauf des Devol ist das noch am meisten unbekannte Gebiet Mittelalbaniens. Sein Lauf ist sehr wahrscheinlich viel gewundener und ist weiter nach Süden zu legen. Die Wasserscheide zwischen ihm und dem Schkump bildet das Kamna-Gebirge und dann folgt das Lenia-Gebirge, dessen

Namen auf der österreichischen Generalstabskarte von 1885 in Velastos-Gebirge umgeändert worden ist, warum? vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls ist der Name Lenia-Gebirge dort bekannt, während Velastos-Gebirge von mir nicht gehört wurde. Der Schkump entsteht aus einem östlichen Arm, der von Kalivatš herkommt, und einem westlichen von Länga. Letzterer ist wasserreicher, doch folgt er der Richtung des ersteren. Das Dorf Sedžem habe ich gestrichen, da es nur aus einigen zerstreut liegenden Häusern besteht, dafür eine Anzahl Orte neu eingetragen. In Musakjé konnte ich die Topographie sehr bereichern. Das auf allen Karten dort angegebene Frašir ist der Chan von Reskovets. In der Landschaft Tomori und Opara sind die Neueinzeichnungen zahlreich, doch habe ich nur solche angebracht, die auf Selbstgesehenem beruhen. Genauer dargestellt habe ich jenes Gebiet mit Angabe der Flußnamen bei Kortša im Globus B. 61. Nr. 24. Noch sehr besserungsbedürftig ist das Gebiet vom Gramos-Gebirge über Paljomajeri nach dem Smolika-Berg. Letzterer gehört vollständig in das Stromgebiet der Vovusa, bildet also nicht die Wasserscheide zwischen dieser und Bistritsa, wie ich auf meiner ersten Reise beobachten konnte; diese ist viel mehr ein ziemlich niedriger Höhenzug (etwa 10 klm östlich von Samarina), der die Ausläufer des Paljomajeri mit dem Vasilitsaberge verbindet. Zwischen letzterem und dem Smolika ergießen sich die Wasser von Samarina in die Vovusa, doch ist der Lauf derselben und die Mündungsstelle nur annähernd angegeben, da ich mich auf die Beschreibung von Hirten verlassen mußte. Ein bedeutender Zufluß des Venetikos kommt von dem Vasilitsa-Berge in der Nähe von Smixi, durchfließt ein wohlangebautes Thal und vereinigt sich mit dem von Milja herkommenden Venetikos. Auch der Fluß von Perivoli wird Venetikos, daneben Prusian genannt.

Die bedeutendsten Veränderungen konnte ich im Gebiete des nördlichen Zagori vornehmen. Wie ich Seite 142 und 144 angegeben habe, ist die Lage der Dörfer und Flußläufe gänzlich verschieden, als seither angenommen wurde. Leider

kann ich keine genauen Angaben für das jetzt griechische Zagori, für das ehemals arom. Gebiet machen. Meine Einzeichnungen beruhen auf den bekannten Karten, die ich soviel als möglich mit den mir gewordenen Mitteilungen in Einklang zu bringen suchte. Pouquevilles Angaben für jene Gebiete sind so confus, daß sie fast unbrauchbar sind. Für die Gebiete des Aspropotamos und Salamvrias konnte ich Dr. Philippsons Kartenskizze benutzen. (Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin Heft I 1894). Bezüglich der Chassia sagt Dr. Philippson, daß dasselbe ein mehr hügeliges Land darstellt. Ferner behauptet er, daß die Kambunischen Berge von N. N. W. nach S. S. O. streichen, allein das stimmt nur für den südlichen Teil, der nördliche Teil hat dieselbe Richtung wie das Tšapka-Geb. d. h. N.O. nach S.W., also parallel zum Laufe der Bistritsa. Die Namen der höchsten Berge bei Vlachoklisura sind nördlich Schubréts und südlich Muríkĭ. Die Dörfer am Aspropatamos sind zum Teil eingetragen nach Erkundigungen bei den Bewohnern in Trikala. Da dieselben nicht in Kilometern, sondern in Stunden angegeben wurden, was für die dortige tief durchschluchtete Gegend ein sehr ungewisses Maß ist, so mag vielleicht noch manches darin zu ändern sein.

---

2. Bemerkungen zur Ethnographie und Sprachgrenzen.

Wenn man die vorliegende ethnographische Karte mit früheren vergleicht, (Lejean, Kiepert) so wird man ziemlich bedeutende Unterschiede bemerken, Unterschiede, die sowohl auf Fehlern meiner Vorgänger beruhen, als auch auf seitdem eingetretenen Verschiebungen. Die Fehler beziehen sich namentlich auf die Verbreitung der Aromunen, die bei Lejean und Kiepert ein Zuviel bekommen haben in Mittelalbanien (Opara, Tomara) und in Bezug auf Ausdehnung des Zentrums des Gebietes nach Süden, und ein Zuwenig in Bezug auf ihre Verbreitung nach Nordosten und Nordwesten. Näher darauf einzugehen ist überflüssig, weil in der zweiten Beilage die Verbreitung der Aromunen eingehend behandelt ist.

Ferner ist die nord-östliche griechische Sprachgrenze immer weiter zurückgeschoben worden, da die der griechischen Partei angehörigen Bulgaren auch für wirkliche Griechen gehalten wurden. Selbst Gopčević, der die Grenze annähernd richtig gezogen hat, hat an einigen Stellen den Griechen zuviel zugewiesen. Meine Angaben beruhen auf Erkundigungen in Verria, also inmitten des fraglichen Gebietes, und zwar von Leuten, die die Dörfer ganz genau kannten, so daß also kein Zweifel über die Richtigkeit bestehen kann.

Verschiebungen haben in umfassendem Maße in Thessalien stattgefunden, wo das türkische Element sich so sehr zurückgezogen hat und zwar einmal nach Norden auf türkischen Boden, dann auch nach Kleinasien, daß die früher so zahlreiche türkische Bevölkerung der thessalischen Ebene fast vollständig geschwunden ist. Jedenfalls sind die Muhamedaner vor der griechischen Herrschaft viel schneller zurückgewichen, als vor der bulgarischen oder gar der österreichischen. Die verlassenen Dörfer sind von Griechen, Aromunen, christlichen Albanesen und selbst von Bulgaren eingenommen worden. In den Städten Trikala und Larissa giebt es kaum je 20 muhamedanische Familien, in ganz Thessalien zählen die Türken nicht mehr nach Tausenden, sondern nur noch nach Hunderten.

Eine zweite Erscheinung, die das Kartenbild verändert, ist das Vordringen des albanesischen Elementes, was ganz im Norden noch bedeutender ist. Die pelagonische Ebene ist bereits ganz durchsetzt mit albanesischem (und türkischem) Elemente. Westlich von Monastir sind die früher bulgarischen Dörfer Ramna, Lera, Dolentsi, Kažani ganz albanisiert und das albanesisch-muhamedanische Element in Ochrida, Resen und in den Dörfern um den Prespa- und Ventrok-See erstarkt zusehends.

Wie sehr die Bevölkerung der großen Städte gemischt ist, kommt auf meiner Karte nicht zum Ausdruck, es handelte sich für mich darum ein richtiges Bild über die ländliche Bevölkerung zu bekommen. Deshalb ist auch ein besonderes

Gewicht auf die genaue Angabe der Sprachgrenze gelegt worden, und zwar wurde dabei die Haussprache als Norm angenommen, unberücksichtigt blieb die Zweisprachigkeit und selbstverständlich auch die Religion: also die Bewohner der Landschaft Meglen sind als Bulgaren eingezeichnet, obgleich sie Muhamedaner (sogenannte Pomaken) sind, ebenso die muhamedanischen Valachades als Griechen. Es handelt sich besonders um drei Nationalitäten: Bulgaren, Albanesen und Griechen. Die Türken, Aromunen, Zigeuner, spanische Juden, Tscherkessen, Tartaren, Jürüken u. s. w. bilden keine große zusammenhängende Masse, wie die drei erstgenannten Nationalitäten.

A. Grenze des zusammenhängenden griechischen Sprachgebietes nach Norden.

Im Nord-Osten beginnend bildet die Grenze der Vardar von seiner Mündung bis zum Einflusse des Karasmak und dann zufälliger Weise die neu angelegte, aber nicht die alte Landstraße bis ganz in die Nähe von Verria bis zu den Dörfern Mikros und Turkochori, das eine aus Bulgaren und Griechen gemischte Bevölkerung hat, dann der Bahn folgend bis nach Niausta, das obgleich eine bulgarische Stadt, auf dem besten Wege ist gräzisiert zu werden, denn schon spricht ein großer Teil der Bewohner griechisch in der Familie. Die Dörfer Tarman und Aja Marina sind bulgarisch. Die griechischen Grenzdörfer sind also Plati, Paljochori, dessen Bewohner aus Kulakja gekommen sind, Gidha', Resna, Piskopi (auch eine Anzahl bulg. Familien) Kavašla, Stavros, Mikros oder Mikrovutsi, Turkochori (bulg. gr.) Javornitša, Rupan, Niausta. Jenseits des Vardar ist nur das Dorf Kulakja griechisch; Valmasa (Valmadhes) ist dagegen bulg. (Gopčević giebt griechisch an) ebenso Jondžida, das Gopčević ganz vergessen hat.

Südlich der Bistritsa haben nur die Dörfer Libanovo (das außerdem auch türkische Bewohner hat) und Milovo neben der griechischen auch eine bulgarische Bevölkerung.

Rein bulgarisch ist das Dörfchen Nisel, doch ist zu bemerken, daß dieses nicht etwa ein Überrest einer ehemaligen bulgarischen Bevölkerung ist, sondern die Leute sind erst in den letzten Jahrzehnten dorthin aus dem Norden eingewandert. Gopčević zeichnet noch ein bulgarisches Londžonos ein, das zu streichen ist; in den zerfallenen Hütten hausen nur im Winter aromunische Hirten.

Der Gebirgsstock des Neaguš ist ausschließlich von Aromunen bewohnt, die jenseitige Ebene von Egribudžák ist rein türkisch, die von Kailár ist sehr gemischt mit Vorwiegen des türkischen Elementes, dann kommen Bulgaren, Albanesen und auch zwei Tscherkessendörfer sind vorhanden: Sfeti Tóduri und Novoselo.

Westlich von Servia tritt die griechische Sprachgrenze über die Bistritsa, mit Kožani als größtem Orte im Norden, dann bildet der hauptsächlich von Aromunen bewohnte Höhenzug, der von Vlachoklisura nach Süden geht, die Grenze zwischen Bulgaren und Griechen.

Das Becken von Kastoria ist bulgarisch, doch Kastoria selbst, sowie Mavrovo sind griechisch resp. graezisiert, in Chrupišta ist zwar die griechische Partei sehr stark, aber von einer Gräzisierung kann nicht die Rede sein. Gošterats ist fast, Bogatsiko ganz griechisch. Die Sprachgrenze zieht von Gošterats nach der Brücke von Smixi, das nördlich liegende Pišak ist noch bulgarisch, dagegen Vitsani und Bubušta griechisch. Das Thal des von Gramosti kommenden Baches, der Bjelitsa, ist bulgarisch bis Chamotsko, das folgende Linotopi ist albanesisch und das folgende Gramosti aromunisch. Der Gebirgsstock von Gramosti war früher ganz aromunisch, ist jetzt zum Teil albanisiert, wie aber die Sprachgrenze zwischen Gramos und Smolika-B. zieht vermochte ich nicht zu erfahren. Hirten aus Gramosti sagten, es gäbe auf dem Razdol und Paljomajeri überhaupt keine Dörfer, im Sommer weideten dort albanesische und faršeriotische Hirten ihre Herden. Auch für die albanesisch-griechische Sprachgrenze in Epirus vermag ich nur nach Hörensagen zu berichten. Sicher ist nur, daß

das erste griechische Dorf jenseits des Smolika, das in der Nähe der Vovusa gelegene Grižbani ist. In Konitsa ist die Bevölkerung zweisprachig, doch ist die Haussprache mehr albanesisch. Das eigentliche Epirus ist griechisch bis auf die südwestlich von Janina gelegene Landschaft Tšamuri, die vorwiegend albanesisch ist. Wahrscheinlich geht die albanesische Sprachgrenze noch etwas weiter nach Süden, als ich sie eingezeichnet habe, wenigstens nach Angaben von Albanesen, die ich in Janina befragte, andererseits ist aber zu bemerken, daß die Kenntnis des Griechischen noch ein gutes Stück weiter nach Norden verbreitet ist im Gebiete von Arjirokastron, Premet und der Landschaft Kolonja.

B. Sprachgrenze zwischen Bulgaren und Albanesen.

Das Gramosgebirge ist das Gebiet, wo griechisches, albanesisches, bulgarisches Sprachgebiet sich berühren. Der Devol ist ganz auf albanesischem Gebiete, dieses biegt sich aber noch weiter nach Osten über Darda aus, bis in die Nähe von Kastoria, wo das sogar jenseits der Bistritsa gelegene Sliven noch albanesisch ist, dann folgen die auf der Karte angegebenen Dörfer, denen ich noch einige kleinere Dörfer und Weiler hinzufüge: Kozirat, Terstenik, Rapšišta, Kurila, Visotšišta, Kapešitsa, Biglišta (Bilišta, woselbst auch bulgarische und aromunische Familien ansässig sind) Bitinskă, Tren (Tărn), Rakitska, Schuets, Progon, Motšurišta, Golobărdă, Dzvežda, von dort in einer etwas gebogenen Linie nach St. Naum am Ochrida-See. Es giebt, wie schon angegeben, nur noch zwei bulgarische Dörfer südlich der angegebenen Linie: Drenovo und Bobošitsa südlich von Kortša. Auch der Süd-Westrand des Sees von Ochrida ist albanesisch bis zur Halbinsel bei Lin. Die von dort an tief gelegenen Orte sind bulgarisch, die hochgelegenen albanesisch, das bezieht sich auch auf die nördlich vom See gelegene Ebene von Struga. Die albanesischen Grenzdörfer sind Piskupat, Fărgovo, Radolištša, Zagratšani, Oktisi (auch Bulg.) (vorüber

an der aromunischen Sprachinsel Ober- und Unter-Bela, woselbst auch die Albanesen sich einzudrängen anfangen) dann die gemischten Podgortsi, Veleštša, Labuništa, Borovets; das an der Brücke über den Drin gelegene Dăboviani ist rein albanesisch, ebenso wie die auf der Höhe gelegenen Tateš, Dalagoštši, Bogovitsa, Pesotšan. In der weiter nach Norden folgenden Landschaft Dibra macht das Albanesische schnelle Fortschritte und drängt das Bulgarische zurück.

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ BUCUREȘTI

Index.

Abkürzungen: B. = Berg, Bev. = Bevölkerung, Ch. = Chan, D. = Dorf, Fl. = Fluss, Geb. = Gebirge, Gebr. = Gebrauch, Sitte, Kl. = Kloster, L. = Landschaft, N. = Name für Aromunen, St. = Stadt, Tr. = Tracht, Tš. = Tšiftlik.

Abdular D. 293.
Abendessen nach muham. Sitte 91.
Agnosti, Tšelnik 133.
Agrivu Ch. 149.
Aivan D. 285.
Akarnanien 292 ff.
Akšalá D. 216.
Albanesen in Athen 179.
Albanesen in ihrem Verh. zu den Türken 76. 108.
Albino 259.
Ali Pascha 137. 156. 157. 190. 202. 228.
Alimeria (La Vlachlu) D. 202. 293.
Alistrate St. 142. 288.
Almiro, Armiro, Halmyros St. 293.
Aló Bey 215.
Amatovosee 253.
Ameru s. Milja.
Amuneni N. 276.
Anilion D. 283.
Anlage der Dörfer 266.
anteríu, andríu Tr. 264.
Antiquitäten 49. 52. 80. 84. 116. 119. 131.
Ardhenitsa Kl. 86.
Ariga, Gregorios Patriarch 179.
Armata, Armatovon D. 144. 282.
Armenia D. 290.
Arsaki 179.
Arsenthal 295.
Arta St. 152. 292.
Arvanitóvlachi N. 275.
Aspropotamos (Aspros) Fl. 166 etc.
Athanasescu 305.
Athanas Dr. 211.
Aufstand v. 1878. 203.
Ausrüstung zur Reise 38. 113.
Aussprache der Zeichen 314.
Avdhela (Avela) D. 133. 134. 282.
Averhie 305.
Averof 151. 179.
Avlona St. 290. 291.

Babá Ali D. 232. 287.
Baba D. 206.
Babie Ch. 70.
Baburi D. 290.
Bachtše D. 202. 293.
Bagav, Andrea 278.
Băjasă s. Vovusa.
Balduni Ch. 152.
Banga, Michael 107.
Banitsa D. 22.

Bardža D. 92.
Barovitsa D. 249.
Barth 286. 293.
Bašlar D. 207. 293.
Bauart 217. 268.
Bela (Beala) ob. u. unter D. 290.
Beleš-Geb. 234.
Belgrad 296.
Belitsa, Bach 127.
Belitsa Fl. s. Bjelitsa.
Belkamen D. 287.
Belmak Tš. 78.
Berat St. 88. 291.
Beratoria, Ruinen 148.
Bešu 305.
Bey 13.
Bibliothek (Ochrida) 52. (Muskopolje) 98. (St. Maria) 210.
Bidzulá 74.
Bi(g)lišta s. Biklišta.
Biklišta D. 271. 321.
Bild im Kl. d. hl. Johannes 103.
Bischöfe griech. 229. 237.
Bistritsa Fl. 128 etc.
Bítolj, Bitolja s. Monastir.
Bjelitsa Fl. 25. 314.
Blatsa D. 129. 286.
Bobeš s. Gopeš.
Bobošitsa D. 111.
Bodli, Anastas 52.
Boeotien 292.
Bofniaberg 92.
Bogatsiko D. 320.
Bogoroditsa D. 239.
Bojadschi 297.
Boji N. 276.
Bolintineanu 273. 274. 278. 305.
Boltinon D. 282.
Bomi N. 276.
Borislaf(tsi) D. 28.
Botsari, Marko 185. 194.
Bozovon 282.
brân Tr. 262.
Breaza D. 144. 281.
brima e hazmes (Schatzhöhle) 73 ff.
Brondos D. 293.
Brücken 70. 78. 128. 139. 152. 199. 200. 207. 216. 221. 227. 239.
Brujik D. 285.
Bubulím D. 87.
Bubušta D. 128.
Bücher in Muskopolje gedruckt p. 98 Anm.
Bukuvala, Speise 19.
Bulamatše, Tšelnik 109. 183. 291.
Bulgaren oder Serben in Makedonien 3.
Bulgaro-Meglen 24.
Burada 276. 306.
Buša D. 193. 292.
Butkovasee 234.
Buya, Buia, Lehrer 35.
Buždova D. 232. 288.

Chaliki D. 284.
Chalkeus, Gelehrter 99.
Chalkis 198.
Chan = Herberge mit Stallung, häufig mit einem Laden (Magazíe) verbunden.
Chandží = Besitzer eines Chan 10.
Charalejas D. 85.
Chassia-Geb. 317.
Christo Softše 248.
Christophoridis 71. 73. 77.
Chrupišta D. 127. 287. 320.
Chrysikopulos Dr. 177.
Chuma D. 245.

Dan Kaufm. 270.
Dangli L. 290.
Daniel 99.
Dardha D. 90.
Dassareten N. 276.
Dautli D. 239.
Demir-Hissar D. 230. 288.

Dentsikon, Den(u)sku D. 289.
Deutsche Ansiedelung 253.
Deutsche in Salonik 222.
Devol Fl. 78. 315.
Dhomoko St. 293.
Djavat (Gjavat) Ch. 113.
Djelovo D. 124.
Dobreni D. 91.
Dobrinovo D. 143. 201. 282.
Dodola Gebr. 254.
Dolen D. 168.
Dolentsi D. 114.
Doljani (Zagori) D. 146. 283.
Doljani (Neaguš) D. 219. 287.
Doljani (Aspros) D. 284.
dónuri Tr. 262.
Dorian = Doiran 236.
Dörtalí D. 216.
Doten N. 276.
Drabadowa, Qelle 157.
Dragari D. 146. 283.
Dragor-Fl. 9.
Dragovista D. 284.
Drama St. 142.
Drăstenik s. Tărstenik
Drausta s. Dragovista.
Drenovo D. 111.
Drisko Ch. 153.
Dristenik s. Tărstenik
Driza D. 290.
dulumă Tr. 262.
dulumítš Tr. 262.
Dumba 227.
Dunitza Fl. 58.
Durazzo St. 291.
Duro 228.
Dušnik D. 82. 289.
Duviak D. 290.
Džatas 126.
Dženeradzlji D. 285.
džimăndane Tr. 262.
Džumaja St. 230 ff. 288.
Džura Ch. u. D. 69.
Džurdža D. 284.
Džuri Ch. 112.
Dzveżda Ch. u. D. 112.

Egribudžak L. 216. 320.
Einrichtung der Wohnung 188.
Eisenbahn in Thessalien 175.
Ekšisu, Säuerling 36.
Elassona St. 209, 294.
Elbassan St. 71 ff.
Elevtherae Ruinen 197.
Epirus 291.
Erdbeben 159.
Ereseli D. 239.
Ernte 118.
Etoliko St. 194.
Etymologien (Anmerkungen).
  Aous-Ou 138.
  Boemitsa 234.
  Kalarites 163.
  Lănga 59.
  Metsovo 149.
  Muskopolje 101.
  Nonte, Năte 26. 149.
  Peštšani 55.
  Trikala 174.

Fachri-Saptjé 20.
fălkare = Sippe 186. 275.
fanelă, făneauă Tr. 262.
fară = Geschlecht 275.
Faršerioten N. 52. 87. 186. 202. 275.
Favréal 252. 253.
Fearikă s. Fjeri.
Feier des Ev. Johannis 14.
  des Johannisfestes 35.
  des Eliastages 54.
fes Tr. 263.
Fieberbehandlung 64.
Fijeri s. Fjeri.
Fischfang im Drin 46.
Fische im Ochridasee 47.
Fjeri D. 83. 289.

Flamburari B. 143.
Flamburari D. 145. 146. 282.
flănelă Tr. 262.
flok Tr. 263.
flor = Albino 259.
Florina St. 123. 287.
Floro s. Flamburari.
Forellenfang 61.
Frakula D. 290.
Frašir Ch. 83. 316, D. 291.
Fratsilia, Zeitschrift 305.
Frühere Zahl der Ar. 296 ff.
Frühere Verbreitung 297 ff.
Fteri D. 211. 293.
Furka D. 130. 277. 281.
Fuša D. 289. 297.
fustană Tr. 262.

Gakia-Pipa D. 194. 292.
Gardhiki D. 284.
Gardista s. Gardhiki.
Gărmani D. 290.
Gastfreundschaft bei Alb. 118.
Gegen, Tr. der 264.
Geheimsprache 153.
Gesang (Tonleiter) 189.
Geschlecht 275.
Gesten der, Arom. 260.
Ginnis, Ephraim 73. 180. 183.
Gjeles D. 92.
Gjitho-math D. 106.
Gjokeštiras D. 94.
Gjövgjöli St. 239.
Gjümendže 250.
Gjüvešne 225.
Glaube ans Jenseits 110.
Glidzadhes D. 285.
Gobišeni N. 274.
Golik D. 68.
v. d. Goltz 315.
Gopčević 4. 6. 72. 253. 313.
Gopeš 114 ff. 286. 315.
Gorgopik D. 251.
Góritsa, Stadtviertel 81.
Góritsa Ch. 112.
Goritšan D. 290.
Gornitšovo D. 22.
Gošterats D. 320.
Grabovo D. 289.
Gradischte D. 290.
Graezisierung 4. 146. 222 etc.
Gramatikovo D. 315.
Gramos-Geb. 316 etc.
Gramosti D. 127. 289.
Grandea 278.
Grebena D. 130. 287.
Grebeniti D. 147. 283.
Grebenits s. Grebeniti.
Gregorius, Mönch 98. 99.
Greva D. 91.
Grižbani 144. 321.
de Gubernatis 279.
Gudovazi D. 285.
Gulemareka Fl. 25. 314.
Gura D. 277.
Guro D. 94.
Gušet D. 245.

Hadžibeilik D. 233.
Hadžigaki 178.
Hagelwetter 34.
Haivatovo D. 225.
Halil Rifat Pascha 20. 215.
Halmyrós s. Almiro.
Halvadžias D. 83.
Halvadži = Verkäufer v. türk. Honig.
Hamosko D. 128.
Handwerker, Tr. 264.
v. Hahn 101. 234.
Haralambi 109.
Hausbau 268.
Hauseinrichtung 269.
Heinze, Bankdirektor 223.
Heuzey 273.
Hitze in Musakje 85.
Hochzeit bulg. 119 ff.

Höhle bei Bidzulá 74 ff.
bei Petreila 77.
bei Pulumbas 77.
bei Siraku 162.
Holzhandel 139.
Holzschnitzerei 33. 35.
Hôtel, Stadt Athen (Athen) 177.
— Böotia (Theben) 197.
— Colombo (Salonik) 223.
— Duretti (Uesküb) 253).
— des Etrangers (Chalkis) 198.
— de France (Volo) 176.
— Trakaly (Salonik) 221.
— Tsami (Larissa) 203.
Hurvišta D. 288.

Iliescu, Tašcu 32.
Imirbeï D. 277. 292.
Imišta D. 87. 290.
Imperatoria s. Beratoria.
Išlam Aga 131.
izmeane Tr. 262.
Izvor D. 25.

Janina 153. 154 ff. 292.
Jankas, Tšelnik 188.
Jankovats D. 40, 287.
Januš. Taki 178.
Jireček 250. 295.
Jizét Bey 215.
Joanescu (Džonesku) Sterju 32.
Joasaph, Patriarch 99.
Jondžida D. 319.
Jordaki, Lehrer 114.
Juden, spanische 5. 72. 126. 155. 174. 218. 221.
Jussu Bey in Elbassan 78.

Kailár St. 18. 320.
Kaimakám, oberster Beamter eines kleineren Kreises.
Kalabaka St. 170.
Kalarites (Kalarlji) D. 163. 283.
Kalfan D. 289.
Kalivă = Hüttendorf d. Hirten 21. 41. 87. 269. Kalivi al Goga 277. 292.
Kalivatš D. 58.
kăltsăveată Tr. 262.
Kambisi N. 278.
Kambunische Berge 317.
kămeaşă Tr. 261.
Kamja D. 284.
Kamna-Geb. 315.
Kantscheff, Lehrer 228.
Kapitanat ar. 137.
kapót Tr. 263.
Karadžolo D. 207. 293.
Karadžova-Geb. 21. 24. 26. 244. 249.
Karagun N. 275. 276.
Karakatšan N. 277.
Karakoltšanï N. 275.
Karakotta, Jörji 114.
Karamitšu 227.
Karawane ar. 152. 169.
Kardhitsa St. 175. 293. D. 90.
Karpenision L. 292.
Kasakovitš, Dimitro 114.
Kasana, Kaufmann 139.
Kastanja D. (Kusteana) 168. 285. Ch. 169. D. (Neaguš) 219. 287.
Kastanki D. 25.
Kastoria St. 125. 287. 329.
Katerina St. 294.
Katsarós D. u. Tšelnik 192. 193. 292.
Katšăunï, Kătšunï 202. 276.
kătšuă Tr. 263.
kătsulă Tr. 263.
Kaufleute, Tracht 260. 264.
Kavaja St. 291.
Kavalla St. 142.
Kavalliotis 99.
Kažani D. 39. 114.
Keradží, Pferdebesitzer, der den Verkehr vermittels seiner Last-

tiere, aber nicht mit Wagen besorgt 176 etc.
Kerasja D. 285.
Kermes-Eiche 152.
Kiepert 313, 317.
Kilbisire D. 289.
Kirchweihe 54. 248.
Kišlar D. 288.
Kisserli Gr. u. Kl. 206.
Kivernitis Arzt 240.
Kjară s. Anilion.
Kjatră D. 290.
Klinovo D. 285.
Klisura (Klamm) von Lănga 60; von Missolungi 185.
Klisura s. Vlacho-Klisura.
Klöster: Ardhenitsa 86, Barlaam 171, Dionys 138, Dreifaltigkeit 172, Elias 54, Janina 157, Johannes 102, Kjepine 161, Kolkondasi 85. Maria 210, Meteoron 171 ff., Naum 49 ff., Nikolaos 172, Petka 54, Pójani 84, Siraku 161, Stephanos 172, Zovistiana 162.
koatše Tr. 263.
Kodžabaš = etwa Bürgermeister; wird von der Gemeinde gewählt, Verteilung der Abgaben im Verein mit den Beisitzern, Schlichtung von Streitigkeiten, selbst gewisses Strafrecht steht ihm zu.
Koinsko D. 246.
Kokinopló D. 210. 293.
Koklji D. 285.
Kokuneš Jörji 60. 64 ff.
Koldži 118.
Koletti, Minister 161.
Kolkondasi Kl. 82. 290.
Kolonja D. 87. 290.
Konák = Amtsgebäude der türk. Behörde.
Kondos Prof. 181.
Kondovraki D. 158.
Konisbalte D. 82. 289.
Konitsa St. 144.
Kontos 228.
Kopatšar Anm. 130. 131. 277. 297.
Koraïs, Prof. 179.
Korfu 163. 292.
Korinth 183.
Kornu s. Kranja.
Kortša St. 106 ff. 291.
Kosel D. Schwefelquelle 53.
Kosma, Mönch 146.
Kossova D. 290.
Kosta al Manduka B. 96.
Kostatšaní N. 275.
Kosteana s. Kastanja.
Kostretsi D. 291.
Koter Fl. 314.
Kotula, Adam 209.
Koturi D. 167. 198. 284.
Kožani St. 129. 287. 320.
Kozitsa B. 58.
Kranja (Kornu) 168. 284. (Turia) 282.
Kraštali D. 239.
Kremu Fl. 23. 315.
Krivoschief 313.
Kruate D. 290.
Krudi, Sima 103.
Krüegjata D. 290.
Krüekukj D. 197.
Kruševo St. 32 ff. 287.
Krystalli (Krustali) 160, Konst. Anm. 185.
Kukješ D. 68.
kukót Tr. 262.
Kula = einzelstehendes Wachthaus oder Thurm 22.
Kulakja D. 319.
Kuléo-Berg 138.
kundúš Tr. 262.
Kupa D. 244.
Kurekukje D. 290.
Kurša-Geb. 234.
Kurtesi D. 291.

Kusteana s. Kastanja.
Kutali D. 87. 290.
Kutšobina D. 193. 292.
Kutsovlachen 273.
Kutsúflen D. 169. 285.
Kyriaš, Jerasimos 213.
Kyriopulos Kaufm. 127.

Lăbănitsa D. 282.
Laïsta D. 140 ff. 272, 282.
Laka s. Laïtso.
Lamia St. 292.
Lampros Prof. 178.
Lănga 59 ff. 289.
Langaza D. u. See 225.
Langlebigkeit der Ar. 62. 104.
Lapsišta St. 129.
Larissa St. 204. 293.
Lávdari D. 93.
Leake 85. 150. 266. 273. 274.
Leaskovits D. 283.
Leïkas D. 94.
Lejean 317.
Lenia-Geb. 315.
Lepenitsa D. 166. 284.
Lera D. 114.
Leskovets D. 16.
Léšnitsa D. 144. 282.
Levan-Samar D. 290.
Levan-Schaban D. 290.
Levani D. 290.
Libanovo D. 319.
Liboftsa D. 290.
Ligari D. 207.
Liguvitsa See 192.
Linòtope 127. 289. 297.
Lintopeni N. 274.
Livad(h)i, ar. D. 249. 287.
Ljabovon D. 285.
Ljapide, Albanesenstamm 82.
Ljumnitsa D. 242 ff.
Londžonos D. 320.
Lord Byrons Denkmal 194.
Lošovits 129.
Lunga (Lănga) 59 Anm.
Lunzi (Lugunzi) D. 28.
Lužešti D. 285.

Macedonia Zeitschr. 305.
Mādā, Majadala D. 247.
Makedoniens Bevölkerung, bulg. oder serb.? 3. 4.
Makrini D. 146. 282.
Malakassi D. 285.
Malakassi, Georg 163.
Malikisee 106. 112.
malĭót Tr. 263.
Malovišta D. 39. 286. 315.
Mandratšík D. 234.
Manduka, Bischof 99.
Mangal = Kohlenpfanne 154.
Manjana L. 292. D. 183. 193. 276.
Margarit, Apostel 10. 204. 278
— Taki 10. 36.
Martfitsa Fl. 314.
Maruša D. 119. 287.
Mavrovo D. 320.
Massareten N. 276.
Massi Kaufm. 239.
Matsuki D. 162. 283.
Mavromatis 279.
Mavronei D. 132.
Mavrovuni-Geb. 276.
Mazereka D. 93.
Mboria D. u. byzant. Kapelle 110.
Medžidjé = etwa 4 Mark.
Mefoli D. 290.
Megarovo D. 35. 286.
Meglen 28. 249. 314.
Meglenitsa Fl. 25.
Metimer D. 116.
Métsovo St. 149 ff. 272. 283.
Mikros D. 319.
Miličević 296.
Milja (Ameru) D. 282.

Milja D. (am Aspros) 284.
Milovo D. 319.
Mintšu Anm. 149.
Missolungi St. 184. 292.
Mitšan D. 291.
Miza D. 290.
Mohadžír = tk. Flüchtling.
Móina D. 241.
Mokosi D. 285.
Mokra L. 58.
Molovišta s. Malovišta.
Monastir, Bev. 3 ff. 272. 287.
Morava D., Fl. u. Geb. 289.
Mordtmann Dr. deutsch. Konsul 223.
Müdür, oberster Beamter eines oder mehrerer kleiner Orte.
Muhamedaner in ihrem Verhältnisse zu den Christen 21. 42 ff. 127. 146. 223, 229. 244.
Muhamedanisierung der Bev. v. Nonte 27.
Murikĭ B. 317.
Musakjé 82 ff. 289.
Mutšara D. (Aspros) 284.
Muskopolje 96 ff. 291. 297.
Musta Bey 28.
Mutessaríf, oberster Beamter eines grösseren Kreises. (Elbassan, Berat, Kortša).

Naki (Vutšu) 31 etc.
Năte blg., Notje tk., Nonte megl., Nunte megl. u. ar. 26. 279.
Nationale Bewegung 309.
Naum Kl. 49. 50. 56.
Ndešlji s, Ndesi.
Ndesi D. 284.
Neaguš-Geb. 220 etc.
Nebelbildung in Musakje 87.
Negovan D. 16. 287.
Negroponte St. 200.
Neveastă s. Neveska.
Neveska D. 17 ff. 199. 286.
Nevoden s. Vendista.
Niausta St. 220. 287.
Nigrita St. 231. 288. 295.
Nikolitsa D. 289. 297.
Nikultšeni N. 274.
Nisch St. 296.
Nisel D. 320.
Nitša D. 289.
Nižopolje D. 36. 286.
Nonte s. Năte.
Notje s. Năte.
Nufus = Steuerkopf 279.
Nušas D. 193. 292.

Oblak Dr. 229.
Ochrida (Ohrid) St. 41, 51 ff.
Ochridasee 46. 48. 50.
Ochtu D. 192. 292.
Odžak D. 216.
Oka = 2¼ Pfund.
Opara L. 96.
Orgilji s. Tifloseli.
Ošin D. 28.
Ostrovitsa Geb. 92.
Ostrovo D. u. See 22.
Osum Fl. 81. 82.
Ou-Berg 138. 139.

Pădz D. 144. 282.
Paljomajeri=B. 316.
Paljo-Vlachia 282.
Paljochori (in Zagori) 144. 282.
Paljochori D. 158. 283.
Paljoseli D. 144. 282.
Păltin s. Boltinon.
Pangu, Niku 192.
Pantaloni, Kula Ch. 147.
Pantesidhis Prof. 178. 182.
Papad(h)i D. 287. 315.
Papa Jerjíu Lehrer 228.
Papa Ioan, Lehrer 208.
Papa Kostantin 59. 60. 61.
Papanastas, Zisi Dr. 130. 213.

Paparudă Gebr. 254.
Papingo-Berg 144.
Papistan 241.
păputse Tr. 263.
Părleango s. Pernjako.
părpodz Tr. 263.
Patras St. 184. 282.
Pelitsa, Dimitru 114.
Peninsula balcanică, Zeitsch. 305.
Perdhikis Dr. 201.
Perínjasi D. 92.
Peristeri-Berg 9.
Perivoli D. 135ff. 202. 282.
Pernjako D. 285.
Pertuli D. 284.
Peštšani D. 55.
Petelino D. 288.
Petrescu, Vangeliu 32.
Petschenegen 250.
Phanar St. 293.
Pharsala St. 176.
Philippson, Dr. 180. 195. 277. 317.
Picot Prof. 279.
Pilgadhes D. 289.
Pipilište D. 130. 286.
Pira D. 198. 284.
Pirpiruna Gebr. 254.
Pirvoljats N. 137. Bild 136.
Pissodereni N. 274.
Pissoderi D. 123. 272. 286.
Pistiki N. 184. 276. 292.
Pljasa D. 109. 111. 289.
poală Tr. 262.
Pobrat D. 289.
Pogatscher, oestr. Konsul 9. 21. 45 etc.
Pogradets D. 57.
Pójani Kl. (Apollonia) 84. D. 85. 290.
Politsa (Plateau) 148.
Poljak = Flurhüter 28.
Poljanin s. Dorian.
Poroja (Gorni-ober) 234. 288. (Dolni-unter) 236.
Pouqueville 101. 129. 183. 184. 273. 274. 276. 317.
Preveza St. 292.
Prilep St. 2. 287.
Priz(d)rend St. 254. 287.
Propaganda bulg. 228—230. griech. 229. 230 etc. 237. 240. kath. 242. 138. rum. 204ff.
Proptišti D. 68.
Prózdovets D. 93.
Prussian Fl. 138. 316.
pudiao Tr. 262.

Radostina D. 84. 290.
Radovista D. 313.
Rakle Ch. 1.
Ramna (am Strymon) D. 233. 288.
Ramna bei Monastir D. 114.
Rapp s. Kokuneš.
Rašinit Bach 140.
Räuber 12. 30. 37. 41. 58. 65. 115. 140. 146. 148. 165. 170. 205. 212ff. 226.
Resen (Resna) St. 40. 287.
Réskovets Ch. 83.
Riga, Dichter 203.
Robe, Perikles 2 etc.
— Tasso 30
— Georg 38 etc.
Rodope-Geb. 246. 295.
Rosna Tš. 11ff.
Rückgang der Bevölkerung 296.
Rückgang des Wohlstandes der Hirten 109. 134. 135.
Rulja D. 124.

Săié Tr. 264.
Sali Bey in Berat 81.
Salonik, Salonichi 221ff. 280. 288.
Samarina D. 130. 144. 281.
Saptjé = Art Gensdarm zu Fuß, wozu ältere Soldaten verwandt werden.

Saragodina, Neujahrsgruß in Elbarsan 72.
Sarakatšan N. 277.
sárikă Tr. 263.
Schafschur bulg. 14.
Schaĭnlji s. Sisanion.
Schămrie L. 184.
Schátista St. 129. 287. 295.
Schesku D. 202. 293.
Schildkröten 246.
Schípiska D. 104. 105. 297.
Schischman Mokros 58.
Schkjepur D. 83. 289.
Schkjipetaren Albanesen. 58.
Schkodra St. 291.
Schkozani 94.
Schkump Fl. 67. 316 etc.
Schmuck, oest. Konsul 253.
Schneetransport vom Tomor 88.
Schtulas D. 290.
Schubréts B. 317.
Schulen 306 ff. 191.
Schuputsél D. 146.
Schwierigkeiten v. Seiten der tk. Behörden 16. 24. 150. 220. 240.
Sedžem D. 68.
Seidenzucht 24.
Selfidže s. Servia.
Selimli D. 239.
Selja D. 219. 220. 287. 315.
Semani Fl. 82.
Serres 227 ff. 280. 288. 295.
Servia St. 212. 294.
Severenska Reka Fl. 314.
Sevrian D. 25.
šigune Tr. 262.
Silberarbeiter 25. 33. 199.
Sina, Baron 179.
Sippe 275.
Siraku D. 160. 272. 283.
Sirminina D. 246.
širvăr Tr. 264.
Sisanion (Schaĭnlji) 128. 285.
Skamnel D. 146.
Skapari D. 290.
Sklineasa D. 285.
škurtu Tr. 262.
Skrofotina D. 290.
Slatina Fl. 25. 314. D. 68.
Slavafeier 4.
Smilevo D. 116. 315.
Smixi, Brücke von 128. 320. D. 130. 207. 282.
Smolika-B. 144. 316.
Sopi D. 290.
Sóviani-See 112.
Spileon D. 132.
Spolaito D. 188.
Sprachenkenntnisse der Ar. 272.
Stari Chan 112.
Stefu Bibe 242.
Steinpilze 236.
Sterju Naki 114.
Steuern der Hirten 134. 137.
Stojakova D. 239.
Strafitska D. 92.
Straßenbau 69.
Stratos, Ruinen 183, 191.
Stravai Bach 68.
Stropan D. 289.
Strudža D. 285.
Struga St. 46. 287.
Strymon-Walachen 235.
Studena-Voda 54.
Studenten in Athen 180 ff.
Sturdza s. Strudža.
Sturnara 151, 179.
Súbotsko D. 25.
Sucha-Planina 295.
Suflari D. 206. 293.
Suli-B. 292.
Suliman Aga 118.
Suljani D. 290.
Suroveli 183, 185, 187 292 ff.
Suvarí = berittener Gensdarm.
Sverneši D. 290.

Tabaksbau 188.
tălăgán Tr. 263.
tămbare Tr. 263.
Tänze 163. 164.
Tărkolo Anm. 175.
Tărnovo D. 35. 286.
Tărstenik (Zagori) D. 283.
Tărstenik (bei Kruševo) D. 287.
Tegotšik 228.
Telega, Fahrt in der 1.
Tempethal 206. 207.
Teppiche 188. 202.
Teskerét = Paß.
Theben 197. 280. 292.
Tifloseli D. 284.
Tirana St. 291.
Tirnavo 207, 293.
Tierschutz 2.
Tista D. 132.
Toivaš D. 205. 293.
Tomor (Geb.) und Tobalt (Sage) 89. 90.
Tomoritsa Fl. 90. D. 90.
Tošitsa Michael 151. 179. Helene 179.
Tracht, bulg. in Smilevo 117; der Tosken 264. der Arom. 260 ff. 142. 147. 152. 190.
Treppe, künstliche 140, natürliche 89.
Triachania 152.
Trikala 172 ff. 279. 293.
Trikupi 184.
Trinksprüche bulg. 15.
Tsami, Jerji 203.
Tsaritsena St. 208. 279. 294.
Tsarkovian D. 219. 287.
Tsekuri D. 315.
Tselingas 183. 186.
Tserkorina D. 290.
Tserna Fl. 253.
Tsernareka D. 248.
tsipune Tr. 262.
Tšamuri L. 321.
Tšaúš = etwa Feldwebel.
Tšelnik = Haupt einer Sippe s. 186. 187.
Tšelnikoanja 193.
Tšereš D. 169.
Tscherkessendörfer 320.
Tšerneši D. 145. 282.
Tšiftlik = Gut s. 11 ff.
tšileahe Tr. 262.
Tšipănĭ (Tšipenĭ) N. 190. 277.
Tširibiri 273.
tšitšeroană Tr. 263.
tšoarik Tr. 262.
Tšoban = Hirte N. 87.
Tšoranĭ D. 169. 285.
tšorape Tr. 263.
Tšorbadži, Anrede an Vornehme.
Tšukas D. 128.
Tšuli, Räuber 277.
Tšumerka-B. 292.
tšupare Tr. 263.
Tšupelovo (Tšipelovo) D. 146.
Tšüplak D. 290.
Tsurlis = Tšuli 277.
Tudhas D. 94.
Turia s. Kranja.
turište 270.
Turkochori D. 313. 319.
Tušin D. 29.

Ueberteuerung v. Seiten d. arom. Chandzi 144. 151. 167.
Unfälle 30. 43. 44. 67. 79. 94. 124. 125. 145. 159. 232.
Unierte Gemeinde 137.
Urăgurtă D. 290.
Urechĭe 305.
Untergang der Aromunen 311.

Vadisa D. 290.
Valachades, Vlachădes Anm. 128.
Valearatsi, Bach 247.
Valí, oberster Beamter des Vilajets (Provinz) (Salonichi, Uesküb, Monastir in Makedonien).

Valmasa D. 319.
Valona s. Avlona.
Vanitsa D. 313.
Vărteni D. 40. 289. 297.
Vasilaki, Vasili 178. 203.
Vasilitsaberg 132. 316.
Velastos-Geb. 316.
Veles St. 253. 287.
Velestino D. 203. 293.
Velista D. 313.
Velošti, D. Schwefelgrube 53.
Vendista D. 168. 285.
Veneditško (Goldstück) 248.
Venetikos Fl. 132. 138. 316.
Ventsilji D. 130.
Verria St. 218ff. 279. 287.
Verion Emir Bey 84. Omer Paša 185.
Veterniko D. 284.
Vezirsbrücke 70.
Vilari D. 196.
Vilitšani D. 168. 284.
Vineti Ch. 129.
Vlach, Name 273.
Vlachipimenes 273.
Vlachojan D. 294.
Vlacho-Klisura D. 129. 286.
Vlacho-Livadhon D. 210. 293.
Vlacho-Meglen 22ff. 241ff.
Vladova 23.
Vlaški 28.
Vodena St. 23ff. 219.
Voladha D. 219. 287.
Volksmedizin 64. 96.
Volo St. 176. 201, 293.
Voskop D. 101. 106.
Vovusa D. u. Fl. 139. 148. 282.
Vrachori St. 185. 292.
Vrania St. 296.
Vrtolom, Vărtolom D. 118.
Vutunosi D. 152. 283.
vuveată Tr. 262.

Wanderung der Ar. 132. 133. 301.

Xerolivadhon(-dhi) D. 217.219.287.
Xsiromeri, Xsilomeri L. 190.

yilekĭe Tr. 262.

Zabărda D. 138.
Zabărden D. 128.
Zagori 145ff. 297.
Zählmodus 279.
Zalakosta (Dželakosta) Dichter 161.
Zaloši D. 92.
žarkanĭ D. 291.
Zarof, Klemens 315.
Zavaljan D. 291.
Zeichen d. Rückganges 300.
Zeleni D. 128.
Zeligošti D. 128.
Zigeuner 78 ~ burg 234.
Zinzare 273.

Druck von August Pries in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DR
27
A8W4
Bd.1

Weigand, Gustav Ludwig
Die Aromunen